

FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

7
2012

Herausgegeben von

MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

unter Mitwirkung von

ANTI SELART, ANDRIS LEVANS und KONRAD MAIER

in Verbindung mit

DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),

JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),

ILGVARS MISĀNS (Riga), EVGENIJA NAZAROVA (Moskau),

DAVID J. SMITH (Glasgow), GVIDO STRAUBE (Riga),

TÕNU TANNBERG (Tartu), ÜLLE TARKIAINEN (Tartu),

MATTHIAS THUMSER (Berlin), RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin),

HORST WERNICKE (Greifswald), SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 7
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2012

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert
durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0180006SI1 und
SF0130038S09
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)
die Baltische Historische Kommission e.V.
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa
(Lüneburg)
die Fakultät für Geschichte und Philosophie der Lettischen Universität in Riga
und das Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu

**NORD
OST
INSTITUT**

Redaktion:

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090
fzbg@ut.ee

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.
Bestellungen können an die Redaktion oder an Dr. KONRAD MAIER,
Nordost-Institut, Conventstraße 1, 21335 Lüneburg (k.maier@ikgn.de)
gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE

Umschlag: IRINA TAMMIS
Satz: MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2012
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

INHALT

VORWORT

ORTSNAMENKONKORDANZ

AUFSÄTZE

- TIINA KALA: Gab es eine „nationale Frage“ im mittelalterlichen Reval? 11
- DOROTHÉE GOETZE: Ein Abenteurer des Dreißigjährigen Krieges – Christian Dietrich von Czernichow und seine Diversionenpläne gegen die Insel Ösel 1645 und 1648 35
- ENN KÜNG: Die Börse in Narva als Symbol ihrer Zeit 61
- ULRIKE PLATH: Libertine Literatur und die „Erotik der Aufklärung“ im Baltikum 76
- KRISTI KUKK: Ein noch schwererer Fall von Amnesie? Die lettische nationale Geschichtsschreibung vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg in vergleichender Perspektive 106
- IRINA BUŠA: Egill Skallagrímsson in der lettischen Geschichtsschreibung 120
- HEIDI LEPPLAAN: „Mein Haus, mein Land, mein Erb und Eigen“: Deutsche Reaktionen auf das estnische Agrargesetz 1919 141

MITTEILUNGEN

- ANDRIS LEVANS: Der Herbst der lettischen Historie? Zum Ersten Kongress der Historiker Lettlands 2011 169
- ULRIKE PLATH: Neue Wege der baltischen Geschichtswissenschaft: Zur Gründung des Zentrums für Umweltgeschichte (KAJAK) in Tallinn 177
- STEFAN DONECKER, STEFAN EWERT: Ostseeraum und Schwarzmeergebiet im interregionalen Vergleich. Ein Tagungsbericht 181
- CAROL MARMOR: „Unser eigenes olympisches Spiel“? Anmerkungen zu einer estnischen Ausstellung zum 30. Jahrestag der Olympischen Segelwettkämpfe von 1980 185

BESPRECHUNGEN

- MICHAEL NORTH: Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen 197
(VON MARTEN SEPPEL)
- ANDREJS PLAKANS: A Concise History of the Baltic States (VON 200
KRISTINA PAUKSENS)
- ДЕНИС Г. ХРУСТАЛЁВ: Северные крестоносцы: Русь в борьбе за сферы влияния в Восточной Прибалтике XII–XIII вв. [Die Kreuzfahrer des Nordens. Die Rus' im Kampf um Einflussphären im östlichen Baltikum des 12.–13. Jahrhunderts] (VON ANDRIS ŠNĒ) 206
- IVAR LEIMUS, REIN LOODUS u.a.: Tallinna Suurgild ja gildimaja [Die Revaler Große Gilde und das Gildehaus] (VON ANTI SELART) 212
- Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, 2. und 3. Teil (VON ANTI SELART) 215
- Ajalooarhiivi varasalvest. Dokumente Eesti ajaloost Rootsist ja Vene ajal (17.–20. sajandi algul) [Aus der Fundgrube des Historischen Archivs. Dokumente über die estnische Geschichte aus der schwedischen und russischen Zeit (17. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts)] (VON LIIS RANNAST-KASK) 218
- Россия и Балтия. Вып. 6. Диалог историков разных стран и поколений [Russland und das Baltikum. H. 6: Der Dialog zwischen den Historikern verschiedener Länder und Generationen] (VON AGO PAJUR) 220
- TÕNU TANNBERG: Eesti mees Vene kroonus. Uurimusi Baltikumi ja Venemaa sõjaajaloost impeeriumi perioodil 1721–1917 [Der Este in der russischen Armee. Untersuchungen zur Militärgeschichte des Baltikums und Russlands in der imperialen Periode 1721–1917] (VON TOOMAS KARJAHÄRM) 224
- Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (VON MANFRED VON BOETTICHER) 231
- СВЕТЛАНА И. РЫЖАКОВА: *Historica Lettica*. Национальная история и этническая идентичность. О конструировании и культурном реферировании прошлого латышей [*Historica Lettica*. Nationale Geschichte und ethnische Identität. Über die Konstruktion und das kulturelle Referieren der Vergangenheit der Letten] (VON MĀRTIŅŠ MINTAURS) 234
- Balti biidermeier. Panoraame ja lähivaatlusi / Baltic Biedermeier. Panoramas and Introspections (VON KONRAD MAIER) 240

JAANUS PLAAT, ARNE MAASIK: Õigeusu kirikud, kloostrid ja kabelid Eestis / Православные церкви, монастыри и часовни в Эстонии / Orthodox Churches, Convents and Chapels in Estonia (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	244
МИХАИЛ ДОЛБИЛОВ, ДАРИУС СТАЛЮНАС: Обратная уния: из истории отношений между католицизмом и православием в Российской империи 1840–1873 [A Reverse Union: An Episode from the History of the Relationship between Catholicism and Orthodoxy in the Russian Empire, 1840–1873] (von IRINA PAERT)	247
Protokolle der Estländischen Ritterschaft 1914–1920 (von MATI LAUR)	250
Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939–1945 im Warthegau (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	252
SVEN JÜNGERKES: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen (von TOOMAS HIIO)	255
KATRIN REICHEL: Lettland unter deutscher Besatzung. Der lettische Anteil am Holocaust (von OLAF MERTELSMANN)	262
Mūzika okupācijā. Latvijas mūzikas dzīve un jaunrade 1940–1945 [Die Musik in der Okkupation. Das musikalische Leben und Schaffen in Lettland 1940–1945] (von KASPARS ZELLIS)	266
ALEXANDER STATIEV: The Soviet Counterinsurgency in the Western Borderlands (von KAAREL PIIRIMÄE)	270
Прибалтийский национализм в документах НКВД, МВД и МГБ СССР [Der baltische Nationalismus in den Dokumenten des NKVD, des MVD und des MGB der UdSSR] (von TÕNU TANNBERG)	276
JĀNIS KERUSS, INETA LIPŠA, INESE RUNCE, KASPARS ZELLIS: Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: personības, struktūras, idejas (1944–1991) [Die Geschichte der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Lettlands in der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)] (von KRISTINE WOHLFART)	280
Soldiers of Memory: World War II and Its Aftermath in Estonian Post-Soviet Life Stories (von UKU LEMBER)	285
Pēdējais karš: Atmiņa un traumas komunikācija [Der letzte Krieg: Erinnerung und Kommunikation eines Traumas] (von EVA-CLARITA PETTAI)	290
Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen (von LINDA LAINVOO)	295
Uue Maailma lood [Die Geschichten aus der <i>Uus Maailm</i> (Neue Welt)] (von PRIIT RAUDKIVI)	298

LIEBE LESERINNEN & LESER,

unsere Zeitschrift hat nun das „verflixte“ siebte Jahr überstanden, aber damit ist diese Publikation immer noch kein Selbstläufer, im Gegenteil. Projekte, die zu ihrer Finanzierung beitragen, laufen aus, neue müssen beantragt werden. Dass man in der heutigen Wissenschaft nur für möglichst genial formulierte Pläne belohnt wird, selten aber für Ergebnisse, ist das eine. Das andere ist die Bewertungspraxis wissenschaftlicher Arbeit, für die vor allem *Journal*-Publikationen zählen. Damit gehören theoretisch auch die „Forschungen“ zu diesem erlauchten Kreis, doch muss man sich den begehrten AAA-Status von der entscheidenden Rating-Agentur Thomson Reuters erst einmal bestätigen lassen. Allerdings wird auf der Homepage dieser Firma der Eindruck erweckt, nicht-englischsprachige geisteswissenschaftliche Publikationen liefen bereits auf einer Exotenschiene: Es sei eine Eigenart derartiger Texte, heißt es hier, dass sie oft nicht auf Englisch verfasst seien und nicht-englischsprachige Quellen nutzten. Zudem zögen sie „non-journal sources“ in ihren – den üblichen Standards der Sozialwissenschaften nicht entsprechenden – Anmerkungsapparat heran, zu denen eine erklärende Klammer freundlicherweise auch die Kategorie „books“ zählt.¹ Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass es um Inhalte schon gar nicht mehr geht.

In der Tat, wir nutzen noch Bücher, so unglaublich es klingen mag, wir widmen ihnen sogar einen Großteil unserer Zeitschrift, indem wir zahlreiche Rezensionen dieser offensichtlich mittlerweile so exotischen Publikationsform veröffentlichen (die wiederum als *Journal*-Artikel gewertet werden...). Aber es stellt sich angesichts der allgemeinen Ökonomisierung der Wissenschaft durchaus die Frage, wie lange es noch wissenschaftliche Monografien geben wird. An estnischen Universitäten reichen mittlerweile schon drei in hoch gerankten Zeitschriften platzierte Artikel sowie eine 30-seitige Einleitung zur Verleihung der Doktorwürde; wer eine Monografie einreicht, hat seine Qualifikation zusätzlich durch drei Artikel nachzuweisen. Der wissenschaftliche Nachwuchs wird es daher nicht mehr sein, der sich in der Zukunft der Mühe unterzieht, ein Buch zu schreiben. Die Bevorzugung von *Journal*-Artikeln hat dabei aber sicher weniger mit dem immer wieder betonten anonymen *peer-review*-Verfahren zu tun, das in einer so kleinen Nische wie der Baltikumforschung kaum je anonym sein kann, sondern – *it's the economy, stupid!* – vor allem mit der Tatsache, dass nur Zeitschriften durch die Bibliotheksabonnements sicheren Profit versprechen.

¹ URL: http://thomsonreuters.com/products_services/science/free/essays/journal_selection_process (letzter Zugriff 6.4.2012).

Aber sei's drum. Abgesehen von derartigen kulturpessimistischen Klagen bietet die vorliegende Nummer der „Forschungen“ wieder einiges an spannender, diesmal mehrheitlich von Autorinnen vorgestellter Forschung. Ihnen wie auch den Autoren gilt unser Dank für die Mitarbeit und Geduld bei der redaktionellen Überarbeitung.

Maßgeblich an unserer Zeitschrift beteiligt sind die Übersetzerinnen, deren Arbeit als simple Übertragung von einer Sprache in die andere zu sehen eine maßlose Vereinfachung wäre. Jede Übersetzung verlangt einen kreativen Adaptionsprozess an eine andere semantische und gedankliche Kultur, so dass die veröffentlichten Texte meist erhebliche Veränderungen durchgemacht haben. Für diesen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieses Bandes bedanken wir uns bei ANU AIBEL-JÜRGENSON, MAIJA LEVANE, HELI RAHKEMA und TEA VASSILJEVA. Englischsprachige Rezensionen und die *summaries* wurden von SIOBHAN KATTAGO gegengelesen. MEELIS FRIEDENTHAL hat in bewährter Weise das Layout hergestellt. Die Gestaltung des Umschlags besorgte wie immer IRINA TAMMIS.

Im Vergleich zu früheren Ausgaben ist leider der Anteil an Texten lettischer Kolleginnen und Kollegen zurückgegangen. Neben der weitaus kritischeren finanziellen Lage der Geisteswissenschaften in Lettland im Vergleich zu Estland mag auch die verbreitete Hinwendung einer jüngeren Generation zum Englischen als Publikationssprache dafür ausschlaggebend sein. Unserem Mann in Riga, ANDRIS LEVANS, ist zu wünschen, dass er nicht nur weiterhin seitens der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Lettischen Universität Unterstützung findet, sondern auch in Hinblick auf die Werbung für die „Forschungen“ im Kreise potentieller Autorinnen und Autoren ein glückliches Händchen haben wird.

Unseren Förderern an den Universitäten in Riga und Tallinn sowie der Baltischen Historischen Kommission und dem Lüneburger Nordost-Institut danken wir recht herzlich. Mit Unterstützung der Universität Tartu arbeiten wir zurzeit übrigens an einer neuen Homepage, die in nächster Zeit freigeschaltet werden wird. Damit bleibt uns nur, Ihnen angeregte Lesefreuden mit dem siebten Band der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ zu wünschen.

Ostern 2012
KARSTEN BRÜGGEMANN
MATI LAUR

ORTSNAMENKONKORDANZ

Aa, Kurländische – Lielupe	Ösel – Saaremaa
Abro – Abruca	Padis – Padise
Adsel – Adzele	Paternoster – Viirelaid
Allatzkiwwi – Alatskivi	Peipussee – Peipsi järv
Arensburg – Kuressaare	Pernau – Pärnu
Arrasch – Äraiši	Piersal – Piirsalu
Dagö – Hiiumaa	Pilten – Piltene
Doblen – Dobele	Pühtitz – Pühtitsa
Domesnäs – Kolkasrags	Rayküll – Raikküla
Dorpat – Tartu	Reval – Tallinn
Düna – Daugava	Riesenberg – Riisipere
Dünaburg – Daugavpils	Rosen, Neu – Vastse-Roosa
Fellin – Viljandi	Runö – Ruhnu
Gerzike – Jersika	Salis – Salaca
Hapsal – Haapsalu	Schildau – Kesselaid
Harrien – Harjumaa	Soneburg – Maasilinn
Holmhof – Saare	Sworbe – Sörve
Jerwen – Järvamaa	Tolowa – Tälava
St. Johannis (Harrien) – Harju-Jaani	Tschorna – Mustvee
Kergel – Kärla	Vethe – Väo
Kirchholm – Salaspils	Wenden – Cēsis
Koberschantz – Kobronskanste	Werder – Virtsu
Kowno – Kaunas	Wesenberg – Rakvere
Leal – Lihula	Wiek – Läänemaa
Libau – Liepāja	Wierland – Virumaa
Mitau – Jelgava	Wilna – Vilnius
Mohn – Muhu	Windau – Ventspils
Neumünde – Daugavgrīva	Wolmar – Valmiera

Gab es eine „nationale Frage“ im mittelalterlichen Reval?

VON TIINA KALA

Seit der Verbreitung der nationalen Bewegungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich die Historiker der Ostseeregion für die Frage der Nation, für die Bedeutung nationaler Zugehörigkeit und den Charakter der Beziehungen zwischen den Völkern in der Vergangenheit interessiert.¹ Damals nahmen all die Aspekte, die zuvor in den diversen wirtschaftlichen, ständischen, religiösen, ethnografischen oder bildungsmäßigen, oft gegensätzlichen Kontexten² wahrgenommen worden waren, primär nationale Dimensionen an. Das, was nun als nationale Zugehörigkeit verstanden wurde, stellte auf einmal die Grundlage jeglicher sprachlich-kulturellen und später auch der politischen Selbstbestimmung dar, was weitgehend ohne Rücksicht auf die Aussagen der Quellen auch in die Vergangenheit projiziert wurde. Eines der zentralen Themen der Erforschung der estnischen Geschichte waren stets die Beziehungen zwischen Esten und Deutschen gewesen, und das unabhängig von der jeweils untersuchten Periode. Nun entfaltete sich eine Interpretation der Konfrontationen auf ständischer bzw. ethnischer Ebene, die keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Ereignissen im 13. und denen im 20. Jahrhundert sah.³ Zur Herausbildung dieser Einstellung dürfte in beträchtlichem Maße nicht zuletzt die nationalromantische Belletristik beigetragen haben, da sie die nationalen Beziehungen, die zu Lebzeiten des jeweiligen Schriftstellers herrschten, ins Mittelalter verlegte.

Die Abfassung dieses Beitrages wurde ermöglicht durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0130019s08. Der Text beruht auf einem Vortrag, der auf dem 64. Baltischen Historikertreffen am 18.6.2011 zum Thema „Am Rand der Geschichte? Ethnogenese und kulturelle Identitäten im estnischen Mittelalter“ an der Universität Göttingen gehalten wurde.

¹ Als Einführung in die Begriffsgeschichte KLAUS GUTH: „Volk“ im Verständnis von Theologie und Kulturwissenschaften, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 26 (1984), S. 38-47, hier S. 40f.

² REINHART SIEGERT: Zum Stellenwert der Alphabetisierung in der deutschen Volksaufklärung, in: Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich, hrsg. von PAUL GOETSCH, Tübingen 1994 (ScriptOralia, 65), S. 109-124.

³ EA JANSEN: Rahvuslusest ja rahvusriikide sünni eeldustest Baltimail [Über das Nationalbewusstsein und die Voraussetzungen für die Gründung der Nationalstaaten im Baltikum], in: DIES. Vaateid eesti rahvusluse sünniaegadesse, Tartu 2004, S. 103-124, hier insbesondere S. 107f.; INDREK JÜRJO: Das nationale Erwachen der Esten im 19. Jahrhundert: ein Verdienst der deutschbaltischen Aufklärung?, in: Nordost-Archiv 4 (1995), S. 409-430.

Zugleich reflektierten die gerade angeführten Aspekte des mittelalterlichen Lebens, die in Abhandlungen aus dem 19./20. Jahrhundert mitunter als „nationale“ Beziehungen interpretiert wurden, zum Teil wenigstens lediglich die hierarchischen gesellschaftlichen Beziehungen, die mit der deutschen und dänischen Eroberung im 12. bis 13. Jahrhundert einhergegangen⁴ und im damaligen Westeuropa noch wesentlich stärker ausgeprägt waren als in Estland in der Zeit vor der Eroberung. Bekanntlich zeichneten sich Estland und das ganze mittelalterliche Livland dadurch aus, dass im Unterschied zu mehreren anderen Regionen der deutschen Ostkolonisation, wie etwa Mecklenburg oder Pommern, keine bäuerliche Einwanderung erfolgte; somit wurde die Urbevölkerung Livlands von den Deutschen auch nicht in beträchtlichem Umfang assimiliert.⁵ Allein der Umstand, dass die sozialen Grenzen im mittelalterlichen Livland insbesondere hinsichtlich der politischen Macht im Wesentlichen mit den sprachlichen und kulturellen Grenzen übereinstimmten, lässt die damalige soziale Frage noch keine nationale Frage im heutigen Sinne werden; die damalige – wenn man so will – nationale Frage, war keine Frage der politischen oder kulturellen Selbstbestimmung. Doch gibt allein schon der Umstand, dass im mittelalterlichen Livland mehrere Sprachen gleichzeitig gebraucht wurden, Anlass, sich mit der Bedeutung der interethnischen Beziehungen auseinanderzusetzen.

Im Folgenden wird versucht, den Komplex der „nationalen Frage“ aus den schriftlichen Quellen des Mittelalters herauszufiltern. Dabei soll untersucht werden, wie sich Unterschiede etwa der ethnischen Herkunft im mittelalterlichen Livland manifestierten und welche Bedeutung ihnen zugeschrieben wurde. Dabei stehen vor allem zwei Aspekte im Mittelpunkt der Analyse: 1) Was bedeutete der Begriff „Undeutscher“ in sprachlicher und historiografischer Hinsicht? 2) Wie und warum wurden in spätmittelalterlichen Revaler Quellen Ethnonyme und Personennamen (insbesondere in Hinsicht auf die Esten) gebraucht? Zwar kann man sich durchaus fragen, ob diesem Komplex noch irgendetwas Neues abgewonnen werden kann, nachdem die estnischen Namen und sonstige dementsprechende Angaben von der älteren Forschung, namentlich von Paul Johansen,⁶ bereits

⁴ VILHO NIITEMAA: Die undeutsche Frage in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter, Helsinki 1949 (Suomalaisen Tiedeakatemia Toimituksia, B 64), S. 15-29.

⁵ NORBERT KERSKEN: Städtische Freiheit und die nichtdeutsche Bevölkerung. Livland und die Oberlausitz im Vergleich, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 57 (2008), S. 4-22, hier S. 14f.

⁶ HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Deutsch und Undeutsch als historiographisches Problem, in: Zwischen Konfrontation und Kompromiß. Oldenburger Symposium: „Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre“, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 8), S. 185-195, hier S. 192; HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Paul Johansen und die sogenannten Undeutschen in Reval / Tallinn (Aus der Sicht eines Beteiligten), in: Nordosteuropa als Geschichtsrregion,

systematisch erfasst worden sind. Allerdings sind die bisher geleisteten Analysen in erster Linie als Sozialgeschichte zu verstehen, während die vorliegende Studie vielmehr auf die Auslegung des Wortgebrauchs in den Quellen ausgerichtet ist. Dieser Ansatz soll im Ergebnis erklären helfen, wann sich ethnische und ständische Unterschiede terminologisch überschneiden und wann nicht.

Als Quellen dienen diesem Beitrag in erster Linie die Ratsverordnungen sowie die Kämmerer- und Strafbücher aus dem mittelalterlichen Reval⁷ – Quellen also, die den wirklichen alltäglichen Sprachgebrauch wiedergeben dürften und ein weitaus breiteres Spektrum der Stadtbewohner umfassen als etwa Urkunden und Briefe bzw. die Erbe- oder Rentenbücher, die sich vor allem auf den vermögenden Teil der Stadtbewohner beziehen.

* * *

Die Frage der Bedeutung konkreter ethnischer Zuschreibungen stellt sich nur im Fall der unmittelbaren Nachbarschaft diverser Kulturen. Daher müssen neben den Esten selbstverständlich auch die Deutschen beachtet werden. Die deutsche „nationale Frage“, die in Livland in Zusammenhang mit der Kolonisation des Landes und der Schaffung christlicher Institutionen auftauchte, findet sich auch in den mittelalterlichen Quellen, doch war sie in der Ostseeregion insbesondere vom 12. bis 14. Jahrhundert mit der Frage nach der christlichen Identität identisch. Für die Deutschen war

hrsg. von JÖRG HACKMANN und ROBERT SCHWEITZER, Helsinki und Lübeck 2006 (Veröffentlichungen der Aue-Stiftung, 17), S. 103–111.

⁷ PAUL JOHANSEN, HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval, Köln und Wien 1973 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 15), Anhang I, Ausgewählte Quellen, Nr. 1, Revaler Bursprake, S. 433–447; Die ältesten Kämmererbücher der Stadt Reval 1363–1374 / Tallinna wanimad linna arweraamatud 1363–1374, hrsg. von OTTO GREIFFENHAGEN, Tallinn 1927 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv, 3); Libri de diversis articulis 1333–1374 / Tallinna märkmeteraamatud 1333–1374, hrsg. von PAUL JOHANSEN, Tallinn 1935 (Publikationen aus dem Stadtarchiv Tallinn, 8); Kämmererbuch der Stadt Reval 1432–1463, bearb. von REINHARD VOGELSANG. Erster Halbbd. Nr. 1–769; zweiter Halbbd. Nr. 770–1190, Köln und Wien 1976 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, NF XXII/1–2); Kämmererbuch der Stadt Reval 1463–1507, bearb. von REINHARD VOGELSANG. Erster Halbbd. Nr. 1191–1990; zweiter Halbbd. Nr. 1191–2754, Köln und Wien 1983 (Quellen und Darstellungen zur hansische Geschichte, NF XXVII/1–2); Kämmererbuch der Stadt Reval 1507–1533, in: Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig: TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte Ad 32; Rechnungsbuch der St. Nikolaikirche in Reval 1465–1520, in: TLA, 31–1–216; Das Buch der Wettherren 1394–1521, in: TLA, 230–1–Aa 4a. In Hinblick auf die Erwähnung der Esten in den Quellen sind auch die Verzeichnisse der Personen wichtig, denen der Revaler Rat Geleitschutz gewährte; siehe insbesondere Katkendid Tallinna esimestest turberaamatutest 1365–1458 / Revaler Geleitsbuch-Bruchstücke 1365–1458, Tallinn 1929 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv, 4). Auf deren Heranziehung wurde jedoch verzichtet, da viele Esten, die darin angeführt sind, nicht in Reval wohnhaft waren.

es nicht nur nach Aussage der Quellen, sondern auch in der Sicht der älteren Historiografie eine Frage ihrer Position und Bedeutung in Livland, ihrer Eigenschaft als Träger der Werte und Tugenden; schließlich waren sie es, die sich zuschrieben, das Land aufgebaut und den Bewohnern den richtigen Weg gewiesen zu haben.

Auch die so genannte nationale Frage der mittelalterlichen Esten wurde zunächst keineswegs von den Esten selbst in die historische Literatur eingebracht, sondern in Abhandlungen aus deutscher Feder. Auch Fragen der estnischen Lebensverhältnisse, religiösen Ansichten und Vergangenheit wurden spätestens seit der Aufklärung vor allem von den Deutschen diskutiert.⁸ Abgesehen von den mittelalterlichen Chronisten und neuzeitlichen Aufklärern sei als einer der ersten Vertreter der modernen Geschichtsschreibung in diesem Kontext der Amateurhistoriker Friedrich Amelung erwähnt, dessen Aufsatz „Die Anfänge der estnischen Volksbildung“ 1882 in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ erschien. Amelung sah im 13. Jahrhundert den „Verlust der nationalen Selbstständigkeit“ der Esten.⁹ Hierzu heißt es bei ihm:

„[Z]u Gunsten des Fortschrittes der Cultur mußte den Eingeborenen nothwendig das Joch auf den Nacken gelegt werden (...). Indessen ist es doch noch sehr fraglich, ob das Loos der Esten ein härteres gewesen ist, als dasjenige der deutschen frohnenden Bauern. Es war aber die Verschiedenheit der Nationalität der Herren und der Knechte das ungünstigste Moment und gleich damals verursachte die noch jetzt so schwierige Sprachenfrage viele Mißstände, erschwerte den geistlichen Unterricht wie die weltliche Bildung und erzeugte einen gewissen Nationalhaß Seitens der Unterjochten, eine Verachtung Seitens der Herren des Landes“.¹⁰

Als Voraussetzung für den Charakter der estnisch-deutschen Beziehungen im Mittelalter fand dieser „Nationalhaß“ Eingang in die Historiografie und begann ein Eigenleben zu führen, in dem sich jedoch die Auffassungen des 19. Jahrhunderts spiegelte, nicht aber die des Mittelalters. Für die Bestätigung von nationalen Gefühlen dieser Art, eine der wichtigsten Hypothesen dieses Aufsatzes, bieten die mittelalterlichen Quellen schlechterdings keine Handhabe.

Auch die so genannte undeutsche Frage¹¹ ist zumindest zum Teil eine historiografische Konstruktion des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der estnischen und deutschbaltischen Geschichtsschreibung wurde dem Begriff des Undeutschen ein außerordentliches emotionales

⁸ LINDA KALJUNDI: Muinasmaa sünd [Die Geburt eines vorzeitlichen Landes], in: Vikerkaar 2008, Nr. 7-8, S. 98-112, hier S. 103f.

⁹ FRIEDRICH AMELUNG: Die Anfänge der estnischen Volksbildung. Sonderdruck aus der „Neuen Dörptschen Zeitung“ (1882), S. 7.

¹⁰ Ebenda, S. 15, 18f.

¹¹ VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch als historiographisches Problem (wie Anm. 6).

Gewicht beigemessen. Wenn auch dem hauptsächlichsten Inhalt dieser Frage – dem wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Status der altingesessenen Bevölkerung im mittelalterlichen Livland – zu Recht viel Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, mutet es etwas künstlich an, zwischen der Urbevölkerung – u.a. den Esten und Liven – und den übrigen Einwohnern Livlands, die sich in derselben wirtschaftlichen und rechtlichen Lage befanden, wie z.B. Schweden und Finnen, zu unterscheiden, denn eine derartige Differenzierung könnte ein recht unscharfes Bild des tatsächlichen Status der Urbevölkerung hervorbringen.

Die „undeutsche Frage“ wurde in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg formuliert; aus dieser Zeit stammen auch die wesentlichen Vorarbeiten für umfangreichere Werke auf diesem Gebiet.¹² Was Estland betrifft, so hat es den Anschein, dass eine verstärkte Beschäftigung mit der nationalen Geschichte sich in dieser Phase direkt auf die Entstehung des Nationalstaats zurückführen lässt, doch stand die nationale Geschichte damals ganz allgemein, etwa in Deutschland, und nicht nur in den jungen Nationalstaaten des Baltikums auf der Tagesordnung.¹³ Hinsichtlich der mittelalterlichen estnischen Geschichte wurden umfangreichere Studien über die nationalen Beziehungen erst nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht, zu einer Zeit also, als aufgrund der politischen Veränderungen die Beziehungen von Esten und Deutschen ihre frühere Brisanz eingebüßt hatten. Sowohl hinsichtlich der älteren als auch der jüngeren Geschichte wurde dieses Beziehungsgeflecht nun zum Objekt von Untersuchungen, aber auch von Erinnerungen, die neutraler als zuvor sein konnten.

* * *

Die Behandlung der interethnischen Beziehungen im mittelalterlichen Livland hat mit einer Analyse der Begriffe zu beginnen, die zur Bezeichnung verschiedener Volksgruppen verwendet wurden. Zu diesen gehören sowohl die Ethnonyme im traditionellen Sinn als auch andere Bezeichnungen wie etwa „Christen“, „Neophyten“ oder „Heiden“. Mitunter sind diese Bezeichnungen inhaltlich neutral, manchmal weisen sie jedoch entweder eine positive („Christen“) oder eine negative (etwa bei „Neophyten“) Färbung auf.¹⁴

¹² PAUL JOHANSEN: *Kaugete aegade sära* [Der Glanz der weit zurückliegenden Zeiten], hrsg. von JÜRI KIVIMÄE, Tartu 2006. Siehe auch VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch als historiographisches Problem* (wie Anm. 6), S. 193f.

¹³ GERT VON PISTOHLKORS: *Ethnos und Geschichtsschreibung der dreißiger und vierziger Jahre in Deutschland und Ostmitteleuropa*, in: *Zwischen Konfrontation und Kompromiß* (wie Anm. 6), S. 11-24, hier S. 12ff.

¹⁴ TIINA KALA: *The Incorporation of the Northern Baltic Lands into the Western Christian World*, in: *Crusade and Conversion on the Baltic Frontier 1150–1500*, hrsg. von ALAN V. MURRAY, Farnham 2001, S. 3-20, hier S. 15-19.

Das Epitheton „undeutsch“ taucht in den Quellen in Zusammenhang mit der Ingebrauchnahme der niederdeutschen Sprache im geschäftlichen Schriftverkehr im 14. Jahrhundert auf. Die lateinische Sprache kennt diesen Begriff nicht; *vulgaris* im Sinne von „Nicht-Lateiner“ konnte sich auf alle Völker und nicht-lateinische Sprachen beziehen. Es fragt sich, ob die ethnischen Zuschreibungen, darunter „undeutsch“, lediglich die Sprecher einer Sprache und die Träger einer kulturellen Eigenart bezeichnen, oder ob sie darüber hinaus zusätzliche Bedeutungsnuancen aufweisen können. In den Quellen finden sich recht häufig Fälle, wo von zwei Personen, die offensichtlich ein und dieselbe Sprache sprechen, nur einer mit einem Ethnonym versehen ist.

Die Bedeutung des „Undeutschen“ als Ureinwohner Livlands ist zwar allgemein bekannt, doch gehen die Nachschlagewerke auf die möglichen Nuancen dieses Begriffs nicht allzu detailliert ein. Karl Schiller und August Lübben, in deren Wörterbuch der niederdeutschen Sprache des Öfteren auch Quellenbeispiele aus Livland angeführt sind, bleiben beim Stichwort „undudesch“ recht knapp, indem sie zur Erklärung nur „undeutsch“ bzw. „unverständlich“ angeben und sich damit begnügen, einen Verweis auf die Paulusbriefe in einer vorlutherischen deutschen Übersetzung anzubringen.¹⁵ Im von August Wilhelm Hupel verfassten „Idiotikon“ (1795) heißt es:

„Undeutsch heizt 1) was nicht deutsch ist; 2) was lettisch oder ehstnisch ist, z.B. die undeutsche Sprache heizt in Lettland die lettische, aber in Ehstland die ehstnische; 3) alles was der hiesige Bauer gebraucht z. B. ein undeutscher Hut. Undeutsche heizen blos die Ehsten und Letten (aber kein Russe, Schwede u. a. m. obgleich sie weder von deutscher Geburt noch der deutschen Sprache maechtig sind)“.¹⁶

Wilhelm Lenz hat aus diesem Zitat den Schluss gezogen, dass der Begriff „undeutsch“ erst in der Neuzeit ausschließlich für die Bezeichnung der Esten und Letten verwendet wurde.¹⁷ Zugleich liegen aus dem 15./16. Jahrhundert Quellenbeispiele vor, in denen „undeutsch“ möglicherweise nicht nur die Urbevölkerung im Allgemeinen im Blick hatte, sondern nur

¹⁵ KARL SCHILLER, AUGUST LÜBBEN: Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bd. V, Bremen 1880, S. 41: „undudesch, adj. *undeutsch*, *unverständlich*. So ick nu nicht weet der stemmen bedudinge, werde ick vndudesch syn. 1 Cor. 14,11 (*Magd. B.*).“ 1. Korinther 14,11 in der Bibel nach Martin Luther: Wenn ich nun die Bedeutung der Sprache nicht kenne, werde ich den nicht verstehen, der redet, und der redet, wird mich nicht verstehen.

¹⁶ AUGUST WILHELM HUPEL: Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland. Nebst eingestreueten Winken fuer Liebhaber, Riga 1795, S. 244.

¹⁷ WILHELM LENZ: Undeutsch. Bemerkungen zu einem besonderen Begriff der baltischen Geschichte, in: Aus der Geschichte Alt-Livlands. Festschrift für Heinz von zur Mühlen zum 90. Geburtstag, hrsg. von BERNHART JÄHNIG und KLAUS MILITZER, Münster 2004 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 12), S. 169-184, hier S. 180.

einzelne ethnische Gruppen bezeichnete. So gibt es einen Text aus Riga, in dem Undeutsche und Esten nebeneinander aufgeführt sind, weshalb hier Letten und Liven als „Undeutsche“ verstanden werden. Allerdings gibt es auch Fälle, in denen die Bedeutung des Begriffs weitaus breiter ist und alle Nicht-Deutschen, darunter Russen, Schweden und Dänen, als „Undeutsche“ bezeichnet werden.¹⁸

Je nach Bedarf bzw. der Vorliebe des Schreibers werden Personen in mittelalterlichen Quellen in der Regel nach einem oder gleich nach mehreren Merkmalen differenziert: der Name und/oder Nachname; der Titel, das Amt oder der Stand; verwandtschaftliche Verhältnisse, dienstliche oder soziale Verbindung mit einer anderen identifizierten Person; die Herkunft, die ethnische Zuschreibung, das Geschlecht oder körperliche Besonderheiten. Diese Merkmale treten oft in Kombination miteinander auf. Ein Ethnonym hatte in einigen Situationen jedoch Vorteile gegenüber den anderen Identifizierungsmöglichkeiten: durch den Gebrauch eines einzigen Wortes konnten Informationen übermittelt werden, die sich auf die Muttersprache, die Herkunft, die rechtliche oder kirchliche Zugehörigkeit, den Stand oder sogar auf die Bekleidung der betroffenen Person bezogen, d.h. auf solche Details, auf die Name, Geschlecht oder Amt nicht immer schließen ließen. Die Revaler Ratssekretäre waren in aller Regel nicht aus Livland gebürtig,¹⁹ und die Schreibung der estnischen Namen – sowohl der Personen- als auch der Ortsnamen – dürfte ihnen lästig gefallen sein, weshalb sie in einigen Situationen die Verwendung eines Ethnonyms bevorzugt haben dürften.

Paul Johansen und Heinz von zur Mühlen zufolge war ab Mitte des 14. Jahrhunderts eine zunehmende Abkapselung im „Verhältnis der Nationalitäten“ in den Städten Livlands zu verzeichnen,²⁰ doch erweist es sich als recht schwierig, direkte Belege dafür zu finden. Aus der Zeit vor der Mitte des 14. Jahrhunderts sind zu wenige Quellen über die livländischen Städte, darunter auch – trotz seines reichhaltigen mittelalterlichen Archivs – Reval, erhalten. Auf der Grundlage der städtischen Quellen kann die nationale Frage eigentlich erst ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts untersucht werden.

Als erster aussagekräftiger Nachweis für den unterschiedlichen sozialen Status der Deutschen und Undeutschen wird in der Forschung zumeist auf die 1354 niedergelegte Bestimmung im Schragen der Rigaer Großen Gilde verwiesen, welche die Aufnahme von Undeutschen untersagte; erwähnt werden auch einige Vorschriften in den Schragen der Rigaer Zünfte und in den Rigaer Burspraken aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts,

¹⁸ PAUL JOHANSEN: *Nordische Mission. Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland*, Stockholm 1951, S. 21; LENZ, *Undeutsch* (wie Anm. 17), S. 178.

¹⁹ TIINA KALA: *Reinold Korner, linnakirjutaja [Reinold Korner, Stadtschreiber]*, in: DIES., JUHAN KREEM, ANU MÄND: *Kümme keskaegset tallinlast*, Tallinn 2006, S. 121-149, hier insbesondere S. 127-130.

²⁰ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), S. 22.

welche die Rechte der Undeutschen einschränkten.²¹ Auch die Revaler Burspraken aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts enthalten Paragraphen, die sich auf Undeutsche oder Esten beziehen oder diese erwähnen.²² Aber wer wurde konkret als Undeutscher bezeichnet? Es ist typisch, dass sich die normativen Bestimmungen, mit denen die Rechte von Undeutschen beschnitten wurden, sowohl in Riga als auch in Reval auf Bereiche bezogen, in denen es um wirtschaftliche Vorteile ging und es zu einem Wettbewerb kommen konnte.

Der Rigaer Historiker Constantin Mettig, der sich 1899 mit dem Begriff „undeutsch“ auseinandersetzte, ging davon aus, dass er die Esten oder Letten bezeichne.²³ Mettig sah sich nicht zuletzt dadurch zu einer Stellungnahme zur Frage der Rechte der Undeutschen in Riga veranlasst, weil im Jahr zuvor August von Bulmerincq in seinem Werk „Die Verfassung der Stadt Riga im ersten Jahrhundert der Stadt“²⁴ alle anderen Nationen außer den Deutschen zu den Undeutschen gezählt hatte, d.h. neben den Esten, Letten und Liven auch Russen und Litauer.²⁵ Somit gebrauchte Bulmerincq das Wort „undeutsch“ in dessen neutraler Bedeutung, die es ursprünglich gehabt haben mag. Mettig seinerseits behauptete, „dass man auch in den frühesten Zeiten unter undeutsche die einheimische ansässige Bevölkerung, wohl nur Liven, Letten und Esten, verstanden habe.“²⁶

Die Forschung geht heute im Allgemeinen von Johansens und von zur Mühlens Auffassung aus, in welcher wiederum inhaltlich Hupel, Bulmerincq, aber auch Mettig mit einigen Vorbehalten zu einer Symbiose finden: „Hier [in Livland; T.K.] verstand man unter dem Begriff der Undeutschen die finnougriischen Esten und Liven sowie die baltischen Letten. In Narva kommen noch die den Esten und Finnen verwandten Woten oder Ingermanländer hinzu. Seltener wurde die Bezeichnung undeutsch auf eingewanderte Finnen und Litauer angewandt. Außerdem begegnen wir in den Grenzgebieten und in den Städten den Russen und Schweden sowie Dänen, welche nicht zu den Undeutschen gerechnet wurden.“²⁷

²¹ LENZ, Undeutsch (wie Anm. 17), S. 171f.; JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch (wie Anm. 7), S. 23.

²² JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch (wie Anm. 7), Anhang I, S. 435, § 18a, § 23, § 30, S. 437, § 48, S. 440, § 70, S. 447, § 133.

²³ CONSTANTIN METTIG: Ueber Undeutsche, in: Sitzungsberichte der Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1899, Riga 1900, S. 61-65. Vgl. LENZ, Undeutsch (wie Anm. 17), S. 180f.

²⁴ METTIG, Ueber Undeutsche (wie Anm. 23), S. 61; AUGUST VON BULMERINCQ: Die Verfassung der Stadt Riga im ersten Jahrhundert der Stadt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung, Leipzig 1898.

²⁵ METTIG, Ueber Undeutsche (wie Anm. 23), S. 61f.; LENZ, Undeutsch (wie Anm. 17), S. 181.

²⁶ METTIG, Ueber Undeutsche (wie Anm. 23), S. 62.

²⁷ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch (wie Anm. 7), S. 19.

Somit ist der Begriff „undeutsch“ bei weitem nicht eindeutig; besonders kompliziert wird seine Behandlung aber dadurch, dass seine Bedeutung in jedem Einzelfall konkret ist. Er umfasst nie auf einmal alle ethnischen Gruppen, die etwa in der obigen Definition Johansens und von zur Müh- lens aufgezählt sind.

Wenn man davon ausgeht, dass „undeutsch“ die Vertreter der Urbevöl- kerung bezeichnet, unabhängig von ihrem Wohnort, rechtlichen Status und Tätigkeitsbereich, so läuft man Gefahr, dass der eigentliche Quellen- begriff seiner genaueren Bedeutung beraubt wird. In den Abhandlungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird dies zum Teil dadurch kompensiert, dass die Frage aufgeworfen wird, ob „undeutsch“ in den Quel- len pejorativ oder neutral gebraucht wird, und unter welchen Umständen dieser Begriff auch die anderen in Livland sesshaften Völker, die nicht zur Urbevölkerung zählen, aber doch keine Deutschen waren, bezeichnete.²⁸

Demgegenüber sollte man zunächst fragen, warum „undeutsch“ über- haupt in Gebrauch genommen worden ist. Wie bereits erwähnt, belegt die- ser Begriff in jeder einzelnen Quelle eine Person bzw. eine Personengruppe mit einer bestimmten ethnischen Zuschreibung bzw. einem bestimmten Status, obgleich doch eigentlich kein dringendes Bedürfnis nach einem solchen Begriff bestanden haben dürfte, denn die Ethnonyme der livlän- dischen Urbevölkerung waren schon in den lateinischen Quellen des 13. Jahrhunderts bekannt und wurden später in den niederdeutschen Texten weiter gebraucht. Jedes einzelne dieser Ethnonyme ist kürzer und zum schriftlichen Gebrauch besser geeignet als das ein wenig lange „undeutsch“. Wenn auch keine eindeutige zufriedenstellende Erklärung für die Inge- brauchnahme des Begriffs „undeutsch“ vorliegt, so ist es doch vorstellbar, dass normative Dokumente zu seinem Eingang in die Quellen beigetragen haben. In derartigen Texten war es oft der Fall, dass bestimmte Begriffe nicht mit einem Wort, sondern mit einer Paarformel, die aus zwei Wör- tern zusammengesetzt ist, wiedergegeben wurden. Da die Verwendung einer solchen Formel nicht nur darauf abzielte, den Inhalt des jeweiligen Begriffs zu präzisieren, sondern darüber hinaus auch dem Text ein rheto- risches Gewicht verleihen sollte,²⁹ kann der lautliche Wohlklang zwischen den verschiedenen Teilen der Formel als begünstigender Faktor angesehen werden: Hierdurch wurde der Begriff mundgerecht gemacht, so dass er Eingang in den Sprachgebrauch fand. Möglicherweise hat dieser Aspekt sogar zur Wortbildung beigetragen. Im vorliegenden Fall wäre eine sol- che Paarformel „deutsch und undeutsch“ bzw. „deutsch oder undeutsch“, und ihre Aufgabe könnte es gewesen sein, auf alle Mitglieder einer Perso- nengruppe unabhängig von ihrer sprachlichen und sozialen Zugehörigkeit

²⁸ Ebenda, S. 19-27.

²⁹ REGULA MATZINGER-PFISTER: Paarformel, Synonymik und zweisprachiges Wortpaar. Zur mehrgliedrigen Ausdrucksweise der mittelalterlichen Urkunden- sprache, Zürich 1972, S. 7ff.

hinzuweisen – etwa auf die Bewohner eines Territoriums, die Vertreter eines Tätigkeitsbereichs oder Personen, die mit einem bestimmten Ereignis verbunden waren –, wobei eine ethnische Gruppe nicht von der anderen unterschieden werden musste. Eine Frage für sich ist es, ob und wie der Begriff „undeutsch“ in inoffiziellen Situationen und in der mündlichen Rede verwendet wurde.

* * *

Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts taucht das Ethnonym „Este“ in verschiedenen Quellen auf. Hier nimmt es allerdings verschiedene Nebenbedeutungen an, angefangen mit den eigentlichen ostseefinnischen Esten bis zu unzuverlässigen Heiden und Neophyten. Im vorliegenden Zusammenhang seien die Urkunden des dänischen Königshofs erwähnt, in denen das „Este“ verwendet wurde:³⁰ 1345 untersagte Waldemar IV., den Esten den Fischzehnten abzuverlangen, d.h. die Gebühr für Fische, die zum Verkauf in die Stadt gebracht wurden, also in das von der Stadtmauer umschlossene Gebiet.³¹ Diese „Esten“ waren also nicht nur anderer Nationalität als die zugezogenen Kolonisten, sondern lebten darüber hinaus außerhalb der Stadtmauern und hatten einen anderen rechtlichen Status als die Stadtbewohner.

In Reval wird im geschäftlichen Schriftverkehr „Este“ des Öfteren ohne Personennamen gebraucht, was darauf schließen lässt, dass das Ethnonym in einigen Situationen zur Identifikation von Personen ausreichte. Die erstmalige Erwähnung der Esten in einer Bursprake stammt vermutlich aus dem Jahre 1360: *Nen man scal einiges Esten gut besetten, kopen, ofte to drotene*.³² Dieser Paragraph wird, diesmal bereits in Zusammenhang mit der Festlegung einer Strafe in Höhe von einer Mark, auch in der Ratsverordnung aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wiederholt.³³

In der Edition der „*Libri de diversis articulis*“ des Rats aus dem 14. Jahrhundert kommt das Ethnonym „esto“ insgesamt 23 Mal vor, davon lediglich in vier Fällen in Verbindung mit einem Personennamen.³⁴ Diese

³⁰ TIINA KALA: Keeld ja nende kõnelejad keskaegses Tallinnas: edenemine või taandareng? [Die Sprachen und deren Sprecher im mittelalterlichen Reval: eine Entwicklung oder Rückentwicklung?], in: Tuna 2004, Nr. 2, S. 8-22, hier S. 13; DIES.: Languages in a Medieval North European City. An example from medieval Tallinn, in: *Frontiers in the Middle Ages*, hrsg. von OUTI MERISALO, Louvain-la-Neuve 2006 (*Textes et Études du Moyen Âge*, 35), S. 585-603.

³¹ Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten (künftig: LUB), Bd. II, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Reval 1855, Sp. 389f., Nr. 839.

³² LUB, Bd. II, Sp. 685ff., Nr. 982, hier Sp. 686, § 21.

³³ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), Anhang 1, S. 435, § 23.

³⁴ *Libri de diversis articulis* (wie Anm. 7), S. 5, Nr. 58: *Matias esto* (1333), S. 23, Nr. 234: *pro concivio unius estonis dicti Meleke* (1341), S. 26, Nr. 279: *pro excessu Abekini estonis* (1343), S. 30, Nr. 338: *pro estone Johannis Jackemeke* (1346).

Quellenpublikation wurde aus verschiedenen Ratsakten aus der Zeit von 1333 bis 1374 zusammengesetzt, so dass die darin niedergelegten Schriftstücke einen Durchschnitt des Kanzleistils des zweiten und dritten Viertels des 14. Jahrhunderts darstellen dürften. Allerdings kommt der Begriff „undeutsch“ hier nicht vor, da die Ratsakten überwiegend in lateinischer Sprache geführt wurden. Dasselbe gilt auch für die früheren Kämmererbücher des Revaler Rats (1363–1374). Das Ethnonym „Esten“ wurde hier nur ein Mal – und ohne den Eigennamen – verwendet,³⁵ wohl aber sind in dieser Quelle estnischsprachige Personennamen anzutreffen.³⁶

Die in niederdeutscher Sprache verfassten Kämmererbücher des Rates aus dem 15. und 16. Jahrhundert weisen hinsichtlich der Ethnonyme bereits eine größere Vielfalt auf. Unter anderem enthalten sie ein interessantes Beispiel für die Verwendung von „Este“ und „Undeutscher“, was auf mögliche Nebenbedeutungen dieser Begriffe hinweisen könnte. 1402 kaufte Reval vom Deutschen Orden das unweit der Stadt liegende Dorf Vethe, das jedoch nicht der Stadtmark einverleibt wurde, sondern weiterhin dem Landrecht unterworfen blieb.³⁷ Aus Vethe wurde regelmäßig Heu in die Stadt transportiert, und die dafür anfallenden Kosten hielt man in den Kämmererbüchern fest. In diesem Zusammenhang wurden 1444 und 1448 Esten aus Vethe, 1464 Bauern aus Vethe und 1509 Undeutsche aus Vethe erwähnt.³⁸

Im Buch der Revaler Strafherren aus den Jahren 1394 bis 1521 taucht das Ethnonym „Este“ etwa 30 Mal auf, stets ohne Personennamen. Zugleich wurde den estnischsprachigen Personennamen dieser Quelle nie ein Ethnonym hinzugefügt. Das Buch der Strafherren umfasst eine sehr lange Periode; während dieser Zeit änderten sich sowohl die Grundsätze der

³⁵ Die ältesten Kämmererbücher (wie Anm. 7), S. 40: *It Pollen ½ marc vor de esten de dar oppe sant vorden.*

³⁶ Ebenda, S. 46, 51, 59, 61, 83: Ehalembi (Yalembi, Yalempi, Yalenpy), S. 57: Henke Kukke, S. 82, 84, 85, 87: Henne Kampi, S. 31, 39, 45, 46, 51, 58, 61: Kaukamele (Kaukemele, Caughemel, Kakunmele, Kagumele, Caumele), S. 31, 39, 50, 51: Kowalke (Kuvalke, Kualke), S. 33: Kullemele, S. 28, 84: Kuloyue (Kulleteyuo), S. 13, 45: Kyiwenculle (Kyghenkulle), S. 51: Maye, S. 44, 45: Melemus (Melemes, Mellegte), S. 45, 51, 83: Melpueu (Melepeye; Mylepeue), S. 45, 51, 59: Jane Pallas (Pallenscho).

³⁷ PAUL JOHANSEN: Die Estlandliste des Liber Census Daniae, Kopenhagen und Reval 1933, S. 659.

³⁸ Kämmererbuch der Stadt Reval (wie Anm. 7), NF XXII/1, Nr. 586, 1444 Aug. 22: *Item Claus deme denre 3 mr. van deme Vetessen boislage, 3 mr. deme denre unde 1 mr. den Eesten*; Nr. 743, 1448 Mrz. 9: *Item den Eesten van Vethe 1 mr. vor 1 t. bers, dat hoi to vorende*; Kämmererbuch der Stadt Reval (wie Anm. 7), NF XXVII/1, Nr. 1224, 1464 Mrz. 3: *Item gegeven den buren van Vethe van wegen des rades hoye van older wonhey 2 mr.*; TLA, 230-1-Ad 32, fol. 19v (1509 Okt. 13): *Betalt vor den boyslag to Vete den undudeschen 2 mr.* Hier und im Folgenden sind die Eigennamen in den Zitaten der nicht edierten Quellen mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, die Satzzeichen hinzugefügt und römische Zahlen mit arabischen Zahlen wiedergegeben; abgesehen davon wurde die Schreibweise des Originals nicht geändert. Die Auslassungen im Text sind mit drei Punkten (...), unklare Wörter mit einem Fragezeichen (?) gekennzeichnet.

Buchführung als auch die der Erhebung von Strafen und Steuern sowie offensichtlich auch die ethnische Zusammensetzung der Stadt. Bis in die 1470er Jahre hinein wurde zudem häufig auch der Grund der Bestrafung eingetragen, wobei die Strafen von den anderen Steuern (etwa denen, die auf Handelsplätze erhoben wurden) unterschieden werden konnten. Später wurde allerdings nur der Name desjenigen verzeichnet, der die Steuer entrichtet hatte, sowie die Höhe der Summe. So kann auf der Grundlage der Namen behauptet werden, dass in früherer Zeit Deutsche oft eine Bürgerschaft für Esten übernahmen. Das Buch, dessen Stil in der Folge recht knapp wurde, erlaubt es indes nicht, derartige Schlussfolgerungen auch für die spätere Zeit zu ziehen.

Im Kämmereibuch der St. Nikolaikirche ist das Ethnonym „Este“ nur selten anzutreffen. Es wird genutzt, wenn ein Este etwa als Partei eines Geldgeschäfts aufgetreten ist.³⁹ Die Verwendungsweise des Ethnonyms weist darauf hin, dass derjenige, der das Kämmereibuch führte, unter „Esten“ nicht nur eine ethnische Zuschreibung, sondern auch eine bestimmte Menschenkategorie verstand. 1472 und 1473, als das Ethnonym „Esten“ im besagten Buch gebraucht wurde, fungierten als Vorsteher der St. Nikolai- kirche Marcus Loes und Evert Smit,⁴⁰ einem Euert Smit war die Rechnungsführung anvertraut.⁴¹ In den Eintragungen des Jahres 1472 treten Esten in Verbindung mit der Witwe des Houwenpe auf,⁴² die ihnen offensichtlich gegen Pfand Geld geliehen hatte. Die Witwe selbst, die einen estnischen Namen trug (*havipea* = Hechtkopf), wurde jedoch nicht als Estin bezeichnet; also wurde zwischen ihr und ihren estnischen Kunden klar unterschieden.

³⁹ TLA, 31-1-216, fol. 37r (1472): *Item entfangen van enem esten van der Houwepeschen wegen vor 1 pant 20 s. vor 1 kanne; Item entfangen van enem esten vor 1 swarten rok de stunte der Houwenpeschen to pande 33 s.; Item entfangen van enem esten vor ene bresse de der Houwenpeschen to pande stunte; der was van Reppel, 20 s.; Item entfangen vor estens smide, blade vnd bresen de der Houwenpeschen to pande stunt 5 fer.; fol. 37v (1472): Item vorkoft enem esten 1 swarten ketel de wecht 14 mr.lb mit dem hale vnd was oplappete [?] vor 7 fer.; Item entfangen van enem esten vor pande 15 s; fol. 38r (1473): Item vp sunte Valentin vorkoft enem esten de het Hanno vnd is namesten soen van dem valle bi der Narwe 1 brun pert vor 3½ mr. vnd dat gelt sal he vt geuen vp midvasten.*

⁴⁰ Marcus Loes (Losz) wurde Revaler Bürger am 4. Juni 1462. Tallinna kodanikkuderaamat 1409–1624 / Das Revaler Bürgerbuch 1409–1624, hrsg. von OTTO GREIFFENHAGEN, Tallinn 1932 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv, 6), S. 23. Evert Smit tritt in seiner Eigenschaft als Ratsherr ab 1469 auf. FRIEDRICH GEORG VON BUNGE: Die Revaler Rathslinie nebst Geschichte der Rathsverfassung und einem Anfange über Riga und Dorpat, Reval 1874, S. 128.

⁴¹ TLA, 31-1-216, fol. 25r verwendet der Schriftführer die Ich-Form, was darauf hinweist, dass die betreffende Handschrift eben Smit gehört.

⁴² Im Jahre 1465 wurde ins Kämmereibuch der St. Nikolaikirche eine Einnahme in Höhe von 2 Mark dafür eingetragen, dass für Vicke Houwenpe die Totenglocke geläutet wurde. TLA, 31-1-216, fol. 25v: *Item vor Vicke Houwenpe to ludende 2 mark.* Bei der Houwenpesche, die 1472 erwähnt wird, dürfte es sich wohl um seine Witwe gehandelt haben, da keine andere Person namens Houwenpe zur gleichen Zeit in den Revaler Quellen auftritt.

Die verschiedenen Angaben zur Person wie etwa Name, Titel, Geschlecht, ethnische Zuschreibung u.Ä. kommen in den Quellen oft in Kombination miteinander vor. Dabei werden das Geschlecht und die ethnische Zuschreibung meistens in solchen Fällen erwähnt, in denen der Schreiber von der betroffenen Person offensichtlich nichts Weiteres wusste oder deren genauere Identifikation nicht vonnöten war. Bei Personennamen wird das Ethnonym in aller Regel nicht verwendet. So findet sich im Buch der Strafferren des Rats die folgende Eintragung aus dem Jahre 1449: *Item Naisteuarges mit Howenpee to hus stak Kallienpulke 1 grote wunde (naistevaras = Frauentieb; kaljapulk = Dünnpierpflock).*⁴³ Obwohl es sich bei allen drei Personen eindeutig um Esten handelte, wird bei keinem von ihnen das Ethnonym angeführt. Von dieser Regel gibt es zwar Abweichungen, wie etwa hinsichtlich des Esten Hanno, der 1474 im Kämmereibuch der St. Nikolaikirche erwähnt wird,⁴⁴ doch sind solche Ausnahmen selten.

Im 14. Jahrhundert wurde hinsichtlich der Urbevölkerung meistens ein einziger Name gebraucht. Dem Vornamen wurde nur selten der Nachname beigelegt, zuweilen trat ein Toponym in dieser Funktion auf. Ab dem 15. Jahrhundert werden die Esten in den meisten Fällen mit Vor- und Nachnamen bezeichnet. Der Vorname ist in diesem Fall eingedeutscht bzw. christlich, der Nachname aber estnischsprachig. Wenn etwa im Buch der Strafferren Ende des 14. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts alt-estnische Vornamen wie Meleuellie, Melteuwe oder Meleis⁴⁵ und oft auf eine physische Besonderheit oder die Herkunft verweisende Nachnamen anzutreffen sind, so werden estnischsprachige Namen später hauptsächlich als Nachnamen benutzt, während die Vornamen eingedeutscht sind, wie etwa bei Mathias Lujalke, Henrike Ammesu oder Peter Harienpe.⁴⁶

In den vielen Tausenden Eintragungen in den Geschäftsbüchern aus der Zeit vom letzten Viertel des 14. Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts einschließlich sind estnischsprachige Personennamen nur sehr selten anzutreffen. Ein Großteil dieser Eintragungen jedoch, in manchen Quellen sogar die Mehrzahl, bezieht sich auf Personen, bei denen es sich sicher um Esten handelte. Sie werden anhand ihres Tätigkeitsbereichs (etwa Fuhrmann, Schiffer, Zimmermann, Steinmetz) oder mit ihrem eingedeutschten Vornamen bezeichnet.⁴⁷

⁴³ TLA, 230-1-Aa 4a, fol. 47r.

⁴⁴ TLA, 31-1-216, fol. 38r.

⁴⁵ TLA, 230-1-Aa 4a, fol. 2r, 10v, 18v.

⁴⁶ Ebenda, fol. 23v, 30v, 48v, 63v.

⁴⁷ Eine zu geringe Repräsentation der Urbevölkerung in den spätmittelalterlichen Quellen wurde auch in Hinsicht auf den Anteil der Finnen in Åbo festgestellt, wo von den Bürgern, die in der Zeit von 1310 bis 1471 in den Urkunden erwähnt wurden, 42% Deutsche, 39% Schweden und nur 13% Finnen waren. Vgl. CHRISTIAN KRÖTZL: Migrations- und Kommunikationsstrukturen im finnischen Mittelalter, in: *Quotidianum Fennicum. Daily Life in Medieval Finland*, hrsg. von CHRISTIAN

Es ist allgemein bekannt, dass die Esten im Laufe des 15. Jahrhunderts größtenteils christliche Namen – überwiegend deutschsprachige Heiligennamen – annahmen.⁴⁸ Umso dringlicher stellt sich jedoch die Frage, warum ein Teil von ihnen die estnischsprachigen Namen beibehielt, insbesondere in der Stadt, in einer deutschsprachigen Umgebung. Eine Frage für sich ist, inwieweit oder ob den Esten überhaupt im (späten) Mittelalter neben den Heiligennamen auch germanische Namen wie etwa Hermann (Hermen) oder Heinrich (Hinrik) gegeben wurden, die unter den hier ansässigen Deutschen sehr verbreitet waren, selbst wenn diese Namen keinen kirchlichen Kontext aufwiesen wie etwa die Heiligennamen. Mit anderen Worten: Wurde die Namenwahl der Esten vor allem von der Kirche oder in erster Linie von der deutschen Sprache beeinflusst? Aus den Wackenbüchern ist ersichtlich, dass die Bauern in dem Fall, wenn sie keine altestnischen Namen trugen, Heiligennamen hatten.⁴⁹ Eine andere Frage ist, wie es sich mit den eventuellen estnischen Stadtbewohnern der zweiten oder dritten Generation verhielt.

* * *

Wie oben bereits erwähnt, taucht der Begriff „Undeutscher“ in den Quellen erst im Zusammenhang mit der Ingebrauchnahme der niederdeutschen Sprache im geschäftlichen Schriftverkehr auf. Im Jahre 1399 erwähnt das Erbebuch der Stadt einen Maurer namens Jane, dem das Recht zugesprochen wird, ein Grundstück in der Quappenstraße *alse dat den undutschen bewonlich is tu doende, et non debet braxare* zu nutzen.⁵⁰ In einer Bursprake aus dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts hieß es: *Item so ene sal nyn undutsche bruwen to vorkopende, de synt deme bode borger gheworden is, by 3 marken.*⁵¹ 1422 wurde im Buch der Strafherren *Tidikens vndutsch*

KRÖTZL und JAAKKO MASONEN, Krems 1989 (Medium Aevum Quotidianum, 19), S. 13–28, hier S. 15.

⁴⁸ Eine Differenzierung zwischen einem vorzeitlichen estnischen Namen und einem eingedeutschten bzw. christlichen Namen ist aufgrund der ähnlichen Namensformen nicht immer einfach. Vgl. HELDUR PALLI: *Mida kõnelevad isikunimed eestlaste usust XIII–XVI sajandil* [Was erzählen die Personennamen über den Glauben der Esten im 13.–16. Jahrhundert], in: *Religiooni ja ateismi ajaloo Eestis. Artiklite kogumik*, Bd. 2, hrsg. von EA JANSEN, Tallinn 1961, S. 108–127, hier insbesondere S. 109f., 120f., 125.

⁴⁹ Siehe die Namensbeispiele ebenda.

⁵⁰ Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval (1383–1458), hrsg. von EUGEN VON NOTTBECK, Reval 1892, S. 93, Nr. 469. Siehe zu den grundbesitzlichen Eigentumsformen der Stadt, darunter auch zum so genannten *ius estonicum* im 14. Jahrhundert: JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), S. 299ff.

⁵¹ Ebenda, Anhang 1, S. 435, § 18a. In dieser Edition steht nach dem Wort „is“ ein Fragezeichen – [?], ein Vergleich mit dem Original (TLA, 230-1-Bs 1, fol. 15v) zeigt jedoch, dass es keinen Grund gibt, an der Transkription zu zweifeln. Aus derselben Textstelle ist ersichtlich, dass *vndutsch* und *to vorkopende* mit der gleichen Handschrift

knecht genannt.⁵² Beim Buch der Strafherren handelt es sich um ein trockenes Finanzdokument, das keinen Raum für Emotionen und Rhetorik lässt. Somit dürfte *vndutsch* für die Identifikation von Tidikens Knecht von Bedeutung gewesen sein.

Es fragt sich, ob mit dem Wort „undeutsch“ nur eine ethnische Zuschreibung gemeint war oder ob es darüber hinaus noch weitere Nebenbedeutungen hatte. Mögliche Nuancen können vielleicht anhand der zwei folgenden Beispiele aufgezeigt werden. Das Erstere betrifft undeutsche Aufkäufer. Die Eintragungen im Buch der Strafherren zeigen, dass die Beschäftigung undeutscher Aufkäufer (*inkoper*) bestraft wurde. Um 1460 wurde z.B. dem Ratsherrn Hinrik Hunninghusen dafür eine Strafe in Höhe von 10 Mark auferlegt;⁵³ 1460 oder 1461 wurden dafür Lubbert Holthusen und Frau Nasschard, 1467 Frau Hovekin und Bernd Virand und 1468 Peter Couwe bestraft, wobei in diesen Fällen die Höhe der Strafe nicht angegeben ist.⁵⁴ In der Praxis war die Einstellung undeutscher Aufkäufer zwar nicht ausdrücklich verboten, doch fielen die dafür auferlegten Strafen als Kosten an; warum die Beschäftigung undeutscher Aufkäufer als verpönt galt, wird jedoch nirgends erklärt. Hier darf daran erinnert werden, dass der Rat, um einen fairen Wettbewerb im Handel zu gewährleisten, es in einer Bursprake den Stadtbewohnern untersagte, Waren außerhalb der Stadtmauern aufzukaufen und außerhalb der Stadt zu übernachten. Damit sollte verhindert werden, dass die Waren aufgekauft wurden, bevor sie auf den Markt gelangten.⁵⁵ In diesem Zusammenhang ist in erster Linie die Rede von einheimischen Waren wie Getreide, Vieh und Holz, die von den Bauern feilgeboten wurden. Allerdings konnte damit auch der Vorkauf von den Schiffen, die den Hafen angelaufen hatten, gemeint sein. Aus dem Buch der Strafherren ist ersichtlich, dass das Verbot, außerhalb der Stadtmauern zu übernachten und Waren früher als zugelassen aufzukaufen, wiederholt übertreten wurde. Wenn es auch relativ selten dazu kam, dass jemand für die Einstellung undeutscher Aufkäufer bestraft wurde, so wurden für diejenigen, die trotz des Verbots Waren aufkauften, durchaus Strafen verhängt. Eine genauere Statistik auf der Grundlage des Buchs der Strafherren aufzustellen hat wenig Sinn, da nicht bekannt ist, wie konsequent die Strafen auferlegt und in der Quelle verzeichnet wurden.

Offensichtlich lassen sich die beiden Verbote, undeutsche Aufkäufer zu beschäftigen und außerhalb der Stadtmauern Waren aufzukaufen, miteinander in Verbindung setzen. Wenn ein Stadtbewohner einen undeutschen

über der Zeile angefügt sind. Vgl. einen Paragraphen gleichen Inhalts in JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), Anhang 1, S. 437, § 48.

⁵² TLA, 230-1-Aa 4a, fol. 27v.

⁵³ Ebenda, fol. 54v.

⁵⁴ Ebenda, fol. 55r (1460/61), 57v (1467), 58r (1468).

⁵⁵ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), Anhang 1, S. 433, § a., S. 434, § 7, S. 436, § 40, S. 440, § 70, S. 445, § 98, 101, 102, S. 446, § 110, 112.

bzw. estnischen Aufkäufer anstellte, kann man davon ausgehen, dass Letzterer das Verbot der Übernachtung außerhalb der Stadtmauern gar nicht übertreten konnte, da er ohnehin außerhalb der Stadt unter den Bauern wohnte. In diesem Fall könnte der Begriff Undeutscher als Synonym für einen Bauern zu verstehen sein. Darüber hinaus konnten diese Aufkäufer auch besser darüber informiert gewesen sein, was gerade an Erzeugnissen der Bauernwirtschaften vorhanden oder wie der Zustand der Wege war. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Städter mit der Anwerbung bäuerlicher Aufkäufer das Verbot der Übernachtung außerhalb der Stadt zu umgehen suchten, während der Rat bestrebt war, dies dadurch zu verhindern, dass er all denjenigen eine Strafe auferlegte, die undeutsche Aufkäufer in Dienst nahmen.

Das zweite Beispiel betrifft die so genannten undeutschen Predigtstühle. Wenn es auch den Anschein hat, dass „estnisch“ und „undeutsch“ in den Revaler Quellen als Synonyme gebraucht wurden, bezeichnete man diese Predigerstellen als undeutsche, nicht als estnische. Solche Kanzeln waren zumindest im Spätmittelalter in beiden Gemeindekirchen der Stadt vorhanden. Diese undeutschen Predigtstühle finden sich in den Quellen meistens in Zusammenhang mit der Vergütung erwähnt, die dem Prediger gezahlt wurde. Ab Ende der 1480er Jahre tritt im Kämmereibuch der St. Nikolaikirche ein undeutscher Kaplan auf, ab Mitte der 1490er Jahre ein undeutscher Prediger.⁵⁶ Dass sie erst ab dieser Zeit Erwähnung finden, bedeutet nicht, dass es in der Kirche früher keine Geistlichen gegeben hätte, die ausschließlich für Undeutsche Gottesdienste abhielten. Wo und wie die deutschsprachigen Predigten gehalten wurden, lässt sich den Quellen jedoch nicht entnehmen.

Es fragt sich, für wen undeutsche Predigtstühle errichtet wurden. Die ständig in der Stadt wohnenden Esten dürften die deutsche Sprache wenn auch nicht perfekt beherrscht, so doch zu einem bestimmten Grade verstanden haben,⁵⁷ so dass sie in der Lage gewesen sein dürften, deutschsprachige Predigten und die wichtigsten Glaubenswahrheiten auf Deutsch zu verstehen. Es liegen zahlreiche Mitteilungen darüber vor, dass Handwerkszünfte, unter deren Mitgliedern die Esten die Mehrheit stellten – Steinmetze, Lastenträger oder Fuhrleute –, in den Gemeindekirchen eigene Altäre unterhielten und Gottesdienste bestellten. Solche Nebenaltäre und Gottesdienste hatten jedoch keinen Bezug zu undeutschen Predigtstühlen. Ausgehend davon kann man die folgende Hypothese aufstellen: Es ist

⁵⁶ Ein undeutscher Prediger: TLA, 31-1, Nr. 216, fol. 17r (u. 1494), fol. 85r (1498), fol. 94r (1503), fol. 185v (1491), fol. 188r (1492), fol. 191v (1493), fol. 198v (1496), fol. 215r (1504); ein undeutscher Kaplan: fol. 174r (1488), fol. 208r (1500), fol. 210r (1501), fol. 241r (1516); Prediger und Kaplan: fol. 180v (1489).

⁵⁷ Vgl. PĒTERIS VANAGS: Latvian texts in the 16th and 17th centuries: beginning and development, in: Common Roots of the Latvian and Estonian Literary Languages, hrsg. von KRISTIINA ROSS und PĒTERIS VANAGS, Frankfurt am Main 2008, S. 173-197.

möglich, dass man bei der Einrichtung undeutscher Predigtstühle nicht so sehr die estnischen Stadtbewohner, sondern die Bauern im Blick hatte, die auf den Markt kamen oder sich aus einem anderen Anlass für kurze Zeit in der Stadt aufhielten. Als Triebfeder für die Bestrebungen, den Gemeindegirchen ein zahlreicherer Publikum zu sichern, könnte der Umstand gedient haben, dass die alte Rivalität zwischen den Laienpredigern und den Dominikanern, die mit Predigten Popularität ernteten und daraus Einnahmen erzielten, im Spätmittelalter andauerte.

Zur Veranschaulichung dieser Hypothese sei eine Mitteilung über die Errichtung eines undeutschen Altars in der St. Nikolaikirche im Jahre 1476 angeführt:

*Anno 76, 5. dage in meye, als wy des ens weren als Claus Maes vnd her Marquard Bretholt vnd ik Rynolt van Werne vnd geuen teyn hundert mr. to en altar to burwen myt aller thobehorynghe in de ere sunte Annen vnd der leuen Junckvrouwen Maryen tho loue vnd to eren myt erem geslechte. Hir tho sal wesen en prester, de dat altar sall bolesen, dat he sal esttens komen. De sal alle hyllge dage des morgens den vndusschen en sermon don vp vndussche vnd leren dem volke dat Pater Noster vnd dat Aue Marien vnd den gelouen vnd de gelobe godes vnd vort wat dem volke nütte is to der selen salycheyt vnd de prester sal bydden vor de selen, de dyt hebben gemaket.*⁵⁸

Die Frage, warum sich drei vermögende deutsche Bürger Revals⁵⁹ dazu entschlossen, eine so stattliche Summe für einen Altar bereitzustellen, der nicht einmal für ihre Standesbrüder derselben ethnischen Herkunft, sondern für die untere Gesellschaftsschicht vorgesehen war, kann dabei vernachlässigt werden. Bedeutsamer ist es, dass hier festgehalten wurde, dass den Esten Predigten in estnischer Sprache gehalten und die wichtigsten Gebete und Glaubenswahrheiten beigebracht werden sollten. Hier wurden die Begriffe „Este“ und „Undeutscher“ als Synonyme verwendet. In keiner anderen Revaler Quelle aus der vorreformatorischen Zeit wird so nachdrücklich und unmittelbar über die religiöse Aufklärung der Esten in ihrer eigenen Sprache gesprochen.⁶⁰

Als Zusammenfassung der Behandlung des Begriffs „undeutsch“ sei ein Auszug aus dem Revaler Ratsprotokoll vom 2. Januar 1621 angeführt, in dem ein Punkt des Schragens der Schneiderzunft ausgelegt wurde, der

⁵⁸ TLA, 230-1-Bk 2 I, fol. 37r.

⁵⁹ In den Revaler Quellen treten drei Ratsherren namens Marquart Bretholt auf. Unter denjenigen, die Geld für den Altar der heiligen Anna stifteten, könnte sich ein Bretholt, der ab 1442 als Ratsherr und ab 1458 als Bürgermeister erwähnt wird, befunden haben. Vgl. BUNGE, Die Revaler Rathslinie (wie Anm. 40), S. 83f. Rynolt (Reynold) van Werne tritt als Ratsherr in der Zeit von 1455 bis 1481 auf. Ebenda, S. 139.

⁶⁰ THINA KALA: Rural Society and Religious Innovation: Acceptance and Rejection of Catholicism among the Native Inhabitants of Medieval Livonia, in: The Clash of Cultures on the Medieval Baltic Frontier, hrsg. von ALAN V. MURRAY, Farnham 2009, S. 169-190, hier S. 171, Anm. 7, S. 185ff.

untersagte, den Esten das Schneiderhandwerk beizubringen, sie also als Lehrlinge oder Gesellen aufzunehmen.⁶¹ Der Rat beschloss Folgendes:

*(...) das unterm Wordt Ehsten, dieselbe so bei der Statt frei vnd nemand angehörigh, dazu in Amptt und Gilde gesessen, nicht mügen vorstan- den werden, sondern dieszer Articull, von denen zu Lande, so vormüth- ligh leibeigen, gemeinet, vnnnd sei das Amptt der Schneider gemelthen Jun- gen, in der Lehre, noch künfftiger befurderingh in das Amptt zubehindern nicht befügt.*⁶²

Paul Johansen und Heinz von zur Mühlen unterstellten dieser Ansicht des Rates eine gewisse Willkür: „Damit gab der Rat der nationalen Schranke eine soziale Bedeutung, ohne indessen hierin der allgemeinen Anschauung seiner Zeit zu entsprechen“.⁶³ Der strittige Punkt des Schragens ist im Ratsprotokoll nicht angeführt, und aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts hat sich kein Schragen der Schneider für den lokalen Gebrauch erhalten. Anhand einer 1631 angefertigten Abschrift des Schragens, die nach Hapsal geschickt werden sollte, ist zu ersehen, dass im Dienst des Adels stehende Personen und Undeutsche nicht in die Zunft aufgenommen werden durften.⁶⁴ Ob dieser Paragraph nun Undeutsche zu denjeni- gen zählte, die im Dienst der Adligen standen, ist Auslegungssache. Es ist möglich, dass die vom Rat vertretene Auffassung, losgelöst vom Kon- text der damaligen Verhältnisse, in der Tat etwas anachronistisch anmu- ten mochte. Es ist allerdings nicht gerechtfertigt, dessen Ansicht als völ- lig unbegründet darzustellen, stützt sie doch die Hypothese, dass sich die Ethnonyme „Este“ und „Undeutscher“ im Spätmittelalter auf die Bauern und nicht auf die estnischen Stadtbewohner bezogen.

* * *

Die Frage, wer und warum im mittelalterlichen Livland mit einem Ethno- nym bezeichnet wurde, stellt sich insbesondere hinsichtlich der Deut- schen, die in Livland neben der Urbevölkerung die wichtigste und größte Volksgruppe stellten. Das Ethnonym „deutsch“ ist in den Quellen indes relativ selten anzutreffen. Möglicherweise hatte sich die Bezeichnung der

⁶¹ Die Frage stellte sich, als der Schneidermeister Hans Bartner einen undeutschen Lehrling aufnahm, dessen Vater und Großvater in der Zunft als Gesellen tätig gewesen waren. TLA, 230-1-Ab 40, Bl. 543f.

⁶² Ebenda, Bl. 544.

⁶³ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch* (wie Anm. 7), S. 196f. Vgl. auch LENZ, *Undeutsch* (wie Anm. 17), S. 178.

⁶⁴ TLA, 190-2-1, fol. 5v, § 29: *Deßenn sall auch kein Meister vsners handtwerckgs mechtigh sein oder zu gelaßen werden dass er Einen Eddellmans Junge, viell weniger [?] Einen vndeutschenn, dass handtwerck zu nehren unterstehenn.* In der 1665 erstellten Version des Schragens der Schneider wurde auf die Erwähnung des Undeutschen im betreffenden Paragraphen verzichtet. Vgl. TLA, 190-2- 512, Bl. 12, art. III, § IV: *Ist einer dieses Amts in des Adels diensten, der kan nicht Meister werden, oder einen Jungen lehren, sondern bleibt ein Böhnhase, biß so lange er sich mit dem Amte gebührlich verglichen.*

Deutschen mit dem entsprechenden Ethnonym zumindest vor dem 15. Jahrhundert in Livland noch nicht im selben Maße eingebürgert wie die Verwendung des Ethnonyms hinsichtlich der Esten.⁶⁵

Zugleich aber kann man sich die Entstehung des Begriffs „Undeutscher“ kaum erklären, ohne vorauszusetzen, dass das Ethnonym „Deutscher“ bereits in Umlauf war. Dass Letzteres eher selten gebraucht wurde, ist dabei durchaus verständlich: In einer Stadt wie dem mittelalterlichen Reval, wo die Elite deutsch war, der geschäftliche Schriftverkehr auf Deutsch geführt wurde und die Texte, in denen Ethnonyme gebraucht wurden, aus deutscher Feder stammten, war es nicht vonnöten, „Deutsche“ anhand einer ethnischen Zuschreibung zu identifizieren. Als Ethnonym oder Eigenschaftswort kommt „deutsch“ nur in einzelnen Bereichen vor, wie etwa in Verbindung mit der Hanse.

Ob das Ethnonym in einigen Fällen auch eine juristische Nebenbedeutung hatte, stellt sich als eigenständiges Thema vor allem in Zusammenhang mit den Statuten der Gilden und Ämter, welche eine deutsche Herkunft ihrer Mitglieder voraussetzten. Es ist dabei eine Frage der Formulierung, ob die deutsche Herkunft erforderlich war oder die undeutsche als verpönt galt. Lässt man dabei das Problem beiseite, wie konsequent diese Regelungen der Schragen befolgt wurden, muss zunächst erklärt werden, warum derartige Bestimmungen überhaupt in den Schragen einiger Ämter vorkommen. In Bezug auf die Lage in den Städten Livlands und der Oberlausitz stellte Norbert Kersken fest, dass einzelne Zünfte versuchten, „Beschränkungen für Undeutsche oder Sorben durchzusetzen, um sich gegen Konkurrenz von außerhalb der Stadt abzuschließen“.⁶⁶ Wahrscheinlich dürfte der Wettbewerb in einigen Bereichen härter gewesen sein als in anderen; bei den Wettbewerbern, die außerhalb der Stadt geboren waren, konnte es sich nur um Bauern handeln.⁶⁷ Erneut könnte sich hier die Hypothese bestätigt finden, dass hinsichtlich der estnischen Stadtbewohner kein Ethnonym gebraucht wurde, sie auch nicht zu den Undeutschen zählten.

Weit verbreitet war die Verwendung des Ethnonyms „Deutscher“ in der oben erwähnten Paarformel „deutsch und undeutsch“. In einer Bursprake vom Beginn des 15. Jahrhunderts ist zu lesen:

Is dat jemant vorstervet edder vorstorven is in jemandez hus, dat sii dutsche edder undutsche, unde he gut edder have achter leit, de wert sal dat openbarn

⁶⁵ PIERRE MONNET: La patria médiévale vue d'Allemagne, entre construction impériale et identités régionales, in: Le Moyen Age 107 (2001), Nr. 1, S. 71-99, hier insbesondere S. 79.

⁶⁶ KERSKEN, Städtische Freiheit (wie Anm. 5), S. 21.

⁶⁷ Vgl. INNA PÖLTSAM-JÜRIO: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 280.

*deme rade; dot he dez nicht, men salt richten vor dufte.*⁶⁸ *Item en sal nen knecht, he sii dutsche edder undutsche, nenerleie gut kopen, dat sii korn, quik edder tymmer* [E: *tymmerholt*], *to vorvange den borgern en wedder to vor-kopende, bi 3 marken* [E: *by 1 mark*].⁶⁹

Als der Rat 1531 nach einem Brand Aufräumungsarbeiten im Klosterkomplex der Dominikaner anordnete, verzeichnete das Kämmereibuch auch die damit verbundenen Unkosten: *Botalet h den Duthschen unnd Unduthschen, de im brande ym monckekloster reddeden unnd sodder de gemaker gelosschet hebben und grus affgeworpen, al 16 mr.*⁷⁰

In den Quellen kommen selbstverständlich auch Wortpaare oder Verzeichnisse vor, die aus anderen Ethnonymen zusammengesetzt sind. Allerdings hat es den Anschein, dass solche Beispiele erst ab dem 16. Jahrhundert häufiger vorkommen, was auch damit zusammenhängen könnte, dass sich der Begriff „undeutsch“ erweitert und seine klaren Konturen verloren hatte.⁷¹

Beispiele für die Verwendung des Ethnonyms „deutsch“ in Bezug auf Einzelpersonen gibt es nur wenige. Hierzu zählt der im Jahre 1356 erfolgte Zwischenfall, als Laurencius Vinne, Meye Hinke und Meles Melenteyue *vnum theutunicum* beraubten.⁷² Im Jahre 1451 wurde *eneme armen Dutschen manne* auf Kosten der Stadt acht Ellen graues Lübecker Tuch gegeben.⁷³ Das Ethnonym „Deutscher“ wurde wohl in solchen Fällen verwendet, wenn es nicht darauf ankam, die Person in einer anderen Weise zu identifizieren, oder wenn der Schreiber über keine weiteren Informationen zur betroffenen Person verfügte. In erster Linie dürfte es sich dabei also um solche gehandelt haben, die fremd in der Stadt waren.

Sieht man von den Begriffen für Esten und Deutsche ab, finden sich in den untersuchten Quellen ethnische (bzw. geografische) Zuschreibungen für Russen, Niederländer, Preußen, Dänen, Schweden, Finnen und Letten, was durchaus den Erwartungen entspricht: entweder ging es hier um Livlands unmittelbare Nachbarschaft oder um seine Handelspartner. Wie

⁶⁸ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch (wie Anm. 7), Anhang 1, S. 435, § 30.

⁶⁹ Ebenda, Anhang 1, S. 440, § 70. In dieser Edition sind die Paragraphen der Bursprake nach zwei Abschriften dargelegt, von denen die eine von den Herausgebern mit dem Buchstaben D, die andere mit dem Buchstaben E bezeichnet wurde. Die Abschrift / Kopie D – TLA, 230-1-Bs 1, fol. 2r–8r, die Abschrift / Kopie E – TLA, 230-1-Bs 1, fol. 14r–21v.

⁷⁰ TLA, 230-1-Ad 32, fol. 249v.

⁷¹ LENZ, Undeutsch (wie Anm. 17), S. 173–176, 178.

⁷² TLA, 230-1-Aa 6d, fol. 3r: *Item anno eodem [1356] post diuisionem apostolorum Laurencius Vinne, Meye Hinke, Meles Melenteyue et vnus qui seruus vni dicto Meles de villa Yckauere; predicti euaserunt quorum socius decollatus quia vnum theutunicum in via interficere voluerunt et eundem spolauerunt.* Yckauere bzw. Igavere im Kirchspiel St. Johannis, Harrien. Vgl. JOHANSEN, Die Estlandliste (wie Anm. 37), S. 601f.

⁷³ Kämmereibuch der Stadt Reval (wie Anm. 7), NF XXII/2, Nr. 864, 1451 Aug. 7: *Item eneme armen Dutschen manne gegeven 8 elen Lubesch graw, stunden 2 mr. Rig, de man was gevangen to Wisbu.*

groß der Anteil der so genannten Küstenschweden⁷⁴ unter den „Schweden“ war, verdeutlicht der Wortgebrauch in den Ratsbüchern leider nicht. In Reval gab es zugewanderte und sesshaft gewordene Finnen sowie südfinnische Bauern und Fischer, die Handel trieben.⁷⁵ Etwas exotisch mutet die Erwähnung eines Griechen an.⁷⁶ All die genannten ethnischen Zuschreibungen werden ausschließlich zur Identifikation der Personen, nicht etwa zum Ausdruck einer Einstellung ihnen gegenüber verwendet. Die Ende des 15. Jahrhunderts und Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgten Auseinandersetzungen zwischen den Livländern und Russen, oder genauer gesagt, zwischen dem Moskauer Großfürstentum und der Hanse,⁷⁷ spiegeln sich nicht im Wortgebrauch der Revaler Quellen zum Alltagsleben.

Auch wenn Dänen und Finnen sowie insbesondere zahlreiche Schweden ständig in Reval wohnten oder zumindest zeitweilig dort tätig waren,⁷⁸ fällt auf, dass die sich auf sie beziehenden Ethnonyme nur äußerst selten in den Quellen anzutreffen sind. Zugleich ist es nie sicher, ob es sich bei der Verwendung der Begriffe um ethnische oder geografische Zuschreibungen handelt, also die Region bezeichnet, aus der die betreffende Person nach Reval kam.

* * *

Somit lassen die Revaler Quellen zum Alltagsleben in der Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhundert nicht darauf schließen, dass sich die interethnischen Beziehungen in der Stadt verändert hätten. Sicherlich wird sich während dieser Zeit die ethnische Zusammensetzung der Stadtbevölkerung geändert haben, indem sich mal der Anteil der einen, mal der der anderen Gruppe erhöhte; auch dürfte der jeweilige Anteil der Regionen, aus denen sich die Einwanderung nach Reval speiste, variiert haben. Eine zuverlässige Statistik über diese Phänomene kann aufgrund der Beschaffenheit der Quellen indes nicht erstellt werden. Wir können nur konstatieren, dass die Quellen keine Informationen über Auseinandersetzungen aufgrund der ethnischen Herkunft der beteiligten Personen liefern. Dass sich die Anzahl an

⁷⁴ KRÖTZL, Migrations- und Kommunikationsstrukturen (wie Anm. 47), S. 14.

⁷⁵ Ebenda, S. 15f.

⁷⁶ Im Kämmererbuch des Rates wird ein griechischer Arzt namens Nicolaus erwähnt. Kämmererbuch der Stadt Reval (wie Anm. 7), NF XXII/2, Nr. 1054 (1457 Sept. 3), Nr. 1067, (1458 Mrz. 11); Nr. 1077 (1458 Aug. 13); der Name des Griechen, der im Buch der Straßerherren des Rats vorkommt, wird nicht genannt. TLA, 230-1-Aa 4a, fol. 58r (1468).

⁷⁷ ANTI SELART: Zur Geschichte der Russen in Livland um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert: Der Vorwand zur Schließung des St. Petershofes in Novgorod im Jahre 1494, in: Städtisches Leben im Baltikum zur Zeit der Hanse, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 2003 (Schriftreihe Baltische Seminare, 10), S. 177-210.

⁷⁸ JOHANSEN, VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch (wie Anm. 7), S. 101; JOHANSEN, Nordische Mission (wie Anm. 18), S. 21f., 114-133.

verwendeten Ethnonymen in den spätmittelalterlichen Quellen erhöht, ist ausschließlich auf die quantitative Vermehrung der erhaltenen Quellen zurückzuführen, nicht aber darauf, dass der ethnischen Zugehörigkeit der Einwohner oder Gäste mehr Gewicht beigelegt worden wäre.

Der Umstand, dass estnischsprachige Namen mit der Zeit zwar seltener, aber doch stetig in den Quellen auftauchen, belegt den ununterbrochenen regen Gebrauch der estnischen Sprache in der Stadt. Obwohl ein Großteil dieser Nachnamen eine bestimmte Bedeutung im Estnischen trägt, wurden sie nicht ins Deutsche übersetzt, sondern blieben erhalten. Die deutsche Elite der Stadt trachtete somit nicht danach, die estnischen Stadtbewohner zu germanisieren.

Ein Este, der sich in der Stadt sein Brot verdiente, wurde in den Quellen meistens nicht als „undeutsch“ bezeichnet. Auch im Falle der Deutschen und der anderen Nicht-Esten, die in der Stadt ständig lebten, wurden keine ethnischen Zuschreibungen verwendet. Der ethnischen Herkunft an sich, der – im modernen Sinne – „Nationalität“ wurde somit kein emotionales oder praktisches Gewicht beigegeben, das sich in den Quellen gespiegelt hätte. Ethnonyme wurden in erster Linie dann gebraucht, wenn es sich um eine stadtfremde Person handelte, die aus der Fremde kam und/oder sich vorübergehend in der Stadt aufhielt. Mit den Bezeichnungen „undeutsch“ oder „Este“ waren in erster Linie Bauern gemeint. Als allgemeines Synonym für die Esten findet sich der Begriff „undeutsch“ somit vor allem in der Historiografie. Gegenüber diesem in der Geschichtsliteratur eingebürgerten Wortgebrauch kommt „undeutsch“ nur selten in den Quellen vor, die für die betreffenden Abhandlungen herangezogen wurden. Wesentlich ist zudem, dass nicht sicher sein kann, ob dieser Begriff in den Quellen genau die gleiche Bedeutung trägt, die ihm die Wissenschaftler gemeinhin zugeschrieben haben. Wer im Spätmittelalter ein Ethnonym verwendete, meinte damit nicht etwa die Nationalität der Person, sondern eher die Region, woher sie stammte, ihren Stand und rechtlichen Status. Was seit dem 19. Jahrhundert als nationale Frage verstanden worden ist, war im mittelalterlichen Reval in erster Linie eine Frage von Land und Stadt, es ging dem Betrachter um Livland und das Ausland, um unterschiedliche Rechte und die Unterstellung unter verschiedene Herrschaften. Auf diese Weise konnten innerhalb Revals Esten, Deutsche, Schweden oder die Sprecher anderer Sprachen enger zusammengehören als etwa ein aus dem Kerngebiet des Reichs gebürtiger Deutscher mit einem Revaler Deutschen bzw. ein Este aus dem Bistum Dorpat mit einem Revaler Esten.

SUMMARY

Was there a “Nationalities Question” in Medieval Reval

The first studies in the field of history, culture and identity of Estonians were written by Baltic German scholars during the eighteenth and the nineteenth centuries. During the first half of the twentieth century local German historiography dealing with social and ethnic relationships elaborated on the concept of non-German(s) – *undeutsche*. This term became widely used especially in the Baltic German medieval studies and was also taken over by Estonian historiography.

In research, the word *undeutsch* was (and often still is) mostly used to designate the indigenous local population of the eastern Baltics – the Estonians, Latvians and Livs, as well as objects of material culture related to these ethnic groups. The aim of the present article is to explore on the basis of the daily record-keeping of late medieval Reval, the original medieval use and meaning of the ethnonyms *Este* and *undeutsch*, but also the use of other ethnonyms occurring in those sources.

Late medieval town council register books contain thousands and thousands of entries concerning Estonians. In most cases, Estonians are referred to either by their names, nicknames or craft. According to these entries in the second half of the fourteenth and beginning of the fifteenth century some Estonians still carried ancient Estonian names, while others had Christian names. In the second half of the fifteenth and first quarter of the sixteenth century Estonians living in the city of Reval had mostly Christian names, but in some cases their Estonian origin is revealed through their Estonian nicknames, which have not been translated into German. Such nicknames often refer to some physical peculiarity.

The ethnonym *undeutsch* appears in the sources after the languages of the record-keeping switches from Latin to Low Middle German during the fourteenth century. And even then ethnonyms – both *Este* and *undeutsch* – are used extremely rarely when compared with the overall number of entries that concern persons of Estonian origin. The question is, in which cases and why they were used at all. There are several cases that suggest that at least during the second half of the fifteenth and beginning of the sixteenth century the words *Este*, *undeutsch* and *Bauer* were treated as synonyms. This assumption can be most shortly and clearly confirmed by the entries in the town magistracy account book concerning the inhabitants of the village of Vethe near Reval: on some occasions they are referred to as *Este*, on other occasions as *Undeutsche* and sometimes as *Bauer*.

Not only the ethnonym *Este* resp. *undeutsch* but also the ethnonyms of other peoples who were numerous in late medieval Reval such as for

example Germans, Swedes or Finns occur very rarely in the sources. Mostly ethnonyms have been used in cases when a person was a stranger in the city. In the case of Estonians (or *Undeutsche*) such strangers could have been mostly peasants, in case of other nationalities people coming from overseas, like non-local Germans or Scandinavians.

The historiographical concept of *undeutsch* as an ethnic, cultural and social term referring to lower classes of population – both peasants and city dwellers – seems to have never been used in this meaning in medieval sources. In late medieval Reval, the question of nationalities was rather a question of territorial and juridical pertinence, not a question of language, culture or other criteria characteristic of modern concept of nationality.

Ein Abenteurer des Dreißigjährigen Krieges – Christian Dietrich von Czernichow und seine Diversionspläne gegen die Insel Ösel 1645 und 1648

VON DOROTHÉE GOETZE

Der 18. September 1648 war ein Freitag. Auf dem Westfälischen Kongress war der entscheidende Schritt auf dem Weg zum Frieden gelungen. Nach vierwöchigen Beratungen fanden die Verhandlungen der reichsständischen Teilkurien und des französischen Gesandten Servien über den kaiserlich-französischen Frieden in Osnabrück ihren vorläufigen Abschluss. Das bereits am 6. August 1648 vereinbarte schwedische und das neu beschlossene französische Friedensinstrument wurden beim Reichsdirektorium deponiert, und der Kongress befand sich im Aufbruch nach Münster, wo die dort verbliebenen Reichsstände und die kaiserlichen Gesandten dem Frieden beitreten sollten.¹

An eben diesem Freitag in der Schlussphase der Friedensverhandlungen informierten die kaiserlichen Gesandten in Münster, Johann Ludwig Reichsgraf von Nassau-Hadamar und Isaak Volmar², Ferdinand III. über die Visite eines gewissen Christian Dietrich Freiherr von Czernichow. Dieser hatte neben dem Plan für ein militärisches Vorgehen der kaiserlichen

¹ Lamberg und Krane an Ferdinand III., 17.9.1648, in: Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichskanzlei, Friedensakten (künftig: HHStA Wien, RK, FrA), Faszikel (künftig: Fasz.) 55b, fol. 85-89v, PS fol. 90. Grundlegend zum Westfälischen Friedenskongress ist noch immer FRITZ DICKMANN: Der Westfälische Friedenskongress, 7. Aufl., hrsg. von KONRAD REPGEN, Münster 1998, sowie aus der Perspektive der kaiserlichen Politik KARSTEN RUPPERT: Die kaiserliche Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643-1648), Münster 1979 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 10).

² Zu Johann Ludwig Reichsgraf von Nassau-Hadamar zuletzt MATTHIAS THEODOR KLOFT: Johann Ludwig – der Friedensbringer. Die Rolle des Hadamarer Grafen und Fürsten als Diplomat – der Friedensbevollmächtigte in Münster, in: DERS. u.a.: 1648. Legatus Plenipotentiarius. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar und der Westfälische Friede, Limburg 1999, S. 83-123. Einschlägig zu Isaak Volmar MAGNUS ULRICH FERBER: Graf Maximilian von Trauttmansdorff und Dr. Isaak Volmar. Handlungsmöglichkeiten adliger und bürgerlicher Diplomaten im Vergleich, in: Diplomatie, Medien, Rezeption. Aus der editorischen Arbeit an den Acta Pacis Westphalicae, hrsg. von MARIA-ELISABETH BRUNERT und MAXIMILIAN LANZINNER, Münster 2010 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 32), S. 231-251.

Partei gegen die Ostseeinsel Ösel auch eine Karte mit den militärischen Befestigungen und Häfen der Rigaer Bucht im Gepäck. Als die kaiserlichen Gesandten von dieser Begegnung berichteten, hatte Czernichow Münster bereits wieder verlassen.³

Zwei Aspekte machen diese Episode am Rande des Westfälischen Friedenskongresses bemerkenswert: Zum einen die Karte über die Rigaer Bucht, die durch die Genauigkeit besticht, mit der besonders die Inseln Dagö und Ösel gezeichnet sind, deren besonderer Quellenwert jedoch v.a. in den verzeichneten Befestigungen und Schanzen liegt, die ein gutes Bild über die militär- und geostrategischen Perspektiven der Rigaer Bucht in den 1640er Jahren geben. Dies umso mehr, da eine solche Karte für diesen Zeitraum bislang in der Forschung nicht beschrieben wird. Zum anderen der – in der Forschung bislang ebenfalls nicht beachtete – zwischen 1645 und 1648 wiederholt von Czernichow formulierte und an den Kaiser herangetragene Plan einer militärischen Aktion des Habsburgers in der Ostsee gegen Schweden, jedes Mal mit einem Fokus auf die Insel Ösel. Dies verweist auf größere und komplexere Zusammenhänge des Dreißigjährigen Krieges und des Kampfes um die Vorherrschaft im Ostseeraum, die Aussagen über die Bedeutung Ösels⁴ und der Rigaer Bucht nicht nur für die im östlichen Ostseeraum interessierten Mächte erlauben.

Ausgehend von der Person Czernichows sollen im Folgenden die Diversionenpläne gegen Ösel chronologisch vorgestellt und gemäß ihrer Bedeutung für dessen Biografie, aber v.a. in die größeren Zusammenhänge der europäischen Konflikte der 1640er Jahre eingeordnet werden. Dies sind besonders der Kampf um das *dominium maris baltici*, der im Torstenssonkrieg zwischen Dänemark und Schweden (1643–1645) einen Höhepunkt fand, sowie die Endphase des *Teutschen Krieges*.

Als Quellengrundlage dazu dienen zwei Korrespondenzen zwischen Czernichow, Ferdinand III. und hohen Funktionsträgern im Umfeld des Kaiserhofes aus den Jahren 1645 und 1648, wobei der spätere Briefwechsel deutlich umfangreicher ist. Insgesamt überwiegen die Briefe Czernichows,

³ Nassau und Volmar an Ferdinand III., 18.9.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 431-431v.

⁴ Forschungsbeiträge, insbesondere deutsch-, englisch- oder skandinavischsprachige, zur Geschichte Ösels sind in ihrer Zahl überschaubar. Neben MARTIN KÖRBER: Bausteine zu einer Geschichte Oesels. Fünf Jahrhunderte, von der heidnischen Vorzeit bis zum Frieden von Nystädt, Arensburg 1885, Nachdruck: Hannover-Döhren 1977 (Beiträge zur baltischen Landesgeschichte, Ortsgeschichte und Volkskunde. Nachdrucke, 4), ist an allgemeiner Literatur noch VOLKER SERESSE: Des Königs „arme weit abgelegene Untertanen“. Ösel unter dänischer Herrschaft 1559/84–1613, Frankfurt am Main 1996, zu nennen, der auch einen Ausblick auf die Geschichte Ösels bis zum Übergang an Schweden gibt.

Reaktionen seiner Adressaten sind kaum erhalten. Sämtliche Schreiben befinden sich in den Beständen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.⁵

Der Kampf um das dominium maris baltici

Die Konkurrenz um das *dominium maris baltici* prägte das Verhältnis der Ostseeanrainer seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für etwa 150 Jahre. Vor allem Dänemark, Schweden und Polen versuchten, das durch das Zerbrechen der Kalmarer Union, den Bedeutungsverlust der Hanse und den Niedergang des Deutschen Ordens entstandene Machtvakuum im Ostseeraum zu füllen.⁶ Im Torstenssonkrieg (1643–1645)⁷ kulminierte die Auseinandersetzung zwischen Dänemark und Schweden um die Vorherrschaft im Ostseeraum.⁸ Schweden wollte mit diesem Angriffskrieg eine

⁵ Die Schreiben liegen in den Beständen HHStA, RK, FrA, Fasz. 56d, Fasz. 58a, Fasz. 92 XVI und XVII sowie im Trauttmansdorff-Archiv (künftig: TA), Kasten (künftig: Ka.) 122.

⁶ GÖRAN LARSSON: Den onde nabo. Maktskiftet i östersjöområdet ur danskt perspektiv [Der böse Nachbar. Machtveränderung im Ostseeraum aus dänischer Perspektive], in: Mare nostrum. Om westfaliska freden och Östersjön som ett svenskt maktsentrum, hrsg. von KERSTIN ABUKHANFUSA, Stockholm 1999, S. 139–153, hier 139. Larsson bezieht den Zerfall der Kalmarer Union nicht in seine Überlegungen ein.

⁷ Eine einschlägige Monografie zu diesem Thema fehlt bislang. Neue Erkenntnisse lässt die Dissertation Hielke van Nieuwehuizens erwarten, die zurzeit an der Universität Greifswald entsteht; bis dahin siehe zum Torstenssonkrieg die Ausführungen bei GUNNAR WETTERBERG: Kanslern. Axel Oxenstierna i sin tid, Del 2 [Der Kanzler. Axel Oxenstierna und seine Zeit, Teil 2], Stockholm 2002, S. 789–808, sowie Dansk udenrigspolitiks historie, 1: Konger og Krig 700–1648 [Geschichte der dänischen Außenpolitik, 1: Könige und Krieg 700–1648], København 2002, S. 457–463, und JENNY ÖHMANN: Der Kampf um den Frieden. Schweden und der Kaiser im Dreißigjährigen Krieg, Wien 2005 (Militärgeschichtliche Dissertationen österreichischer Universitäten, 16), S. 185–199. Eine dänische Perspektive vertritt LARSSON, Den onde nabo (wie Anm. 6) zum Torstenssonkrieg, insbesondere S. 147–151. Den schwedischen Einfall in Jütland beschreibt AXEL LILJEFALK: Torstenssons Infald paa den jyske Halvø 1643–1645. Hovedagelig efter hans egne Breve og Indberetninger [Torstenssons Einfall auf der jütischen Halbinsel 1643–1645. In erster Linie nach seinen eigenen Briefen und Berichten], in: Militært Tidsskrift 40 (1911), Nr. 11, S. 229–234; Nr. 12, S. 245–252; Nr. 13, S. 261–264, sowie Nr. 14, S. 277–282. Die schwedische Armee behandelt auch der Beitrag von LARS ERICSON: När armén var under Alperna. Den svenska krigsmakten i östersjöområdet från 1590-talet till 1670-talet [Als die Armee vor den Alpen stand. Die schwedische Kriegsmacht im Ostseeraum zwischen 1590 und 1670], in: Mare nostrum (wie Anm. 6), S. 11–44; zum Torstenssonkrieg insbesondere S. 34f. Zur dänischen Armee während des Torstenssonkrieges GUNNER LIND: Hæren og magten i Danmark 1614–1662 [Heer und Macht in Dänemark 1614–1662], Odense 1994, S. 76–82. Die Ereignisse des Torstenssonkrieges an der schwedisch-dänisch-norwegischen Grenze behandelt ausführlich VILHELM VESSBERG: Bidrag till historien om Sveriges krig med Danmark 1643–1645 [Beitrag zur Geschichte des schwedischen Kriegs mit Dänemark 1643–1645], Stockholm 1900.

⁸ Einen schnellen und treffenden Einblick in die Konkurrenz Schwedens und Dänemarks in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bietet LEON JESPERSEN:

Vermittlung Dänemarks und die damit verbundene potentielle Benachteiligung Schwedens während der Verhandlungen des Westfälischen Friedenskongresses in Osnabrück⁹, v.a. aber die diplomatische Rehabilitation Dänemarks und dessen damit einhergehender Machtgewinn auf internationaler Bühne verhindern. Gleichzeitig wollte Schweden die anhaltende Schwäche Dänemarks nutzen, um die Rivalität der beiden skandinavischen Königreiche um die Machtverhältnisse im Ostseeraum ein für alle Mal für sich zu entscheiden. Keine zwei Jahre nach dem Einfall schwedischer Truppen unter Torstensson in Holstein im Dezember 1643 wurde der Krieg mit dem Frieden von Brömsebro am 13. August 1645 siegreich für Schweden beendet, der u.a. die Abtretung der bis dahin dänischen Insel Ösel an Schweden verfügte.¹⁰ Dreizehn Jahre später schied Dänemark 1658 ganz aus dem Ringen um die Vorherrschaft im Ostseeraum aus. 1721 musste sich auch Schweden geschlagen zurückziehen und die Bühne der neuen Großmacht im Ostseeraum überlassen: Russland hatte ab den 1560ern wiederholt versucht, sich einen Ostseezugang zu verschaffen und sich als „baltische“ Macht zu etablieren, jedoch nur mit temporärem Erfolg. Mit dem Frieden von Stolbova 1617¹¹ war es ein weiteres Mal für gut 100 Jahre von der Ostsee verdrängt worden, ehe es sich als ein Resultat des Großen Nordischen Kriegs (1700–1721) dauerhaft dort festsetzen konnte.¹²

Dänisch-schwedische Rivalität und das Scheitern der nordischen Zusammenarbeit, in: Der Westfälische Frieden von 1648 – Wende in der Geschichte des Ostseeraums. Für Prof. Dr. Dr. h.c. Herbert Ewe zum 80. Geburtstag, hrsg. von HORST WERNICKE und HANS-JOACHIM HACKER, Hamburg 2001, S. 47-63.

⁹ Dänemark war ursprünglich als Mediator bei den Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und Schweden auf dem Westfälischen Kongress in Osnabrück vorgesehen. Die dänischen Gesandten, die ab Ende August 1643 am Kongressort anwesend waren, reisten im Januar 1644 unverrichteter Dinge wieder ab, so dass in Osnabrück im Gegensatz zu Münster direkt und ohne Vermittlung verhandelt wurde. CLAS THEODOR ODHNER: Die Politik Schwedens im Westfälischen Friedenscongress und die Gründung der schwedischen Herrschaft in Deutschland, Kiel 1897, S. 88ff.

¹⁰ Den Frieden von Brömsebro beleuchtet GÖRAN RYSTAD: *Dominium maris Baltici – dröm och verklighet. Sveriges freder 1645–1661* [Dominium maris baltici – Traum und Wirklichkeit. Schwedens Friedensschlüsse 1645–1661], in: *Mare nostrum* (wie Anm. 6), S. 95-105, insbesondere S. 97-100.

¹¹ Ausführlicher zu den Hintergründen und zur Einordnung des Friedens von Stolbova siehe STEFAN TROBST: *Handelskontrolle, „Derivation“, Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661*, Wiesbaden 1997, S. 54-75.

¹² Zum Kampf um das *dominium maris baltici* siehe allgemein STEWART PHILIP OAKLEY: *War and Peace in the Baltic 1560–1790*, London 1992, S. 11-128, sowie ROBERT FROST: *The Northern Wars. War, State and Society in Northern Europe 1558–1721*, Harlow u.a. 2000.

Christian Dietrich von Czernichow und sein Plan für eine Diversion gegen Ösel 1645

Der zeitliche Nachklang des Torstenssonkrieges 1645 bildete den Knoten, an dem sich erstmals die Geschichte des Kampfes um die Ostseeherrschaft, die Interessen des Hauses Habsburg und die Biografie Christian Dietrich Czernichows treffen, dessen Leben bis dahin weitgehend im Dunkeln liegt¹³: Seine Eltern, zu denen gesicherte Angaben fehlen, waren vermutlich Dietrich von Czernichow und Sidonia von Bose. Er selbst wurde wahrscheinlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts geboren – ein genaues Geburtsjahr lässt sich jedoch nicht ermitteln. Über seine Ausbildung ist nichts bekannt. Henrik Jørgen Huitfeldt spekuliert, dass er „seine militärische Ausbildung im Dreißigjährigen Krieg erhielt, wahrscheinlich auf protestantischer Seite“.¹⁴ Greifbar wird er in Quellen erst Mitte der 1640er Jahre: 1644 bis 1645¹⁵ diente er als Obristleutnant und Oberbefehlshaber über die Feldartillerie in Ebbe Ulfeldts Regiment in Skåne. In dieser Stellung lässt er sich in dänischen Quellen zwischen dem 29. Juli 1644 und dem 13. Dezember 1645 nachweisen.¹⁶

Ebbe Ulfeldt (1616–1682) war seit 1643 Generalmajor und Oberbefehlshaber in Skåne, das er im Sommer 1644 verließ, um seine neue Stellung als Statthalter auf Ösel¹⁷ anzutreten.¹⁸

Es ist wahrscheinlich, dass Czernichow seinen Kommandoherrn und Patron nach Ösel begleitete. Von dort aus begann er, sich wiederholt an Ferdinand III. zu wenden, um ihn angesichts der dänischen Niederlage

¹³ Neben einem von HENRIK JØRGEN HUITFELDT verfassten Eintrag im vierten Band des Dansk Biografisk Leksikon, tillige omfattende Norge for tidsrummet 1537–1814 [Dänisches Biografisches Lexikon, inklusive Norwegen für den Zeitraum 1537–1814] (künftig: DBL), hrsg. von CARL FREDERIK BRICKA, 19 Bde., Kjøbenhavn 1887–1905, hier Bd. 4 (1890), S. 123f., und einem Kapitel in DERS.: Efterretninger om Familien v. Zernichow (Czernichow) i Norge [Nachforschungen zur Familie v. Zernichow (Czernichow) in Norwegen], Kjøbenhavn 1882 (Særtryck af Personalthistorisk Tidsskrift, 3), S. 5–11, gibt es noch eine von Rockstroh überarbeitete und stark verkürzte Neufassung des Artikels zu Czernichow im fünften Band der zweiten Auflage des DBL, 2. udgave, 27 bind, grundlagt af CARL FREDERIK BRICKA, redigeret af POVL ENGELSTOFT og SVEND DAHL [DBL, 2. Auflage, 27 Bände, gegründet von CARL FREDERIK BRICKA, redigiert von POVL ENGELSTOFT und SVEND DAHL] (künftig: DBL II), København 1933–1944, hier Bd. 5 (1933), S. 474f. Die genannten Artikel dienen im Folgenden als Grundlage für die biografischen Angaben zu Czernichow.

¹⁴ HUITFELDT, Efterretninger (wie Anm. 13), S. 5. Das Zitat ebenda: *maa have faaet sin militaire Uddannelse i Trediveaarskrigen, formentlig paa protestantisk Side.*

¹⁵ Auch abweichende Angaben: 1643 bis 1645. DBL II (wie Anm. 13), Bd. 5 (1933), S. 474.

¹⁶ HUITFELDT, Efterretninger (wie Anm. 13), S. 6.

¹⁷ EVALD BLUMFELDT: Om Ösels upptagande i det svenska väldet hösten 1645 [Ösels Übergang in schwedische Herrschaft im Herbst 1645], in: Svio-Estonica 9 (1949), S. 74–90, hier S. 78.

¹⁸ Zu ihm der Eintrag im DBL II (wie Anm. 13), Bd. 24 (1943), S. 474ff.

im Torstenssonkrieg für ein militärisches Vorgehen gegen Schweden von Ösel aus zu gewinnen. Wann diese Korrespondenz tatsächlich einsetzte, lässt sich nicht genau bestimmen, doch behauptete Czernichow in seinem Schreiben vom 19. September 1645, dass er sich schon „unterschiedtlich mahl“ an Ferdinand III. gewandt habe.¹⁹ Ernsthaftige Reaktionen scheint er bis dahin jedoch nicht erhalten zu haben.

In dem ersten hier dokumentierten Schreiben vom September 1645 stellte Czernichow besonders das strategische Potential der Insel heraus, indem er die Vorteile betonte, die Schweden aus einem Besitz Ösels entstünden: Schweden könnte eine „neue Ammiralitet“ über die östliche Ostsee errichten, die durch Reval und Riga Zugang zu den baltischen Rohstoffen²⁰ hätte und somit weitgehend unabhängig von der Versorgung durch das Mutterland wäre. Abgesichert wäre diese durch die zwischen März und Dezember eisfreien Häfen Ösels²¹, wie sie Schweden angeblich im Baltikum bis dahin nicht besaß. Zudem könnte Schweden seinen Einfluss in der östlichen Ostsee ausbauen, da von Ösel aus nicht nur Kurland zu kontrollieren, sondern auch Preußen, Polen und nicht zuletzt das *Teutsche Reich* leicht zu erreichen wären.

Aus diesem Grund bat Czernichow um kaiserlichen Schutz für die Insel – darunter verstand er ein Engagement des Kaisers auf und für Ösel, der von dort aus nicht nur Livland erobern, sondern auch die schwedische Herrschaft in Finnland in Frage stellen könnte. Dadurch könnte er die Schweden zwingen, ihre Truppen aus dem Reich zum Entsatz ihrer Besitzungen in Livland abzuziehen und die kaiserlichen Erbländer zu räumen; ein Effekt, den der Kaiser selbst, wenn er „noch so viel Armeen gegen den feindt richten“ würde, nicht erreichen könnte. Als Unterstützung stellte Czernichow dem Kaiser „4000 Mann zu Roß und Fueß“ in Aussicht.²²

¹⁹ Czernichow an Ferdinand III., 19.9.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 110-111, hier fol. 111.

²⁰ Czernichow nennt „Holz, Hänppfen, Flax, Eißen und Proviant“. Czernichow an Ferdinand III., 19.9.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 110-111, hier fol. 110. Siehe zur Bedeutung Rigas als Handelszentrum im Baltikum ELISABETH HARDERGERSDORFF: Riga als Handelsmetropole des Ostseeraums in der Frühen Neuzeit (16.-18. Jahrhundert), in: Riga und der Ostseeraum. Von der Gründung 1201 bis zur Frühen Neuzeit, hrsg. von ILGVARS MISĀNS und HORST WERNICKE, Marburg 2005 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 22), S. 261-294. Als Exportwaren und Rohstoffe nennt sie neben Hanf und Flachs, Getreide sowie Holz und Holzwaren an erster Stelle.

²¹ „Meerhafen, deren Tieff sich von 12, 16 bis 20 faden und darüber erstreckhen“. Czernichow an Ferdinand III., 19.9.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 110-111, hier fol. 110. Ein Faden entspricht 3 bis 3,5 Ellen. Eine (rigische oder revalische) Elle entspricht zwei Fuß, das sind 53,8 cm – VELLO HELK: Die Stadtschule in Arensburg auf Ösel in dänischer und schwedischer Zeit (1559–1710), Lüneburg 1989 (Beiträge zur Schulgeschichte, 2; Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 1), S. 206 – so dass sich für die Häfen eine Tiefe zwischen 6,5 m und 10,8 m ergibt.

²² Czernichow an Ferdinand III., 19.9.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 110-111.

Seinen Plan übersandte Czernichow am 20. September 1645 an den kaiserlichen Residenten in Warschau, Hubert Walderode von Eckhausen, mit der inständigen Bitte, dieses Schreiben an den Kaiserhof weiterzuleiten. Auch gegenüber Walderode betonte er den „großen schaden und abtrag“, der dem Kaiser und Polen aus der Übergabe Ösels an Schweden entstünde. Er entwickelte aber expliziter als in dem Schreiben an Ferdinand III. vom Vortag seine Gegenmaßnahmen gegen den Verlust Ösels: Er wollte die auf Ösel stationierten dänischen Truppen, „Fueßvolckh, Reütter, Tragoner Unnd Artollery Persohnen“, kaiserlichem oder polnischem Kommando unterstellen, um deren Übernahme in schwedische Dienste zu verhindern und v.a. um einem Übergang Ösels an Schweden vorzubeugen. Allerdings bedurfte er der Unterstützung aus Wien und Warschau, vor allem in finanzieller Hinsicht.²³

Die genaue Zahl der auf Ösel stationierten Kräfte ist nicht sicher zu bestimmen. Martin Körber beziffert für das Jahr 1645 die Besatzung Arensburgs, der größten Garnison der Insel, mit 1650 Mann.²⁴ 4000 Mann scheinen vor dem Hintergrund, dass die schwedische Besatzung in Estland und Livland im Zeitraum von 1630 bis 1654 nur zwischen 3500 und 4500 Mann umfasste²⁵, eine (zu) hohe Schätzung darzustellen.²⁶ Diese Zahlen bestätigen jedoch andererseits, dass die Verteidigung der schwedischen Ostseeraumprovinzen nur mit zusätzlichen Truppen von außerhalb möglich war,²⁷ da die neun vor Ort stationierten Kompanien dazu nicht ausreichten.²⁸ Diese weit verstreuten Garnisonen aus den Festungen abzuziehen und für Manöver zu sammeln, musste die Schweden deutlich mehr Anstrengungen und Zeit kosten als Czernichow, dessen Truppen konzentriert auf einer Insel stationiert waren. Auch die Abhängigkeit Schwedens vom baltischen Handel bzw. anderenfalls der Abhängigkeit der schwedischen Stützpunkte vom Seetransport²⁹ erkannte Czernichow treffend.

Mochte Czernichow die Situation im Baltikum also gut überblicken, so scheint sein Blick für die im Reich weniger scharf gewesen zu sein. Zwar

²³ Nach eigenen Angaben konnte er die auf Ösel stationierten dänischen Völker einen Monat aus eigenen Mitteln erhalten. Czernichow an Walderode, 20.9.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 107-107v, hier fol. 107v.

²⁴ KÖRBER, Bausteine (wie Anm. 4), S. 259.

²⁵ RALPH TÜCHTENHAGEN: Zentralstaat und Provinz im frühneuzeitlichen Nordosteuropa, Wiesbaden 2008 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 5), S. 151.

²⁶ Czernichow wiederholte freilich auch noch 1648 seine Behauptung, „mit 4000 man zu fueß und 26 stuck geschutz in gutter bereitschaftt gestanden“ zu haben. Czernichow an Ferdinand III., sine die August 1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 445.

²⁷ TÜCHTENHAGEN, Zentralstaat und Provinz (wie Anm. 25), S. 151.

²⁸ MIKKO HUHTAMIES: Die schwedischen Militärkolonien im Baltikum während der sogenannten schwedischen Großmachtperiode (1620–1720), in: Militär und Gesellschaft 9 (2005), S. 29–47, hier S. 36.

²⁹ Ebenda, S. 34. Um dieser Abhängigkeit und der schlechten Lebenssituation in den Garnisonen entgegen zu wirken, bemühte sich die schwedische Krone ab den 1620ern um die Einrichtung sogenannter Militärkolonien im Baltikum.

erkannte er die Interessenlage Ferdinands III. treffend und machte ihm ein entsprechendes Angebot: Der Öseler Kommandant stellte dem Kaiser eine Verlagerung der schwedischen Interessen nach Norden in Aussicht, um eine dringend notwendige Entlastung in den Erbländern zu erreichen. Dies war durch den Abzug der Schweden nach Holstein 1643 vorübergehend gelungen, aber bereits ab Sommer 1645 standen die schwedischen Truppen unter Torstensson wieder tief in Böhmen.³⁰ Insgesamt überschätzte Czernichow jedoch das militärische Potential des Kaisers. Dessen Flottenpläne waren nach der Eroberung Mecklenburgs und der Wiedereinsetzung der Herzöge durch Gustav II. Adolf von Schweden 1631, spätestens aber mit der Ermordung Wallensteins 1634 aufgegeben worden, so dass der Zugriff auf den Ostseeraum bereits auf Schwierigkeiten stieß.³¹ Auch die finanzielle Situation Ferdinands III. war aussichtslos. Der Kaiser konnte, selbst wenn er wollte, nicht einmal mehr Schulden machen, da er keine Kredite bekam. Im Herbst 1645 gab es am Kaiserhof ernsthafte Überlegungen, Teile des kaiserlichen Territorialbesitzes zu verkaufen, um an neues Geld zu gelangen.³²

Ob Czernichow hier interessengeleitet über die Fakten hinweg sah oder auf seinem abgelegenen Posten nur unzureichende Informationen über die Möglichkeiten des Kaisers besaß, muss Spekulation bleiben. Nichtsdestotrotz erhält diese Frage im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme der Korrespondenz Czernichows mit dem Kaiser 1648 noch einmal Aktualität.

Dass sich Czernichow trotz der geringen Wahrscheinlichkeit, von Ferdinand III. unterstützt zu werden, an diesen wandte, lässt sich mit wenigen Argumenten erklären. Zum einen wurde der Kaiser noch 1559 und 1570 als oberster Schutzherr Ösels bestätigt³³, zum anderen musste Ferdinand III. als der Hauptgegner Schwedens im Reich ein vitales Interesse daran

³⁰ Zur militärischen Situation des Kaisers 1645 siehe PETER HAMISH WILSON: *Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War*, London 2009, S. 692-708.

³¹ Siehe zu Wallenstein CHRISTOPH KAMPF: *Albrecht von Wallenstein. Mythos und Geschichte eines Kriegsunternehmers*, in: *Der Dreissigjährige Krieg. Facetten einer folgenreichen Epoche*, hrsg. von PETER CLAUS HARTMANN und FLORIAN SCHULLER, Regensburg 2010, S. 108-127, sowie *Terra felix Mecklenburg – Wallenstein in Nordeuropa. Fiktion und Machtkalkül des Herzogs zu Mecklenburg*. Internationale Tagung 7.-9. November 2008 auf Schloss Güstrow, hrsg. von JENS E. OLESEN, Greifswald 2010 (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte / Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, 11). Zu den kaiserlichen Flottenplänen und der zwischen 1627 und 1632 bestehenden Ostseeflotte siehe HELGE BEI DER WIEDEN: *Die kaiserliche Ostseeflotte 1627-1632*, in: *Aus tausend Jahren mecklenburgischer Geschichte. Festschrift für Georg Tessin zur Vollendung seines 80. Lebensjahres zugeeignet von Stiftung Mecklenburg*, hrsg. von DEMS., Köln und Wien 1979 (Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde, 4), S. 67-96.

³² Zur finanziellen Situation Ferdinands III. siehe LOTHAR HÖBELT: *Ferdinand III. (1608-1657). Friedenskaiser wider Willen*, Graz 2008, S. 232ff.

³³ SERESSE, *Des Königs „arme weit abgelegene Untertanen“* (wie Anm. 4), S. 234-238.

haben, dessen Dominanz und weiteres Ausgreifen im Reich zu verhindern und seinen Hausbesitz zu schützen.

Der Friede von Brömsebro und seine Bedeutung für die Insel Ösel

Walderode übermittelte Czernichows Schreiben am 28. Oktober 1645 an den Kaiserhof. Dabei informierte er auch über die weiteren Ereignisse auf Ösel und das Eingreifen des kaiserlichen Obristwachtmeisters Johann Berg. Dieser war nach Ösel gereist, um beim dortigen Adel für eine Unterstellung der Insel unter die polnische Krone zu werben und diese vorzubereiten.

Bergs Mission ist in der Forschung bekannt und wurde ausführlich von Evald Blumfeldt beschrieben³⁴, weshalb sie an dieser Stelle nur kurz eingeschoben sei: Berg begab sich im Auftrag des polnischen Königs Władisław IV. (1595–1648) nach Ösel, wo er Ende September 1645 eintraf. Nach seiner Ankunft trat er umgehend in Kontakt mit dem dänischen Statthalter Ebbe Ulfeldt, der sein Vorhaben unterstützte und ein Treffen hoher Repräsentanten des Öseler Adels einberief, bei dem Berg nicht nur über den bevorstehenden Übergang Ösels an Schweden informierte, sondern auch dazu aufforderte, die polnische Krone um Hilfe zu ersuchen.³⁵ Einige Tage später erteilte ihm die Öseler Ritterschaft eine Absage, dennoch setzte Berg sein Werben fort. Ende Oktober 1645 kehrte er nach Warschau zurück³⁶, wo er seine Mission als erfolgreich dargestellt und den Willen des Öseler Adels betont haben muss, sich der Krone Polen zu unterstellen³⁷, denn drei Tage später begab er sich erneut mit einem Manifest König Władisławs für die Öseler Ritterschaft nach Ösel, das er

³⁴ BLUMFELDT, Om Ösels upptagande (wie Anm. 17), S. 74-90. Blumfeldt stützt sich hauptsächlich auf den Bericht des mit der Übernahme Ösels betrauten schwedischen Kommissars Anders Eriksson Hästhufvud.

³⁵ Dabei verwies er auf die polnischen Ansprüche auf Ösel, die sich aus der Verpfändung der Insel im Rahmen eines polnischen Kredites an die dänische Krone ergaben. Ob der Kredit tatsächlich geleistet wurde, lässt sich nicht sicher sagen, der polnische König jedenfalls beruft sich auf ihn. Auszug aus dem polnischen Manifest für die Öseler Ritterschaft vom Oktober 1648 (dt.), in: TA, Ka. 122, fol. 117-117v. Zu den Hintergründen dieses Kredites siehe Anm. 55.

³⁶ Der Beschreibung Blumfeldts, dass Ulfeldt von der vereinbarten Abtretung Ösels an Schweden erst Anfang Oktober 1645 durch einen Brief Christians IV. von Dänemark erfahren habe, ist zu widersprechen. BLUMFELDT, Om Ösels upptagande (wie Anm. 17), S. 74-90, hier S. 78, 80. Da Czernichow sich bereits am 19. September 1645 (und nach eigenen nicht belegbaren Angaben bereits davor) in der Sache an Ferdinand III. gewandt hat, kann davon ausgegangen werden, dass auch Statthalter Ulfeldt bereits vor Anfang Oktober darüber informiert gewesen ist.

³⁷ So berichtete auch Walderode Ferdinand III., „daß Sie [die Öseler Ritterschaft; D.G.] sich keines weegs dem neulichen denischen friedenschluß [gemeint ist der Friede von Brömsebro, siehe dazu Anm. 41; D.G.] accommodiren sondern sich der Cron Pohlen ergeben wollen“. Walderode an Ferdinand III., 28.10.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 106-106v und 109, hier fol. 106v.

dieser nach seiner Rückkehr auf die Insel am 31. Oktober 1645 verlas. Die Übergabe Ösels an Schweden noch am gleichen Tag konnte er dadurch nicht verhindern.³⁸ Czernichow wird von Blumfeldt bei seiner detaillierten Schilderung der Übergabe Ösels an Schweden mit keinem Wort erwähnt.

In Linz beantwortete Ferdinand III. das von Walderode übermittelte Schreiben Czernichows ausweichend mit einem Rezepisse³⁹ und verwies ihn an das vermeintliche polnische Engagement für Ösel.⁴⁰ Am 21. November 1645 hatte sich der Kaiser bereits seinen Bruder, Erzherzog Leopold Wilhelm (1614–1662), über Czernichows Pläne in Kenntnis gesetzt und ihm vorgeschlagen, einen entsprechend instruierten Gesandten zu Czernichow nach Ösel zu schicken, der sich einen Überblick über dessen tatsächliche Mittel und Möglichkeiten verschaffen sollte. Offenbar konnte Ferdinand III. Czernichows Angebot und Mittel nicht einschätzen und wollte ihnen nicht blind vertrauen. Unausgesprochen war damit eine kaiserliche Intervention in dieser Angelegenheit hinfällig geworden.

Mit der Übergabe Ösels an Schweden am 31. Oktober 1645 fanden Artikel XXV und XXVIII des Friedens von Brömsebro zwischen Dänemark und Schweden ihre Erfüllung.⁴¹ Dort war vereinbart worden, dass Dänemark „Ösel mit Arensburg und den ihm unterstehenden Inseln und Gebieten“⁴² mit allem Land, allen Untertanen und Rechten abtreten sollte (Art. XXV).⁴³ Die Übergabe der Gebiete wurde für den 31. Oktober 1645 vereinbart (Art. XXVIII).⁴⁴ Durch diese Bestimmungen verlor Dänemark bis auf die beiden südlichen Regionen Skåne und Blekinge seine auf der schwedischen Halbinsel gelegenen Besitzungen und damit auch Einflussmöglichkeiten und strategische Vorteile gegenüber seinem skandinavischen Konkurrenten. Der Verlust der Inseln Gotland, Ösel und Dagö bewirkte, dass Dänemark aus der östlichen Ostsee verdrängt und die bis dahin bestehende Trennung schwedischer und dänischer Interessensphären

³⁸ BLUMFELDT, Om Ösels upptagande (wie Anm. 17), S. 74-90, hier S. 77-80 und 83-88.

³⁹ Ferdinand III. an Czernichow, 21.11.1645, in: TA, Ka. 122, fol. 114-114v.

⁴⁰ Dieses Schreiben (wie Anm. 39) wurde Czernichow erst mit einem Schreiben Walderodes vom 9. Januar 1646 übermittelt. Walderode an Czernichow, 9.1.1646, in: RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 447.

⁴¹ Text: Danmark-Norges Traktater 1523–1750 med dertil hørende aktstykker paa Carlsbergfondets bekostning udgivne af LAURS RASMUS LAURSEN, fjerde bind: 1626–1649 [Die Verträge Dänemark-Norwegens 1523–1750 mit dazugehörigen Akten auf Kosten des Carlsbergfonds hrsg. von LAURS RASMUS LAURSEN, Bd. 4: 1626–1649], København 1917, Nr. 24 C, S. 437-463, sowie Sverges Traktater med främmande magter jemte andra dit hörande handlingar, femte delens senare hälft 1632–1645 [Schwedens Verträge mit auswärtigen Mächten sowie andere dazugehörige Akten, zweite Hälfte des fünften Teils] (künftig: ST V/2), hrsg. von CARL HALLENDORFF, Stockholm 1909, Nr. 71b, S. 595-626.

⁴² Gemeint sind Dagö, Mohn und die Paternoster-Inseln.

⁴³ ST V/2 (wie Anm. 41), S. 613; das Zitat ebenda: *Ösell med Arensburg och sinde nderliggende öer*.

⁴⁴ Ebenda, S. 617f.

im Ostseeraum entlang einer Linie Blekinge-Öland-Gotland-Ösel eliminiert wurde.⁴⁵ Schweden war fortan unzweifelhaft die dominante Macht im Ostseeraum und sollte es bis 1721 auch bleiben.

Czernichows zweiter Plan für eine Diversion gegen Ösel (1648)

Nach der Übergabe Ösels an Schweden scheint Czernichow die Insel im Herbst/Winter 1645 verlassen zu haben. 1646 wurde er u.a. unter Verweis auf seine Dienste auf Ösel und wahrscheinlich auf Fürsprache seines Patrons Ebbe Ulfeldt zum Obristfeldzeugmeister in Kopenhagen befördert.⁴⁶ Nach dem Brand des ihm unterstehenden Zeughauses im Februar 1647 wurde er inhaftiert, nach einem Freispruch jedoch am 16. März 1647 wieder in sein Amt eingesetzt. Bis Mai 1648 lässt Czernichow sich als Feldzeugmeister in dänischen Rechenschaftsbüchern nachweisen, ehe sich seine Spur vorübergehend verliert.

Einen knappen Monat vor Abschluss des Westfälischen Friedens erschien Czernichow im September 1648 plötzlich persönlich am Rande der Kongressbühne. Drei Jahre nach seinem Schreiben an Ferdinand III. versuchte er erneut, sich an den Kaiser zu wenden, diesmal durch Visiten bei dessen Gesandten in Münster. Bereits vor seinem Eintreffen in der Kongressstadt kontaktierte er Nassau und Volmar und griff seinen Plan von einer Diversion gegen Schweden und die Insel Ösel wieder auf, wobei er wiederholt betonte, dass eine Übergabe Ösels an Schweden und der Machtgewinn Schwedens im Baltikum und im Reich zu verhindern gewesen wäre, wäre der Kaiser 1645 auf seine Pläne eingegangen.⁴⁷ Mit seinem Schreiben aus Raesfeld vom 5. September 1648 übersandte er nicht nur eine Karte der Rigaer Bucht mit den Inseln Dagö und Ösel, sondern er erläuterte in diesem und den nachfolgenden Schreiben noch einmal ausführlich die Voraussetzungen für einen solchen Angriff in der Ostsee. Dabei nahm er eindeutig Bezug auf seine Pläne vom September 1645. Argumentativ setzte er bei

⁴⁵ Dänemark bezeichnete alles südlich der Linie Blekinge-Öland-Gotland-Ösel als seine Interessen- und Einflussphäre. Aktstykker og Opplysninger til Rigsraadets og Stændermødernes Historie i Kristian IV's Tid, Bind 1 (1588–1626) [Akten und Einblicke zur Geschichte des Reichsrates und der Ständeversammlungen in der Zeit Christians IV., Bd. 1 (1588–1626)], hrsg. von KRISTIAN ERSLEV, Kjøbenhavn 1883–1885, S. 276ff.

⁴⁶ Bestallungspatent Christians IV. von Dänemark für Czernichow zum Oberstfeldzeugmeister, Flensburg, 15./25.1.1646, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 448–448v. Der Verweis auf seine Dienste auf Ösel: „in andern ihm anvertrauten, ausländischen sachen“. Ebenda, fol. 448.

⁴⁷ Czernichow an Nassau, undatiert, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 434; Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: ebenda, fol. 440, und Czernichow an Ferdinand III., 5.9.1648, in: ebenda, fol. 445.

Wallensteins Erfolge im niedersächsischen Krieg an, als dieser Holstein und die jütische Halbinsel besetzt hatte, um diese dann doch als ungeeignet für einen Erfolg über Schweden abzuqualifizieren.⁴⁸ Sein eigener Plan sah hingegen eine militärische Aktion gegen „Schweden, Liefflandt und sonderlich die Insell Oesell zu waßer vor. Ösel war für Czernichow ein einige[r] fortteil, so bishero verborgen, denn wer das hatt und weiß es zugebrauchen, der hatt alles, ja die gantze oestseehe in seiner gewalt“.⁴⁹ Von hier aus konnten Schweden zum einen seine livländischen Besitzungen genommen werden – wodurch Polen in die komfortable Lage eines Puffers zwischen den eigenen und den feindlichen Gebieten käme, wenn der Kaiser die schwedische Provinz in Livland in Besitz nehmen würde –, zum anderen würde die schwedische Präsenz im Baltikum und damit auch der schwedische Einfluss dort auf dessen estnische Besitzungen reduziert und zum dritten würde „der Crohn Schweden Ihr Magazin dadurch gantz abgeschnitten“⁵⁰, also Schweden vom livländischen Getreide- und Rohstoffhandel abgetrennt und damit einer wichtigen Nachschubbasis beraubt werden. Czernichow sah den Zeitpunkt für ein solches Vorhaben im Herbst 1648 als besonders günstig an, da um den 11. November „alle ihre [das sind die schwedischen; D.G.] Schiffe in die Schären nacher Stockholm abgetakelt und abgerust“⁵¹ würden und diese auch nicht vor dem 24. Juni (St. Johanni) wieder in Livland zu erwarten wären. Zudem könnten die vor Ort stationierten schwedischen Truppen während des Winters aufgrund der vereisten Ostsee nicht mit Unterstützung aus Schweden und Finnland rechnen, so dass die schwedische Armee im Reich zum Einsatz anrücken müsste. Diese müsste aber, um auf dem Landweg nach Livland zu gelangen, den Frieden mit Polen⁵² verletzen – und Schweden hätte dann neben der logistischen Herausforderung, eine Armee im Winter ca. 200 Meilen⁵³ zu bewegen und zu versorgen, auch noch einen offenen Konflikt mit Polen zu bewältigen. Dies böte dem Kaiser nicht nur die ersehnte Entlastung im

⁴⁸ Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: HHHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 440v.

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ Czernichow an Nassau, 5.9.1648, in: HHHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 443.

⁵¹ Ebenda.

⁵² Gemeint ist der Waffenstillstand von Stuhmsdorf, den Schweden und Polen 1635 für eine Dauer von 26 Jahren eingegangen sind. Text des Vertrages: ST V/2 (wie Anm. 41), Nr. 41, S. 333-343.

⁵³ Es ist nicht sicher zu entscheiden, ob Czernichow von deutschen oder dänischen Meilen ausgeht. Beide unterscheiden sich in ihrer Länge von 7 532,49 m aber nur um 0,11 m. Somit ergibt sich eine Distanz von ca. 1 500 km. WILHELM ROTTLEUTHNER: Alte lokale und nichtmetrische Gewichte und Maße und ihre Größen nach metrischem System. Ein Beitrag in Übersichten und Tabellen, Innsbruck 1985, S. 149f.

Reich,⁵⁴ sondern auch die Möglichkeit, durch militärische Erfolge seine Verhandlungsposition gegenüber Schweden zu verbessern. Als Akteure einer solchen Diversion blieben in den Augen Czernichows nach dem Tod Christians IV. von Dänemark und des polnischen Königs Władysławs IV. 1648⁵⁵ nur noch der Kaiser und die spanischen Habsburger als die Hauptgegner Schwedens im Reich und damit in Europa.⁵⁶

Spanien sah Czernichow sicherlich aufgrund der engen Beziehung der Mitglieder der *Casa de Austria* als natürlichen Partner des Kaisers, aber vor allem, „weil Spanien und Holland nunmehr einig⁵⁷ und meist all Ihr leben und defensions mittittell [!] daherauß [gemeint ist der Ostseeraum; D.G.] Jöhrlich haben muß“,⁵⁸ konkreter „dan Sie alles an (...) schaltz [!], hanff, flachß, Pich und Waß zu schiffs mundierung mehr vonnöthen aus der Oestseehe haben mußen“,⁵⁹ somit musste beiden Staaten ein schwedisches

⁵⁴ Zur militärischen Situation im Reich im Spätsommer/Herbst 1648 siehe ERNST HÖFER: *Das Ende des Dreißigjährigen Krieges. Strategie und Kriegsbild*, Köln u.a. 1997, S. 207-238; sowie aus Perspektive der schwedischen Armee LARS TINGSTEN: *De tre sista åren av det Trettioåriga kriget jämte vestfälska freden* [Die drei letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges und der Westfälische Frieden], Stockholm 1934, S. 57-68.

⁵⁵ Christian IV. von Dänemark starb am 28.2.1648, Władisław IV. knapp drei Monate später am 20.5.1648. Seit seinem Thronantritt 1632 bemühte sich Władisław IV. um ein gemeinsames militärisches Vorgehen Polens und Dänemarks gegen Schweden. Durch die Verlängerung des polnisch-schwedischen Waffenstillstands 1635 um 26 Jahre wurde diesen Bemühungen zunächst die Basis entzogen, jedoch ohne dass der polnische König seine Pläne eines polnisch-dänischen Kriegs gegen Schweden vollständig aufgab. Nachdem er 1642/43 verstärkt bei Christian IV. von Dänemark dafür geworben hatte, bot er diesem nach Ausbruch des Torstenssonkriegs 1643 seine Unterstützung an: Władisław IV. schickte eine Gesandtschaft nach Moskau, um dort für Unterstützung für Dänemark zu werben. Zudem ließ er den kaiserlichen Residenten in Warschau, Walderode, wissen, dass er bereit sei, den Kaiser militärisch zu unterstützen, falls dieser in Pommern Truppen zugunsten Dänemarks mobilisieren wollte. Da diese Initiativen erfolglos blieben, bot Władisław Christian IV. im Herbst 1644 5 000 Kosaken an unter der Voraussetzung, dass der dänische König von Kaiser Ferdinand III. die Zusage erwirkte, dass diese in Schlesien ausgehoben werden dürften. Des Weiteren schlug er Christian IV. einen Angriff gegen Livland vor, den Władisław IV. unterstützen wollte. Allerdings wich Władisław IV. aufgrund mangelnder kaiserlicher Unterstützung von dieser Zusage zurück und bot Christian IV. lediglich finanzielle Hilfe in Form eines Kredits an, der durch eine Pfandschaft Ösels abgesichert werden sollte (dazu Anm. 35). WŁADISŁAW CZAPLIŃSKI: *Polish-Danish Diplomatic Relations 1598-1648*, in: *Poland of the XIth International Congress at Historical Sciences in Stockholm*, hrsg. von KAZIMIERZ LEPSZY, Warschau 1960, S. 179-204, insbesondere S. 200-203.

⁵⁶ Czernichow an Nassau, 5.9.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 443; Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: ebenda, fol. 440-441; Czernichow an Ferdinand III., ohne Tagesdatum August 1648, in: ebenda, fol. 445-445v.

⁵⁷ Czernichow an Nassau, 5.9.1648, in: ebenda, fol. 443.

⁵⁸ Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: ebenda, fol. 440-441, hier fol. 440.

⁵⁹ Czernichow an [Nassau?], ohne Tagesdatum September 1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 339-339v, hier 339.

mare clausum und die schwedische Kontrolle über den Sund- und andere Ostseezölle bedrohlich für ihre ökonomische Existenz erscheinen. Für Czernichow scheinen durch den spanisch-niederländischen Frieden⁶⁰ die Voraussetzungen für Spanien geschaffen worden zu sein, seine nördlichen, also die ihm verbliebenen niederländischen Häfen wieder uneingeschränkt und v.a. für Fahrten in die Ostsee nutzen zu können.

Setzt man dies ins Verhältnis zu seiner Einschätzung der schwedischen Bedrohung und den Erwartungen, die Czernichow an Ferdinand III. und König Phillip IV. von Spanien (1605–1665) hatte, so ergibt sich auf einer abstrakten Ebene eine interessante *mental map* der machtpolitischen Konstellation in Europa.

Czernichow sah Schweden als die (gefährliche) Übermacht in Europa, die nicht nur die gesamte Ostsee, Nordeuropa und das Baltikum kontrollieren wollte, sondern machtdurstig auch auf den Kontinent expandierte, um die Vormachtstellung des Kaisers im Reich zu brechen und ein Dominat über Gesamteuropa zu errichten.⁶¹ Als Opponenten sah er einen starken Kaiser in seinen Erbländern und Spanien. Dabei fällt auf, dass er der zweiten großen antihabsburgischen Macht auf dem Kontinent keine Beachtung schenkte, Schwedens Alliiertem Frankreich. Dies mag umso mehr verwundern, als das französische Staatsgebiet nicht nur die direkte Verbindung zwischen Spanien und seinen niederländischen Provinzen unterbrach, sondern französische Truppen auch in den südlichen Teilen des Reiches standen und somit eine ernstzunehmende Bedrohung für den Kaiser darstellten und nicht zuletzt der fortdauernde Konflikt zwischen Frankreich und Spanien 1648 v.a. in Flandern und mithin in unmittelbarer Nähe zu den spanischen niederländischen Häfen ausgefochten wurde. Warum also erwähnte Czernichow Frankreich mit keinem Wort bei seinen Überlegungen? Vielleicht schwieg er bewusst darüber, um die Erfolgsaussichten seines Plans dadurch nicht zu gefährden. Vielleicht war er sich des Gewichts Frankreichs und insbesondere des spanisch-französischen Kon-

⁶⁰ Gemeint sind der Frieden von Münster vom 30.1.1648 und dessen Ratifikation am 15.5.1648. Text des Vertrags in: Der Frieden von Münster / der Vrede van Münster 1648. Der Vertragstext nach einem zeitgenössischen Druck und die Beschreibungen der Ratifikationsfeiern / De verdragstekst naar en contemporaine druk en de beschrijvingen van de ratificatievieringen, hrsg. von GERD DETHLEFS mit Beiträgen von JOHANNES ARNDT und RALF KLÖTZER, Münster 1998, S. 72–118 (dt./lat.), 119–143 (ndl.). Mit Beendigung des Krieges wurde die Unabhängigkeit der sieben niederländischen Provinzen von Spanien anerkannt, die damit als Republik der Vereinigten Niederlande aus dem Reichsverband ausschieden. Siehe zum spanisch-niederländischen Frieden SIMON GROENVELD: Der Friede von Münster. Die niederländische Seite des Westfälischen Friedens, Den Haag 1998 (Nachbarn, 41).

⁶¹ „(...) waß dan das gantze Röm. Reich, ja gleichsam die gantze welt wurde vor große gefahr sich zu befurchten haben (...)“. Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 440. Und „sie [die Schweden; D.G.] (...) auch woll albereits eine monarchiam, warmit sie gleichsam schwanger, aufgerichtet“. Ebenda, fol. 440v.

fliktes nicht bewusst – das allerdings erscheint nicht als sehr plausibel, da der noch ausstehende Frieden zwischen den Kontrahenten in der zweiten Septemberhälfte 1648 ganz Kongress-Europa bewegte.⁶² Vielleicht maß er Frankreich, dem spanisch-französischen Konflikt und dessen geographischen Rahmen auch weniger Bedeutung für ein potentielles spanisches Engagement in der Ostsee zu als dem spanisch-niederländischen Krieg. Immerhin mussten die spanischen Schiffe die aufständischen niederländischen Provinzen einmal komplett umsegeln, um in die Ostsee zu gelangen, was ein Angriffs- und Störpotential für Spaniens niederländische Gegner barg, bis hin die Baltikumfahrt vollkommen zu unterbinden. Dahingegen konnte Frankreich „lediglich“ die spanische Schiffspassage vom spanischen Mutterland in die Niederlande und das Ablegen der spanischen Schiffe aus den dortigen Häfen blockieren. Durch den spanisch-niederländischen Frieden war jedoch die Möglichkeit entstanden, spanischen Schiffe auch in anderen niederländischen Häfen ankern und ausrüsten zu lassen, zumal Spanien und die Republik der Vereinigten Niederlande in der Begrenzung des schwedischen Dominats über die Ostsee ein gemeinsames Ziel hatten. Frankreich konnte also eine spanische Ostseefahrt nicht mehr vollkommen verhindern.

Von Raesfeld begab sich Czernichow nach Wesel, um bei Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg für seine Pläne zu werben. Brandenburg musste auf Grund seiner Regentschaft in Preußen zumindest ein theoretisches Interesse daran haben, die schwedische Vormachtstellung im Baltikum zu brechen, um seine abgelegenen Besitzungen dort vor dem expansiven Nachbarn zu schützen. Auch konnte es durch eine Schwächung Schwedens seine Verhandlungsposition bezüglich der nach Abschluss des Westfälischen Friedens noch bevorstehenden Festlegung des Grenzverlaufs in Pommern verbessern.⁶³

⁶² Siehe zu den spanisch-französischen Friedensverhandlungen während des Westfälischen Friedenskongresses MICHAEL ROHRSCHEIDER: Der gescheiterte Frieden von Münster. Spaniens Ringen mit Frankreich auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1649), Münster 2007 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 30), sowie ANUSCHKA TISCHER: Von Westfalen in die Pyrenäen: französische-spanische Friedensverhandlungen zwischen 1648 und 1659, in: Französisch-deutsche Beziehungen in der neueren Geschichte. Festschrift für Jean Laurent Meyer zum 80. Geburtstag, hrsg. von KLAUS MALETTKE und CHRISTOPH KAMPMANN unter Mitwirkung von KORNELIA OEPEN, Berlin 2007 (Forschungen zur Geschichte der Neuzeit. Marburger Beiträge, 10), S. 83–96, insbesondere S. 83–93.

⁶³ Der genaue Grenzverlauf in Hinterpommern zwischen den schwedischen und brandenburgischen Besitzungen auf dem rechten Oderufer wurde nicht in der schwedische Territorialsatisfaktion bestimmt, sondern sollte zu einem späteren Zeitpunkt festgelegt werden. Siehe Art. X, 2 IPO – Text: Acta Pacis Westphalicae. Serie III. Abteilung B: Verhandlungsakten. Band 1: Die Friedensverträge mit Frankreich und Schweden. 1. Teil: Urkunden, bearbeitet von ANTJE OSCHMANN, Münster 1998, Nr. 18, S. 132, Z. 30–S. 133, Z. 2. Diesbezügliche Verhandlungen begannen im Januar 1649 und wurden nach einer Einigung über den Grenzverlauf

Das Schreiben, das Czernichow von Wesel aus an die kaiserlichen Gesandten richtete, war allerdings nicht mehr so sachlich und nüchtern abgefasst wie noch das erste. Ausführlich beschrieb er diesmal die Bedrohungen, die aus einer schwedischen Kontrolle der Ostsee und gar des Sundes für Europa erwachsen würde. Er verwies auf die durch schwedische Truppen verübten Schreckenstaten im Reich und erläuterte noch einmal ausführlich seinen Plan.⁶⁴ Explizit ging er dabei auch auf die Rolle Spaniens in diesem Szenario ein: Die spanische Krone sollte „unter dem praetext wieder den Turcken gutte Schiffe [ausrüsten] oder die noch in Seeschwebende Spanische duhnkercker oder andere cohortej schiffe“ in Ostende oder anderen Häfen bereit halten, um Soldaten, Reiter, Waffen und Pferde ins Baltikum zu transportieren, die die Diversion gegen Ösel durchführen sollten.⁶⁵

Czernichows Karte von Ösel und Dagö

Von Wesel reiste Czernichow über Kleve nach Münster.⁶⁶ Dort suchte er die kaiserliche Gesandtschaft auf, um seinen Plan persönlich vorzustellen. Nassau und Volmar informierten in ihrer Relation vom 18. September 1648⁶⁷ Ferdinand III. über diese Visite und das Anliegen Czernichows. Mit ihrem Schreiben übersandten sie neben der Korrespondenz auch ein auf August 1648 zurückdatiertes Schreiben Czernichows an Ferdinand III.⁶⁸ und die bereits erwähnte Karte von Ösel.⁶⁹ Deren Unikatscharakter macht es notwendig, hier kurz eine Beschreibung einzuschleiben.

Die Karte umfasst drei Folioseiten (435-436).⁷⁰ Insgesamt bildet die nach Südosten ausgerichtete Karte die Rigaer Bucht ab. Die Karte zeigt die Bucht mit den Inseln Runö, Dagö, Ösel, Mohn, Abro („Abrick“) und

im November 1651 mit dem Stettiner Grenzrecess von 1653 fixiert. Siehe WERNER BUCHHOLZ: Das schwedische Pommern vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß, in: Pommern, hrsg. von DEMS., Berlin 1999 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 238-304, hier S. 239-243.

⁶⁴ Czernichow übersandte die von Christian IV. 1646 ausgestellte Bestallungsurkunde (wie Anm. 46), um seine Kompetenz für Planung und Durchführung eines solchen Unternehmens zu belegen.

⁶⁵ Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, 9.9.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 440v und 441. Das Zitat: ebenda, fol. 440v.

⁶⁶ Weitere potentielle Zwischenstationen lassen sich aus der Korrespondenz mit der kaiserlichen Gesandtschaft nicht nachweisen.

⁶⁷ Nassau und Volmar an Ferdinand III., 18.9.1648 (wie Anm. 3).

⁶⁸ Czernichow an Ferdinand III., ohne Tagesdatum August 1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 445-445v.

⁶⁹ Karte von Ösel und Dagö, undatiert, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 435-436. Siehe die Abb. im vorderen Umschlag.

⁷⁰ Fol. 435 bildet das linke (nördliche) Drittel der Karte ab und ist im Beilagenband zum Diarium Volmar eingebunden. Fol. 435v zeigt den Mittelteil der Karte und ist nach hinten (rechts) umgefaltet, wodurch es zur Versoseite wird. Fol. 436, das rechte

Schildau sowie die kurländische Küstenlinie bis Domesnäs⁷¹, im Westen und im Osten die livländische Küste bis Padis. Die Küsten sind in der Führung der Küstenlinie und der Landeinschnitte, den vorgelagerten kleinen Inseln und der Andeutung der Wasserlinie der Ostsee durch Schraffierungen im Detail abgebildet.⁷²

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die in der Karte verzeichneten Orte. Diese sind durchweg mit der Silhouette eines markanten Gebäudes bzw. eines Gebäudekomplexes, also mit ihrer Skyline eingetragen. Bedeutende Ortschaften sind zusätzlich noch namentlich in der Karte eingezeichnet. Dies betrifft vor allem die Orte entlang der livländischen Küste: Riga, Salis, Pernau, Werder, Leal, Hapsal, Padis und – als nördlichster Punkt auf der Karte – Reval sowie die Hauptorte der Insel Ösel: „Pommerort“, Soneburg („Sonnenburg“), „Kergell“⁷³, Arensburg sowie Holmhof und „Fettell“.⁷⁴

Zusätzlich zu diesen Ortschaften sind (gemäß der Legende von der Hand Volmars) mit den Buchstaben A bis H gezählte Befestigungen und zum Teil Schanzen entsprechend der Anzahl ihrer Bollwerke in die Karte eingetragen: am östlichen und westlichen Ufer der Düna kurz vor ihrem Delta sowie auf dem westlichen Ufer der Dünamündung mit K, L und I wahrscheinlich die Festungen Koberschantz und Neumünde sowie Kirchholm. Zudem ist auf dem östlichen Ufer der Düna im Mündungsbereich eine Befestigung eingetragen (H). An der Küste Kurlands ist lediglich Domesnäs verzeichnet. An der livländischen Küste sind die Schanzen bei Pernau mit vier Bollwerken (D) und Hapsal (C) eingezeichnet. Mit den Buchstaben A, B, E, F sind Werder, Leal, Reval, Riga eingezeichnet. Auf Ösel wurden die Schanzen bei „Pommerort“ im Norden, Soneburg im Osten und Arensburg im Südwesten mit jeweils vier Bollwerken eingetragen sowie „Kergell“ im Westen mit fünf Bollwerken und eine namenlose Sternschanze an der Westküste der Halbinsel Sworbe.

Die Küstenlinie der Inseln Dagö und Ösel sind insgesamt detaillierter gezeichnet als die des Festlandes. Auch die vorgelagerten Eilande sind genau verzeichnet.⁷⁵ Im Osten Ösels sind die Insel Mohn und im Südwesten

(südliche) Seitenstück der Karte, wurde nach vorne (links) eingefaltet. Fol. 435v und 436 befinden sich auf einem zweiten Blatt Papier, das hinter das erste geklebt wurde.

⁷¹ Domesnäs ist ein Vorgebirge in der Ostsee und bildet die nördlichste Spitze Kurlands. Es fällt ins Meer ab und hat ein schmales Riff vorgelagert, das sich fast bis zur Insel Ösel erstreckt.

⁷² In der nördlichen Einfahrt der Pernauer Bucht ist zusätzlich noch Vegetation zeichnerisch angedeutet.

⁷³ Gemeint ist sehr wahrscheinlich nicht Kergel, sondern Salme, da Kergel im Inselinneren liegt.

⁷⁴ Leider war es nicht möglich, alle Orte mit ihrem tatsächlichen Namen zu identifizieren. Die nicht ermittelten Orte werden als Quellenzitate genannt.

⁷⁵ Mit Ausnahme von Runö sind auf allen Inseln Vegetation und Ortschaften symbolisch markiert. Auf Ösel sind zudem zahlreiche Orte mit Signatur, allerdings ohne Namen verzeichnet. Auf Dagö ist kein Ort namentlich eingetragen.

die Insel Abro namentlich eingetragen, nordöstlich von Mohn zudem noch die Insel Paternoster. Die kleineren Inseln im Archipel um Dagö wurden nicht mit Namen versehen.

Die Kartenperspektive kombiniert Auf- und Ansicht. Die Inseln und die Küsten sind aus der Vogelperspektive gezeichnet, ebenso die Schanzen. Die Signaturen der Orte und Städte geben die Silhouette und damit die Ansicht wieder. Dadurch verbindet die Karte strategische mit nautischen Informationen, die sich aus der Erfahrung der Seefahrt in diesem Areal erklären lassen.

Trotz der zahlreichen Details bleibt die Karte insgesamt schematisch, dies gilt v.a. für die Uferführung entlang der livländischen und kurländischen Küste. Auch die detailliert gezeichneten Inseln geben eher eine grobe Orientierung als eine exakte Vermessung wieder – trotz des in der linken unteren Ecke der Karte angegebenen Maßstabes. In beiden Fällen werden Landeinschnitte nur in etwa angedeutet und eingezeichnet, ohne allerdings die tatsächlichen Verhältnisse und Entfernungen zu beachten, weshalb Dagö und Ösel in der Rigaer Bucht etwas größer erscheinen, als es ihren tatsächlichen Proportionen entspricht. Die deutlich erkennbaren Unterschiede zwischen der sehr detaillierten Darstellung der Inseln einerseits und der sparsamen, nur wichtige Navigationspunkte verzeichnenden Abbildung der livländischen Küste und das Ignorieren der kurländischen Küste andererseits legt nicht nur nahe, dass Czernichow hier zwei oder mehr bereits existierende Karten hat zusammenführen lassen, sondern in extenso auch, dass in der Rigaer Bucht derartige Navigationskarten bereits eine gewisse Verbreitung haben mussten.

Volmar beschriftete die Karte teilweise. Zum einen bezeichnete er die Küstenlinien, „Curland“ bzw. „Lifland“. Zum anderen versah er Werder, Leal, Hapsal, Pernau, Reval, Soneburg und Arensburg sowie „Kergell“ und Riga mit den Buchstaben A, B, C, D, E, FF, G sowie H, I, K und L und erläuterte diese in einer Legende strategisch:

„A. Werder ist ein schloss und hatt einen hafnen zu 30 faden tieff, wölche post zu allererst gefaßt werden muess.

B. Lefell, die andere posto

C. D. Habsell, die dritte posto. die 4. posto Bernau

E. Rebell, Schloss und Statt.

F.F. Schloss und Vestung Sonnenburg und Arenburg

G. Item den Kergel ortt, wa die schanz mit 5 bollwerkh. Dasselbst der beste hafnen in der ganzen Oestsee.

Die statt Ruga muess auch gefaßt werden bei H, I, K, L“.⁷⁶

Volmars Bearbeitung veränderte die Ausrichtung der Karte. Diese Verschiebung war kein Zufall. Sie gibt Auskunft über den unterschiedlichen Fokus, den Czernichow und Volmar auf die Rigaer Bucht hatten. Volmar

⁷⁶ Karte von Ösel, undatiert, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 435v-436.

rückte Livland ins Zentrum. Czernichows Aufmerksamkeit galt Dagö und Ösel und der Ostsee nördlich der Inseln, die die Karte abschließt. Dies wird umso deutlicher durch Volmars Legende, deren strategische Anweisungen mit wenigen Ausnahmen (Soneburg, Arensburg und „Kergell“) auf die livländische Küste zielen, v.a. aber darauf, dass für ihn Werder das erste Ziel ist. Von dort aus sollten seiner Ansicht nach die benachbarten Festungen Leal, Hapsal und Pernau erobert und somit die schwedischen Besitzungen in Livland unter die Kontrolle kaiserlicher Truppen gebracht werden. Durch die Eroberung Revals und damit verbundene Kontrolle Estlands sollte das Gebiet nach Norden und damit gleichzeitig gegen Finnland abgesichert werden. Erst nach der Einnahme Estlands und Livlands und somit der Kontrolle über das Festland sollten Ösel und schließlich das Zentrum Riga in Angriff genommen werden. Dadurch wird klar, dass Volmar Ösel nicht als die Operationsbasis sah, als die Czernichow sie schmackhaft zu machen suchte. Volmars Interesse richtete sich aufs Festland, die Inseln waren Zugabe, ihre Eroberung die Komplettierung des schwedischen Herrschaftsverlustes. Für Czernichow hingegen waren sie – wie die Argumentationen in seinen Schreiben zeigen – der Ausgangspunkt seiner Planungen und der Dreh- und Angelpunkt seiner Überlegungen.

Die Karte zeigt deutlich Ösels Lage direkt in der Einfahrt zur Rigaer Bucht. Die Insel war mit Arensburg stark befestigt, besonders nach Süden, also nach Riga hin, bzw. nach Westen zur offenen Ostsee hin mit „Kergell“ und der unbenannten Sternschanze auf Sworbe. Entsprechend konnten von dieser Insel aus nach Süden sowohl die kur- als auch die livländische Küste und somit die Rigaer Bucht und Riga als wichtigstes militärisches und Handelszentrum der südöstlichen Ostsee kontrolliert werden. Nach Westen und Norden wurde ein schnelles Eingreifen in der Ostsee und mit hin die Absicherung der kurländischen Küste, aber auch der Handelslinien von Gotland nach Riga, Pernau und nördlich nach Reval und weiter nach Narva möglich.⁷⁷

Dagös strategisches Potential war nach Norden bzw. nach Osten gerichtet. Von Dagö aus ließ sich zwar auch Ösel absichern, vor allem aber konnte von dort aus im Osten die (nord-)livländische Küste beherrscht und zudem die Kontrolle der Nordhandelsroute durch die Ostsee nach Reval und Narva weiter ausgebaut werden. Die Kontrolle beider Inseln eröffnete mithin großes Handlungspotential: So war es möglich, die östliche Ostsee, ihre Häfen und damit auch ihr Hinterland vom Ostseehandel abzuschließen und sie so wirtschaftlich existentiell zu bedrohen. Eine Veränderung des Blickwinkels zeigt aber auch, dass es umgekehrt ebenso möglich war, von dort aus den aufs Baltikum konzentrierten Handel zu kontrollieren und

⁷⁷ Zur Veranschaulichung siehe z.B. die Karte über die Handelswege in der Ostsee bei HARALD PINL: *Schifffahrt und Fischerei „binnen und buten“ der Ostsee; in: Ostsee 700–2000. Gesellschaft – Wirtschaft – Kultur*, hrsg. von ANDREA KOMLOSY, HANS-HEINRICH NOLTE und IMBI SOOMAN, Wien 2008, S. 110-131, hier S. 115.

dessen Bedingungen zu diktieren – eine Option, die v.a. die Niederländer fürchteten und deshalb ein Engagement gegen ein *mare clausum* und für ein Mächtegleichgewicht im Ostseeraum (besonders zwischen Dänemark und Schweden) zu einer der Leitlinien ihrer Außenpolitik machten.

Ösel und Dagö waren aber nicht nur von (wirtschafts-)strategischer, sondern darüber hinaus auch von lokaler kommerzieller Bedeutung. Denn besonders in den 1630er und Anfang der 1640er Jahre wichen Adelige und Bauern von Reval nach Ösel aus, um ihre Waren zu verhandeln, da dort die Tauschverhältnisse besser waren als in Reval, wo Mehrkosten wie der Sund- und andere Zölle, Lizenzen und weitere Abgaben mit eingerechnet werden mussten.⁷⁸

Solange Dänemark diese Vorposten in der östlichen Ostsee besaß, verfügte es über eine gewichtige Drohkulisse gegenüber Schweden. Zum einen konnte es durch das Ausweichen des Handels auf Ösel, aber auch durch die Möglichkeit, die Rigaer Bucht zu blockieren, Schweden ökonomisch und strategisch schwächen. Zum anderen hatte es die Möglichkeit, die schwedische Herrschaft über Estland und Livland militärisch durch Scharmützel und Nadelstiche zumindest in Frage zu stellen.

Daneben darf die symbolische Bedeutung der beiden Inseln nicht unterschätzt werden. Im Kampf um das *dominium maris baltici* begründete Dänemark sein Hoheitsrecht über die Ostsee nicht nur mit der Kontrolle der Zugänge zum Ostseeraum und der Herrschaft über den Öresund und die Belte sowie mit seiner Flottenüberlegenheit,⁷⁹ sondern auch mit seinem Territorialbesitz von den dänischen Inseln bis ins Baltikum (Skåne, Blekinge, Gotland, Dagö und Ösel);⁸⁰ zumal es seine Herrschaft dort zwei Jahre früher als Schweden errichtet hatte.⁸¹ Mit dem Verlust gerade dieser Ausdehnungsspitzen dänischer Souveränität verlor Dänemark die

⁷⁸ ERNST GIERLICH: Reval 1621 bis 1645. Von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro, Bonn 1991 (Historische Forschungen. Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen), S. 173.

⁷⁹ LARSSON, *Den onde nabo* (wie Anm. 6) analysiert diese drei Faktoren als entscheidend, um die Kontrolle über den Ostseeraum bzw. den eigenen Einflussbereich dort ausüben zu können. Dänemark kontrollierte nicht nur Kattgat und Skagerrak, sondern auch den Sund und durch den für die Durchfahrt erhobenen Sundzoll übte es starken Einfluss auf den Ostseehandel aus. Bis in die 1640er Jahre besaß Dänemark die größere Flotte. Ab den 1620er Jahren expandierte Schweden zunehmend im Baltikum und kontrollierte 1629 die Küstenlinie von Stockholm über Finnland und von Narva bis Danzig. Larsson spricht deshalb von den Jahren zwischen 1613 und 1630 als der Zeit der geteilten Kontrolle über den Ostseeraum (S. 142).

⁸⁰ ST V/2 (wie Anm. 41), S. 617f.

⁸¹ Dänemark hatte die Inseln Dagö und Ösel 1559 von Bischof von Münchhausen als Versorgungsgüter für den nachgeborenen Prinzen Magnus, den Bruder König Friedrichs III., gekauft, um eine weitere Teilung Schlesiens und Holsteins zu verhindern. SERESSE, *Des Königs „arme weit abgelegene Untertanen“* (wie Anm. 4), S. 31, sowie 206-209. Schweden erlangte seine ersten Besitzungen im Baltikum erst 1561 als sich Harrien, Wierland, Jerven und Reval der schwedischen Oberhoheit unterstellten, um so Schutz vor der russischen Bedrohung zu erhalten.

argumentative Grundlage für seinen Führungsanspruch im Ostseeraum. Volker Seresse weist explizit daraufhin, dass die Einfahrt in die Rigaer Bucht zwischen Domesnäs und der Ösler Halbinsel Sworbe als „Strom des Königs“ bezeichnet wurde. Insgesamt bezweifelt Seresse allerdings, dass Ösel mehr als diese Symbolkraft zukam, da er die politische und militärische Bedeutung der Insel als nur gering einschätzt.⁸²

Schweden war sich des geostrategischen Potentials der beiden Inseln bewusst, zudem konnte es bei der Errichtung seines Ostseeimperiums keine fremden Enklaven in seinem Interessens-, Einfluss- und Herrschaftsgebiet dulden, und vor allem nicht solche des größten Konkurrenten. Ösel und Dagö dienten Schweden nicht nur zu Absicherung des eigenen Souveränitätsgebietes, sondern auch als Drohwerkzeug gegenüber seinem schärfsten Kontrahenten im Baltikum, Polen-Litauen.

Czernichow erkannte und analysierte das strategische Potential Ösels wie bereits 1645 treffend. Für ihn – aus einer dänisch geprägten Perspektive heraus – war die Insel der Schlüssel, um die schwedische Vorherrschaft im Baltikum und auf dem Kontinent zu brechen und Dänemark gegen „den bösen Nachbarn“⁸³ abzusichern. Bei seinen Analysen erkannte Czernichow das offensive Potential Ösels sowohl für Schweden als auch für dessen Gegner richtig. Die tatsächliche Nutzung Ösels durch die Schweden konnte er 1645 nicht vorhersehen. Die Eisfreiheit der Häfen, die Czernichow noch 1645 ins Feld geführt hatte, erwähnte er 1648 mit keinem Wort mehr, da die Schweden diese durch die Abführung ihrer Schiffe im Herbst nicht in dem Maße gebrauchten, wie es drei Jahre früher zu befürchten stand. Dass Schweden diese offensive Basis nicht genutzt hat, erklärt sich daraus, dass es für seine Flotte im Baltikum keinen ernsthaften Gegner mehr gab. Czernichow überschätzte allerdings das militärische und finanzielle Potential des Kaisers und der spanischen Habsburger.

Czernichows Bewerbung am Kaiserhof

Um seinen Plan mit Hilfe des Kaisers und Spaniens zu realisieren, referierte Czernichow ihn nicht nur in zahlreichen Briefen und bei Visiten den kaiserlichen Gesandten, sondern brach Mitte September 1648 auch von Münster nach Brüssel auf, um ihn Erzherzog Leopold Wilhelm vorzutragen und diesen als Unterstützer und Mittelsmann für sein Vorhaben zu gewinnen.⁸⁴

⁸² SERESSE, Des Königs „arme weit abgelegene Untterthanen“ (wie Anm. 4), S. 248f („Kongens Strømme“).

⁸³ Zu diesem politischen Schlagwort LARSSON, Den onde nabo (wie Anm. 6), S. 139.

⁸⁴ Czernichow an die kaiserlichen und spanischen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, ohne Tagesdatum September 1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 438. – An Erzherzog Leopold Wilhelm dürfte sich

Mitte November 1648 kehrte Czernichow noch einmal nach Münster zurück, um Geleitschreiben der kaiserlichen Gesandtschaft für seine Reise nach Wien zu erbitten – davon berichteten Nassau und Volmar Ferdinand III. in ihrer Relation vom 12. November 1648 und kündigten seine bevorstehende Ankunft in Wien mit einem Empfehlungsschreiben Erzherzog Leopold Wilhelms an.⁸⁵

Dass Czernichows „Bewerbung“ am Kaiserhof erfolgreich war, ist trotz des Empfehlungsschreibens Erzherzog Leopold Wilhelms unwahrscheinlich. Im November 1648 verliert sich seine Spur erneut, er taucht erst 1650 bei seinem Übertritt in schwedische Dienste wieder auf. Dort gibt er sich als Gesandter des Herzogs von Mecklenburg und als aus der Mark Brandenburg stammend aus.⁸⁶

Eine Reaktion des Kaiserhofs auf Czernichows Pläne ist nicht bekannt. Jedoch ließ sich Ferdinand III. wie bereits 1645 nicht auf das Abenteuer einer militärischen Aktion in der Ostsee ein. Als Czernichow mit seinen Plänen an den Kaiser herantrat, lag die Vereinbarung des Friedens zwischen dem Kaiser, den Reichsständen und Schweden bereits einen Monat zurück.⁸⁷ Die Verhandlungen konzentrierten sich darauf, auch mit Frankreich zum Abschluss zu kommen. Ferdinand III. musste machtlos zusehen, wie die Reichsstände in Osnabrück ohne die Beteiligung seiner Gesandtschaft mit dem französischen Gesandten verhandelten. Er war politisch isoliert und konnte keinen Einfluss mehr auf die Verhandlungen nehmen. Die Reichsstände drohten mit einem Separatfrieden mit Frankreich, falls er dem Verhandelten nicht beitreten wollte. Kurfürst Maximilian drängte ihn zur Annahme des Friedens und drohte, sich von ihm zu separieren, sollte er mit seiner Zustimmung zum Frieden zu lange warten oder diese sogar verweigern. Auch militärisch stand Ferdinand III. mit dem Rücken zur Wand. Weite Teile des Reichs wurden von schwedischen und französischen Truppen und deren Verbündeten kontrolliert. Die Schweden standen tief in Böhmen, Prag war ab Ende August 1648 schwedisch besetzt. Anfang September 1648 musste der Kaiser mit seinem Hofstaat aus Linz vor heranrückenden schwedischen Truppen nach Wien fliehen – auch die zweite Residenzstadt drohte dem Feind in die Hände zu fallen. Die Eroberung

Czernichow gewandt haben, da dieser als Hochmeister des Deutschen Ordens sehr wahrscheinlich besonderes Interesse an einer Zurückdrängung der Schweden aus Livland hatte.

⁸⁵ Volmar an Ferdinand III., 12.11.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 58a, fol. 37. Das Empfehlungsschreiben Erzherzogs Leopold Wilhelms: Erzherzog Leopold Wilhelm an Ferdinand III., 17.10.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 56d, fol. 111-111v.

⁸⁶ DBL (wie Anm. 13), Bd. 4, S. 123f. Dort unterstellt Huitfeldt ihm sogar die Usurpation des Freiherrentitels.

⁸⁷ Am 6. August 1648 wurde der Frieden zwischen Schweden, dem Kaiser und den Reichsständen in Osnabrück per Handschlag vereinbart. Die Unterzeichnung sollte erst zusammen mit dem kaiserlich-französischen Frieden vollzogen werden. DICKMANN, Der Westfälische Friedenskongress (wie Anm. 1), S. 477.

Wiens schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Am 16. September 1648, zwei Tage bevor Nassau und Volmar Czernichows Pläne übermittelten,⁸⁸ gab Ferdinand III. seine Zustimmung zur Unterzeichnung des Friedens.⁸⁹

In dieser Situation konnte Czernichow nicht mit Interesse und noch viel weniger mit Unterstützung für sein Vorhaben rechnen. Warum er dennoch damit vorstellig wurde, bleibt spekulativ. Die Vereinbarung des Friedens mit Schweden am 6. August 1648 hatte ihn nach eigenen Angaben erst dazu veranlasst, sich nach Münster zu begeben⁹⁰, obwohl damit seinem Plan die Basis entzogen wurde. Dass er dennoch daran festhielt, lässt sich nur dadurch erklären, dass er neben ernsthaftem Interesse an einer militärischen Aktion gegen Schweden v.a. ein zweites, persönliches Ziel verfolgte: eine Anstellung in kaiserlichen Diensten.

Sein Diversionsplan ist als Bewerbung attraktiv. Als Referenzen hatte er neben der Bestallungsurkunde Christians IV.⁹¹ vor allem den Hinweis auf seinen Einsatz zugunsten der kaiserlichen militärischen Interessen im Herbst 1645. Den damaligen Plan griff er 1648 erneut auf, wenn auch in modifizierter und aktualisierter Form. Dabei verwies er auf seine Bemühungen von 1645 sowie seinen Erfahrungsschatz und unterbreitete dem Kaiser und den Spaniern zugleich ein vermeintlich interessantes Projekt, mit dem er für seine Person werben wollte.

Diese Annahme bestätigt die Kopie eines undatierten Schreibens Czernichows an Ferdinand III., in dem er seine Reise nach Wien an den Kaiserhof ankündigte und seiner Hoffnung auf eine Visite beim Kaiser persönlich oder zumindest bei dessen Räten Ausdruck verlieh. Ausführlich verwies er dabei auch auf seinen bisherigen Einsatz zugunsten des Kaisers, um Ferdinand III. schließlich „[s]eine trewe dienste [zu] offeriren“. Dabei hob er als besondere persönliche Qualität neben seiner Treue hervor, dass ihm „das gantzen Oostseöhs, wie auch Nordt und Westsööhes, sowoll die gantze Nordtkappen beandt und kundigk“. Dieses Wissen wollte Czernichow in kaiserlichen Diensten nicht nur dazu einsetzen, „beßer auf alle Schwöödische actiones ein auge [zu] halten, sondern er wollte sich auch darum bemühen, Ihre Maytt. in Dennem[ark], Ihr Churf. D[urc]h[laucht] Zu Brandb[urg], des hauß Braunschweigk und Lunenb[urg] sowoll wie die H[erren] Staaden, auf E[uer] Kayß. Maytt. Seitten zubringen“, damit Ferdinand III. mit dieser breiten Koalition in der Ostsee gegen Schweden vorgehen könnte – was bislang leider noch nicht geschehen sei. Er schloss sein Schreiben mit der Bitte um eine Finanzspritze des Kaisers.⁹²

⁸⁸ Wie Anm. 3.

⁸⁹ Ferdinand III. an Nassau und Volmar, 16.09.1648, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2209, fol. 500-502v, sowie Ferdinand III. an Nassau und Volmar, 16.9.1648, in: ebenda, Nr. 2010, fol. 505-509v.

⁹⁰ HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 92 XVI, Nr. 2199, fol. 434.

⁹¹ Bestallungspatent Christians IV. von Dänemark (wie Anm. 46).

⁹² Czernichow an Ferdinand III., undatiert, in: HHStA Wien, RK, FrA, Fasz. 56d, fol. 112-112v.

Die Gründe für die Suche nach einem neuen Arbeitgeber können weder aus dem Quellenmaterial noch aus der Literatur nachvollzogen werden. Es steht jedoch zu vermuten, dass das Patronageverhältnis zu Ebbe Ulfeldt, der nach dem Tod Christians IV. zunehmend in Ungnade fiel, nicht mehr trug.⁹³

Auch in diesem Schreiben verwies Czernichow nicht nur auf seine vorausgehende Korrespondenz mit dem Kaiserhof, seine Visiten bei der kaiserlichen Gesandtschaft beim Westfälischen Friedenskongress und bei Erzherzog Leopold Wilhelm, sondern auch auf seine Diversionspläne, auf deren Erfolgsaussichten er hartnäckig zu bestehen schien. Interessanter sind allerdings die militärisch-strategischen und diplomatischen Fähigkeiten, die er sich selbst zuschreibt, wenn er Ferdinand III. in Aussicht stellt, neben Dänemark auch zwei der einflussreichsten protestantischen Reichsstände und schärfsten Opponenten der kaiserlichen Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress und die Republik der Vereinigten Niederlande⁹⁴ für die kaiserlichen Politik zu gewinnen. Auffällig ist dabei die auch schon zuvor beobachtete Diskrepanz zwischen Czernichows treffender Einschätzung der Konstellation und Machtverhältnisse im Reich einerseits und seinem Festhalten an seinem Plan diesen Analysen zum Trotz andererseits. Dieser wurde minimal verändert und der neuen Situation eher schlecht als recht angepasst, denn zum wiederholten Mal benannte Czernichow andere Bündnispartner für die Realisierung seines Plans. Sah er 1645 Polen vor, im September 1648 Spanien, so sollten es nun nach geschlossenem Frieden zum Jahresende 1648 einflussreiche protestantische Reichsstände und die Generalstaaten sein. Das zeigt, dass Czernichow politische Großwetterlagen durchaus einzuschätzen wusste. Er vermochte auch, die Akteure seines Vorhabens entsprechend anzupassen. Warum er aber trotz aller geänderten Vorzeichen so unbelehrbar an seinem Plan festhielt, bleibt rätselhaft, selbst wenn man seine Bewerbungsbemühungen im Hinterkopf behält.

Das wiederholte Auftreten Czernichows (und mit ihm Ösels) im weiteren und engeren Umfeld des Westfälischen Friedenskongresses⁹⁵ ist nicht nur

⁹³ Nach der Übergabe Ösels an Schweden Ende Oktober 1645 kehrte Ulfeldt nach Dänemark zurück. Seit seiner Hochzeit mit einer Tochter Christians IV. von Dänemark 1642 gehörte er der sogenannten Schwiegersöhne-Partei am dänischen Hof an. Dort fiel er nach dem Tod Christians IV. zunehmend in Ungnade und verließ nach dem Sturz dieser Gruppierung 1651 Dänemark, um in schwedische Dienste überzutreten. DBL II (wie Anm. 13), Bd. 24 (1943), S. 474ff.

⁹⁴ Um ein Bündnis mit den Niederlanden bemühte sich die kaiserlich Diplomatie bereits im Sommer 1648 erfolglos; siehe dazu Stefanie FRAEDRICH-NOWAG: Kaiserlich-Niederländische Bündnisverhandlungen am Rande des Westfälischen Friedenskongresses; in: *Diplomatie, Medien, Rezeption*. Aus der editorischen Arbeit an den *Acta Pacis Westphalicae*, hrsg. von MARIA-ELISABETH BRUNERT und MAXIMILIAN LANZINNER, Münster 2010 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 32), S. 211-230.

⁹⁵ 1645 hatte Ferdinand III. Trauttmansdorff die Korrespondenz mit Czernichow übersandt.

für diesen, sondern auch für die dänische nationale Geschichtsschreibung eine Marginalie, eine Episode unter vielen. Doch gerade an der Person Czernichows, den Huitfeldt „einen Abenteurer des Dreißigjährigen Krieges“ nennt,⁹⁶ lassen sich die Folgen eines nicht länger tragenden Patronageverhältnisses nachvollziehen. Seine Suche nach einem neuen Dienstherrn und Gönner kann beispielhaft für die Karrieristen einer Epoche stehen. Dabei ist bemerkenswert wie nah Czernichow einzelnen hohen Amtsträgern der kaiserlichen Partei kommt und wie scheinbar selbstverständlich er sich zwischen den Zentren kaiserlicher Politik, Münster, Brüssel und Wien, bewegt.

SUMMARY

*An Adventurer From the Thirty Years War:
Christian Dietrich von Czernichow
and his Diversion Plans against the
Island Ösel 1645 and 1648*

The article follows the attempts of a former Danish officer to stage an Imperial intervention in the Moonsund Archipelago during the 1640s and analyses his failure in the context of contemporaneous power and diplomatic constellations.

While the Westphalian Peace Congress had almost reached its goal of ending the Thirty Years War in September 1648, a certain Christian Dietrich Czernichow, an officer formerly in Danish service, came to Münster in order to present the Emperor's legates with a daring plan. He proposed a naval operation against Swedish holdings in the eastern Baltic Sea, to shift their focus away from the beleaguered Imperial crown lands and utilize the naval assets that the Spanish Habsburg line could still muster in Spain and the Netherlands. Czernichow's intended target was the island of Ösel, situated in the Gulf of Riga and of great strategic importance.

Czernichow had earlier been commander of the Danish garrison there and could emphasise his intimate knowledge of the Baltic Sea area by producing a map of Ösel and its surroundings, which in itself is of great historical interest, showing not only Dagö and Ösel, including its military installations, but the whole of the Bay of Riga, up to Reval in the North and Domesnäs in the West, stressing the strategic importance of the island for control of the important Baltic trade routes.

⁹⁶ DBL (wie Anm. 13), Bd. 4 (1833), S. 123 („en Æventyrer fra Trediveaarskrigen“).

Czernichow's appearance in Münster was not the first time that he came up with such a plan, either. Three years earlier, in September 1645, in the closing days of the Torstensson War (1643–1645), that finally tipped the scales of the *dominium maris baltici* in Sweden's favour, he had contacted Ferdinand III for the first time. At that time still commander of the Ösel garrison, he was unwilling to hand the island over to the Swedes, and offered the Emperor to deliver resistance to any Swedish attempts to seize it, until Imperial or at least Polish troops could relieve him. In Czernichow's view, Ösel was the key to frustrate a complete Swedish domination of the Eastern Baltic Sea and its littorals.

Nevertheless, both opportunities passed by without Ferdinand III taking up Czernichow's suggestions. On the one hand, these plans probably sounded too adventurous to be taken seriously, coming from an unknown person such as Czernichow. On the other hand, the financial situation of the Emperor in 1645 did not allow for far-reaching operations so far from the Empire. In 1648 any opening of further military theatres would have directly contradicted the Emperor's interests of quickly conducting a peace treaty, so as not to lose the support of the Estates.

It is not directly sure why Czernichow tried to prompt Ferdinand III to act in the Baltic Sea area, yet it seems quite plausible, that this was a way to apply for a new position in the Emperor's service. Following the power struggles at the Danish court after the death of King Christian IV in 1648, Czernichow's patronage relation to one of the King's sons in law seems to have lost its utility. Czernichow's plans might have been meant as his recommendation for a new patronage.

Die Börse in Narva als Symbol ihrer Zeit

VON ENN KÜNG

Am 6. November 1697 adressierte der Generalgouverneur von Ingermanland und Kexholms län, Otto Wilhelm von Fersen, einen in scharfem Ton gehaltenen Brief an den Narvaer Magistrat, in dem er die rhetorische Frage stellte: „Wer hat Euch, meine verehrten Herren und Männer, dazu veranlasst, in so dürftiger Zeit für die etwa nur noch drei verbliebenen Bürger eine so aufwändige Börse zu errichten, über welche Seine Königliche Majestät im ganzen Staat nicht verfügt?“ Tatsächlich ließ er die bereits mehrere Jahre währenden Bauarbeiten einstellen.¹ Worum ging es?

Fersen, soviel sei bereits an dieser Stelle erwähnt, verärgerte keineswegs die Architektur des Börsengebäudes, sondern eher die Absicht des Narvaer Magistrats, den Handel der Stadt nach eigenem Willen zu gestalten und dafür die Anweisungen des seiner eigenen Person zu umgehen. Narva nahm sich am Ende des 17. Jahrhunderts ein Beispiel an den westeuropäischen Seestaaten, insbesondere aber an Amsterdam, das zu einem seiner wichtigsten Handelspartner aufgestiegen war. Die Narvaer Kaufleute, die das Amsterdamer Geschäftsgebaren nachzuahmen trachteten, kamen daher auf den Gedanken, als Symbol des Fortschritts eine eigene Börse zu errichten. Im vorliegenden Aufsatz wird die Baugeschichte der Narvaer Börse nicht unter architektonischen und kunstgeschichtlichen Aspekten,² sondern unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage der Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts betrachtet.

I.

Das Wirtschaftsleben Narvas basierte auf dem Transithandel zwischen Ost und West. Der Warenumsatz der Stadt hing von mehreren Faktoren

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt durch den *Eesti Teadusfond*, ETF-8209.

¹ Im Original schwedischer Brief von Fersens an den Magistrat der Stadt Narva, 6.11.1697, in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*, Tartu, künftig EAA), Bestand 1646, Findbuch 2, Akte 134, Bl. 340-341.

² Die beste baugeschichtliche Übersicht zur Börse in Narva und ihre Baumeister bei STEN KARLING: Narva. Eine baugeschichtliche Untersuchung, Tartu 1936, S. 352-365. Karling wies auch auf die Konflikte hin, die während des Baus zwischen dem Narvaer Magistrat und dem Generalgouverneur von Fersen ausgetragen wurden.

ab. Erstens kam es darauf an, inwieweit die den russischen Außenhandel regelnden Zaren und die diesen Handel betreibenden russischen Großkaufleute (*gosti*) die Beförderung ihrer Waren in die unter schwedischer Herrschaft stehenden Städte am Finnischen Meerbusen zuließen. Der zweite Faktor ergab sich zum einen aus der Nachfrage in England und den Niederlanden sowie in den Häfen wie etwa Lübeck nach Rohmaterialien aus Russland (Flachs, Hanf, Pelz, Holz, Forstmaterial) und zum anderen aus dem Interesse der genannten Handelspartner, ihre Waren (Salz, Heringe, Weine) auf die nordosteuropäischen Märkte zu bringen. Drittens aber hing der Erfolg Narvas bei der Vermittlung des Transithandels weitgehend von der schwedischen Wirtschaftspolitik ab: Inwieweit konnten ausländische Kaufleute in diese fern gelegene Hafenstadt, die in handelstechnischer Hinsicht und in Bezug auf ihre Infrastruktur im Vergleich zu Westeuropa weit zurückgeblieben war, gelockt und davon überzeugt werden, sie anderen auf den russischen Markt ausgerichteten Häfen vorzuziehen. Dafür hieß es, die Marktbedingungen zu liberalisieren, die Ausländer hinsichtlich des Transitverkehrs den einheimischen Kaufleuten gleichzustellen und die Zölle zu senken. Dabei kam es maßgeblich auch auf die Bereitschaft der Stadt an, frühere Handelstraditionen, die, wie z.B. das Gasthandelsverbot, mitunter sogar bis ins Mittelalter zurückreichten, bis zu einem gewissen Grad zu modifizieren. Zugleich muss die schwedische Politik hinsichtlich des Narva-Handels als Teil der Stockholmer Moskaupolitik angesehen werden. Sowohl die Regierung als auch der Narvaer Magistrat verfolgten das Ziel, den Handel zwischen Russland und Westeuropa, der ab Ende des 16. Jahrhunderts über Archangel'sk abgewickelt worden war, wieder in die Ostsee, konkreter gesagt, in die Städte am Finnischen Meerbusen umzuleiten.

Schweden konzentrierte sich Ende des 16. Jahrhunderts und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts darauf, Reval als Zentrum des Transithandels aufzubauen, weshalb Narva für westeuropäische Kaufleute unzugänglich war. Eine neue Periode in der wirtschaftlichen Entwicklung Narvas wurde erst in den 1630er und 1640er Jahren eingeleitet, als die schwedischen Behörden erkannten, dass unter den veränderten wirtschaftspolitischen Verhältnissen Reval weder seine Vermittlerrolle im Handel zwischen Ost und West wiederherzustellen noch den russischen Archangel'sk-Handel in die Ostsee umzuleiten vermochte. Diese in staatlicher Hinsicht wichtige Aufgabe wurde nun Narva anvertraut. In den 1640er Jahren wurde demzufolge ausländischen Kaufleuten erlaubt, direkt über Narva nach Russland zu reisen, ohne in Reval Station zu machen, und der Narvaer Transitzoll von sechs Prozent auf zwei Prozent gesenkt. Der Magistrat der Stadt wurde personell aufgestockt und seine Leitung einem königlichen Bürgermeister anvertraut, der sich in erster Linie um kommerzielle Fragen zu kümmern hatte. Obendrein konnten vermögende Neubürger für Narva gewonnen

werden. Diese Aufmerksamkeit des Staates für die Förderung Narvas ließ bis zum Ende der schwedischen Herrschaft nicht nach.³

Der Erfolg der schwedischen Wirtschaftspolitik war weitgehend durch die Warenkonjunktur in Ost und West bedingt. Die Zunahme des Transitvolumens in Narva⁴ stand in direkter Abhängigkeit zur Nachfrage in Westeuropa. Dies zeigte sich etwa während der drei Englisch-Niederländischen Seekriege. Um die Mitte der 1680er Jahre kam es in den Ostseehäfen einschließlich Narvas zu einer Hochkonjunktur. Nachdem England und die Niederlande 1689 als Verbündete in den Krieg gegen Frankreich eingetreten waren, errangen die neutralen Staaten eine noch bessere wirtschaftliche Position. Westeuropa war auf die Waren aus den Ostseeländern angewiesen. In erster Linie herrschte in Europa eine große Nachfrage nach schwedischen Schiffsbaumaterialien und Eisenwaren, aber auch nach Getreide.⁵ Das Interesse der Niederländer an Holz aus Schweden und dessen Provinzen wurde noch durch den Konflikt mit Dänemark gesteigert, das ihnen die Einfuhr von norwegischem Holz verbot. Die niederländisch-dänischen Beziehungen normalisierten sich erst am Ende des 17. Jahrhunderts.⁶ Einen positiven Einfluss übte auch die Verbesserung der

³ Themenbezogene Literatur: PER NYSTRÖM: *Mercatura Ruthenica*, in: *Scandia* 10 (1937), S. 239-296; ARNOLD SOOM: *Die Politik Schwedens bezüglich des russischen Transithandels über die estnischen Städte in den Jahren 1636-1656*, in: *Õpetatud Eesti Seltsi Toimetused*, Bd. 32, Tartu 1940; DERS.: *Die merkantilistische Wirtschaftspolitik Schwedens und die baltischen Städte im 17. Jahrhundert*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 11 (1963), S. 183-222; STEFAN TROEBST: *Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung: schwedische Moskaupolitik 1617-1661*, Wiesbaden 1997 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München: Reihe Forschungen zum Ostseeraum, 2); ENN KÜNG: *Rootsi majanduspoliitika Narva kaubanduse küsimuses 17. sajandi teisel poolel* [Die schwedische Wirtschaftspolitik hinsichtlich des Narvaer Handels in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts], Tartu 2001; JARMO T. KOTILAINE: *Russia's Foreign and Economic Expansion in the Seventeenth Century. Windows on the World*, Leiden 2005.

⁴ Eine gute Übersicht über das Handelsvolumen Narvas geben: ХЕЛЬМУТ ПИЙРИМЯЭ: *Состав, объем и распределение русского вывоза в 1661-1700 гг. через шведские владения в Прибалтике на примере торговли г. Нарвы* [Die Zusammensetzung, der Umfang und die Verteilung der russischen Ausfuhr 1661-1700 über die schwedischen Besitzungen im Baltikum am Beispiel des Handels der Stadt Narva], in: *Скандинавский сборник*, Bd. 5, Таллин 1962, S. 34-94; DERS.: *Торговые отношения России со Швецией и другими странами Европы по материалам нарвского ввоза в 1661-1700 гг.* [Russische Handelsbeziehungen mit Schweden und anderen europäischen Staaten nach den Angaben der Narvaer Einfuhr 1661-1700], in: ebenda, Bd. 7, Таллин 1963, S. 44-86.

⁵ IMMANUEL WALLERSTEIN: *Das moderne Weltsystem II: Der Merkantilismus. Europa zwischen 1600 und 1750*, Wien 1998, S. 112f., 283-291.

⁶ GEORG LANDBERG: *Den svenska utrikespolitikens historia* [Die Geschichte der schwedischen Außenpolitik], Bd. I. 3, 1648-1697, Stockholm 1952, S. 213-239; SVEN-ERIK ÅSTRÖM: *From Stockholm to St. Petersburg. Commercial Factors in the Political Relations between England and Sweden 1675-1700*, Helsinki 1962, S. 26-45; JONATHAN I. ISRAEL: *Dutch Primacy in World Trade 1585-1740*, Oxford 1989, S. 302ff.; J. THOMAS LINDBLAD: *Evidence of Dutch-Swedish Trade in the 17th Century*, in: *Baltic Affairs: Relations between the Netherlands and North-Eastern*

politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Schweden und Russland um die Mitte der 1680er Jahre aus, denn die russischen Behörden bauten Hindernisse hinsichtlich der Warenbeförderung in die Ostsee ab.⁷ So zeigte sich die Hochkonjunktur im Handel am Ende des 17. Jahrhunderts in Narva in erster Linie in der Ausfuhr großer Mengen an russischen Waren, darunter Holz.⁸ In dieser Phase begann Narva auch damit, Schiffe zu bauen.⁹ Sein Handelsaufschwung spiegelt sich auch in der Anzahl der Schiffe, die die Stadt anliefen (siehe Tab. 1).

Durch die Vermittlung des Transithandels konnten erhebliche Summen verdient werden. An den wachsenden Zolleinnahmen partizipierten sowohl das Schwedische Reich als auch die Stadt Narva. Das zunehmende Handelsvolumen und der wachsende Reichtum prägten die Einstellung der Narvaer Kaufleute, was unter anderem darin zum Ausdruck kam, dass man die städtische Umgebung inklusive des architektonischen Stadtbilds attraktiver machen wollte. So war es für einen Kaufmann nicht mehr ausreichend, ein gewöhnliches Wohnhaus samt den notwendigen Lagerflächen zu besitzen, sondern er wollte seine Gebäude nach Möglichkeit mit Staffelgiebeln, Erkern, Pilastern und Portalen verzieren.¹⁰ Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts kam es in Narva daher zu einer regen Bautätigkeit, die durch groß angelegte staatliche Fortifikationsarbeiten, die um die Mitte der 1680er Jahre einsetzten, ergänzt wurde.¹¹

Das unternehmerische Umfeld der Stadt wurde vom ingermanländischen Generalgouverneur Jöran Sperling (regierte 1683–1691) vorteilhaft beeinflusst, der als Interessenvertreter Narvas in Stockholm tätig wurde.¹² Sperling ist in die Geschichte Narvas eingegangen als eine Person,

Europe 1500–1800, hrsg. von J. PH. S. LEMMINK und J. S. A. M. VAN KONINGSBRUGGE, Nijmegen 1990, S. 205–228, hier S. 217f.

⁷ KÜNG, Rootsi majanduspoliitika (wie Anm. 3), S. 58–76.

⁸ ARNOLD SOOM: Narva metsakaubandus ja metsatööstus XVII sajandi lõpul [Der Narvaer Holzhandel und die Holzindustrie am Ende des 17. Jahrhunderts], in: Ajalooline Ajakiri 1940, 2, S. 57–72; DERS.: Der ostbaltische Holzhandel und die Holzindustrie im 17. Jahrhundert, in: Hansische Geschichtsblätter 79 (1961), S. 80–100.

⁹ ENN KÜNG: Vattensågar och skeppsbyggande i Ingermanland under 1600-talets senare hälft [Die Wassermühlen und der Schiffsbau in Ingermanland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts], in: Historisk Tidskrift för Finland 96 (2011), Nr. 1, S. 2–34; DERS.: Die schwedische Ostseepolitik, die internationale Handelskonjunktur und die Entstehung der Narvaer Handelsflotte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 87–102.

¹⁰ ARNOLD SOOM: Narva vanem ajalugu ja muinsused [Die ältere Geschichte Narvas und die Geschichtsdenkmäler], in: CARL SARAP: Vana Narva, Tallinn 1939, S. 12.

¹¹ ARNOLD SOOM: Narva kindlused fortifikatsioonilisest seisukohast vaadatuna [Die Narvaer Befestigungsanlagen unter dem fortifikatorischen Aspekt], in: Södur 1934, 29/30, 31/32, 33/34, S. 783–787, 827–830, 877–880.

¹² GUSTAF ELGENSTIERNA: Den introducerade Svenska adelns ättartavlor [Die Geschlechterkunde des introduzierten schwedischen Adels], Bd. VII, Stockholm 1932, S. 437.

die zielstrebig und vehement die Schwedisierung vorantrieb,¹³ das Schwedische in den geschäftlichen Schriftverkehr der Stadt einführte und ihn demjenigen der anderen Städte des schwedischen Reichs anglich; andererseits belebte er Narvas Transithandel und unterstützte Manufakturen. Was Sperling in die Wege leitete, beeinflusste Narva bis zum Ausbruch des Großen Nordischen Krieges.

– **Tabelle 1.** *Schiffsverkehr in Narva auf Grund der Rechnungen des Rates sowie der Lizenz- und Portorienbücher*

Jahr	Angekommen	Ausgegangen	Insgesamt	Jahr	Angekommen	Ausgegangen	Insgesamt
1634	-	-	72	1665	-	-	117
1635	-	-	57	1666	75	68	143
1637	-	-	76	1667	70	70	140
1638	-	-	116	1668	67	68	135
1639	46	49	95	1670	64	62	126
1640	-	-	73	1671	67	63	130
1641	-	-	104	1672	63	56	119
1643	-	-	87	1673	-	-	131
1644	33	38	71	1674	-	-	154
1645	-	-	77	1677	91	95	186
1646	-	-	106	1678	96	95	191
1647	-	-	116	1679	98	93	191
1648	-	-	113	1680	94	100	194
1649	59	57	116	1686	145	144	289
1650	-	-	61	1687	177	178	355
1651	70	72	142	1688	175	171	346
1652	-	-	55	1689	96	92	188
1653	84	79	163	1690	129	131	260
1654	-	-	70	1691	159	142	301
1655	-	-	98	1692	126	116	242
1657	28	34	62	1693	135	138	273
1658	33	29	62	1694	151	144	295
1659	42	43	85	1695	169	154	323
1660	-	-	123	1696	130	129	259
1661	53	50	103	1697	123	112	235
1662	76	72	148	1699	213	204	417
1663	-	-	148				

¹³ JAAK NABER: Motsättningarnas Narva. Statlig svensketspolitik och tyskt lokalvalde i ett statsreglerat samhälle, 1581–1704 [Narva in Widersprüchen. Die staatliche Politik der Schwedisierung und die deutsche Lokalverwaltung in der staatlich regulierten Gesellschaft, 1581–1704], Uppsala 1995 (Opuscula Historica Upsaliensia, 15).

Die Narvaer Kaufleute im Magistrat und in der Großen Gilde strebten eine Handelspolitik an, die den Vorstellungen der Stadt entsprach. Der Mangel an Autonomie missfiel ihnen. Zwar war der Magistrat, als der Handel der Stadt stagnierte, auf die Zentralbehörden angewiesen, da zu einer eigenständigen Handelspolitik die Mittel fehlten. Mit der Zunahme des Wohlstandes wuchs indes der Wunsch der Narvaer Kaufmannschaft, an Fragen der städtischen Entwicklung Anteil zu haben.

Die vermögendsten Kaufleute Narvas wie etwa Jürgen Tunderfeldt, der das Amt des Burggrafen bekleidete, hatten bereits Ende der 1670er Jahre enge Handelsbeziehungen mit den Niederlanden angebahnt. Ein Jahrzehnt später schlossen niederländische Kaufleute mit ihren Narvaer Kollegen Verträge über die Vermittlung von russischem und ingermanländischem Holz nach Amsterdam ab, woher auch das nötige Startkapital beschafft wurde. Die Narvaer sollten mit dem Geld der Niederländer im Hinterland der Stadt Holz aufkaufen, es stapeln und in Sägemühlen an der Narve verarbeiten und danach auf dem Seeweg nach Amsterdam befördern. Die Niederländer förderten den Schiffsbau in Narva, indem sie ihre Baumeister dorthin schickten. Einen ähnlichen wirtschaftlichen Einfluss übten auch englische Kaufleute aus.¹⁴

Im geschäftlichen Umgang mit Niederländern und Engländern wurde nicht nur deren Geld eingesetzt, sondern auch ihr Sprachgebrauch übernommen. Zugleich schauten sich die Narvaer deren Geschäftsgebaren ab. Die niederländischen Handelspartner schilderten in den Geschäftsbriefen den Weg des Holzes aus Narva nach Amsterdam, gaben Hinweise zur Abwicklung der anhängigen und abzuschließenden Geschäfte, erteilten Auskünfte über die Marktkonjunktur und die Preise, gaben eine Übersicht über die Versicherung der Waren und die Maklergebühren. Aufgrund der zunehmenden Intensität der Handelsbeziehungen mit den führenden westeuropäischen Seestaaten sah sich Narva veranlasst, die eigene kommerzielle Infrastruktur zu modernisieren. Als Symbol dieser nachholenden Modernisierung galt eine Börse samt den nötigen Handels- und Lagerflächen, wie man es bei den Geschäftspartnern gesehen hatte.¹⁵ Der Amsterdamer Börse nachzueifern wurde für die Narvaer quasi zu einer fixen Idee.

Die schwedischen Gesetze führten dazu, dass die Narvaer ihre Börse in erster Linie als Stapel- oder Packhaus ansahen, wo fremde Kaufleute ihre

¹⁴ Siehe dazu ENN KÜNG: English commercial activity in Narva during the second half of the seventeenth century, in: *Britain and the Baltic. Studies in Commercial, Political and Cultural Relations 1500–2000*, hrsg. von PATRICK SALMON und TONY BARROW, Sunderland 2003, S. 77–108.

¹⁵ Nachdem Amsterdam zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu einem Handels- und Finanzplatz geworden war, wurde die dortige Börse zu einem Treffpunkt von Bankiers, Geldwechslern, Kaufleuten, Versicherungsmaklern und anderen Unternehmern, die am Warenaustausch verdienten. Die hier abgeschlossenen Geschäfte beeinflussten die Nachfrage nach bestimmten Waren, die Preise, Geldkurse etc. Siehe z.B. MATS BLADH: *Ekonomisk historia. Europa och Amerika 1500–1990* [Wirtschaftsgeschichte. Europa und Amerika 1500–1990], Lund 1995, S. 45f.

mitgebrachten Waren deponieren konnten. Die Einrichtung von Packhäusern war in den schwedischen Städten zu Beginn des 17. Jahrhunderts gesetzlich ausdrücklich vorgesehen: in der Handelsordnanz (§ 5) von 1617¹⁶ und im Stadtgesetz von 1618 (§ 33 der Handelsordnung).¹⁷ Im Hinblick auf Narva wurde die Einrichtung eines Packhauses erstmals 1643 in einer Anordnung des ingermanländischen Generalgouverneurs Erik Gyllestierna verfügt.¹⁸ Die Notwendigkeit eines Packhauses wurde auch in den Dienstanweisungen der Narvaer Burggrafen niedergelegt¹⁹ und in einer königlichen Handelsordnanz von 1673 betont.²⁰ Ein derartiges Gebäude wurde jedoch einstweilen nicht errichtet.

Somit war bei der Entwicklung der Idee einer Börse für Narva – abgesehen von der günstigen Konjunktur – auch staatlicher Zwang im Spiel. 1678 erließ der Magistrat schließlich die so genannte Packhausverordnung. Damit wurde es Fremden untersagt, mitgebrachte Waren an ihrem jeweiligen Aufenthaltsort oder an einem anderen Ort in der Stadt aufzubewahren. Statt dessen sollten ihre Waren nach Möglichkeit an einer einzigen Stelle gelagert werden, wo ihre Überwachung leichter fiel, um somit zu verhindern, dass die ausländischen Kaufleute untereinander handelten und die Vorrechte der einheimischen Kaufleute verletzten. Demgemäß war das Gebäude, das nie errichtet wurde, nicht für die Narvaer, sondern für die fremden Kaufleute bestimmt. Die Fremden mussten einstweilen ihre Waren z.B. im Keller des Rathauses lagern, der unter Kontrolle des Magistrats stand. Feuergefährliche Waren wie etwa Flachs und Hanf mussten in den Speichern der Vorstädte und des Hafens gelagert werden.²¹

Wenn auch die Kaufleute nicht daran interessiert sein konnten, den Handel an einem einzigen, scharf überwachten Ort zu konzentrieren, wurde die kommerzielle Infrastruktur der Stadt durch die Packhausverordnung zweifellos modernisiert. Obwohl in der Folge die Kontrolle erheblich verschärft wurde, nahm auch die Möglichkeit der persönlichen und geschäftlichen

¹⁶ Sammlung der Narvaer Privilegien und königlichen Erlässe, in: EAA, 1646-1-2.

¹⁷ Swerikes stadz-lagh effter (...) Gustaff Adolphs (...) befalning vthgången af trycket år 1618 [Schwedisches Stadtgesetz (...) gedruckt auf Anordnung Gustav Adolfs im Jahre 1618], Stockholm 1730.

¹⁸ Sammlung der Narvaer Privilegien, in: EAA, 1646-1-5, S. 127f., § 18.

¹⁹ Instruktion für Philip von Krusenstiern, 20.8.1653, in: EAA, 1646-2-13; Instruktion für Johan von Lillienthal, 28.8.1669, in: Schwedisches Reichsarchiv (*Svenska Riksarkivet*, Stockholm, künftig: RA), Kommerskollegium, huvudarkivet, registratur, B.I.a., vol. 8 (1669).

²⁰ Kongl. Maj:tz Handels-Ordinants, Stockholm then 21. Martii. 1673 [Die Handelsordnanz der Königlichen Majestät, in Stockholm am 21. Mai 1673], in: Kongl. Stadgar, Förordningar, Bref och Resolutioner, ifrån åhr 1528 in til 1701 angående Iustitiæ och Executions-Ährender, Stockholm 1706, S. 651f. Vgl. das gleiche Dokument im Bestand des Narvaer Magistrats: EAA, 1646-1-804, Bl. 16a, § 4.

²¹ Die Handelsordnung des Narvaer Magistrats vom 17. September 1678, in: EAA, 1646-2-38, Bl. 68-68a. In Reval wurde ein Packhaus im Jahre 1664 am Alten Markt eingerichtet. ARNOLD SOOM: Der Handel Revals im siebzehnten Jahrhundert, Wiesbaden 1969 (Marburger Ostforschungen, 29), S. 175.

Kontakte zwischen den Narvaer Kaufleuten und ihren ausländischen Gästen zu, so dass geschäftliche Kontakte angeknüpft und laufende Informationen ausgetauscht werden konnten. Der Abschluss von Geschäften und der damit einhergehende Prozess wurden merklich beschleunigt.

Die Idee, eine eigene Börse zu errichten, entwickelte der Narvaer Magistrat Ende der 1680er Jahre. Zu Beginn des nächsten Jahrzehntes fand der Begriff „Börse“ auch Eingang in die Archivquellen. Wohl bereits 1691 gab der Narvaer Magistrat eine erste ausführliche Erklärung zu dem geplanten Bau ab. Damals wurde mitgeteilt, dass man ein erworbenes Grundstück für die Erweiterung des Markts nutzen wolle, der zuvor so eng gewesen sei, dass nicht einmal eine Kompanie Soldaten sich dort in Reih und Glied aufstellen könne. Und man sollte dort, wie es in anderen wohlhabenden Städten Brauch sei, „eine schöne Börse samt Ladengeschäften und Packhäusern errichten lassen, um den Handel und Kommerz zu fördern“.²² Die Börse sollte an der Südseite des Marktplatzes, der vor dem von 1668 bis 1675 erbauten Rathaus lag, entstehen. An der östlichen Seite des Gebäudes lag die Lange (auch Schloss-, Burg- bzw. Große Straße) und an der westlichen Seite die Marktstraße. Nach dem Erwerb geeigneter Grundstücke für die Börse in den Jahren von 1689 bis 1693²³ konnte der Magistrat mit den Vorbereitungen für die Bauarbeiten beginnen. Dies nahm einige Zeit in Anspruch, da nicht nur das Bauprojekt in Auftrag gegeben werden musste,²⁴ sondern es sich als weitaus komplizierter erwies, für ein derart groß angelegtes Gebäude Baumaterial in großen Mengen zu beschaffen. Da die ganze Stadt von der Bautätigkeit erfasst war, mangelte es auch an passenden Arbeitskräften. Der Bau der Börse konnte schließlich 1695 begonnen werden, zog sich aber noch bis in die ersten Jahre des Großen Nordischen Kriegs hinein. Zu Beginn der russischen Herrschaft stand zwar das Gebäude, doch waren die Innenarbeiten noch nicht abgeschlossen. Da es sich um ein Projekt des Narvaer Magistrats handelte, wurde die ganze Bautätigkeit in den Kämmereibüchern dokumentiert, angefangen mit der Zahl der gekauften Nägel, zerbrochenen Steinen und transportierten Balken bis hin zur Vergütung der Meister und Arbeiter.²⁵

²² Das Kämmereibuch des Narvaer Magistrats von 1691, in: EAA, 1646-1-1078.

²³ Zur Geschichte des späteren Börsengrundstücks ab Mitte des 17. Jahrhunderts siehe ENN KÜNG: Narva börsihoone kui oma ajastu sümbol [Die Narvaer Börse als Symbol ihres Zeitalters], in: Linnas ja linnuses: uurimusi Narva ajalooost, Narva 2006 (Narva Muuseumi Toimetised, 6), S. 105-125.

²⁴ Nach Angaben von Karling wurde das Bauprojekt bereits im Jahre 1691 in Auftrag gegeben. KARLING, Narva (wie Anm. 2), S. 356. Diese Behauptung ist jedoch anzuzweifeln, da bis 1691 noch nicht feststand, wie groß der Raum sein würde, den die Börse einnehmen sollte.

²⁵ Die mit der Errichtung der Börse verbundenen Rechnungen liegen aus den Jahren 1695 bis 1699 und 1703 vor, in: EAA, 1646-1-1085, 1088, 1090, 1096, 3073. Auf der Grundlage dieser Rechnungen hat Karling die wichtigsten Baumeister der Börse ermittelt: KARLING, Narva (wie Anm. 2).

II.

Wie zu Beginn des Aufsatzes erwähnt, geriet der Bau der Börse im Spätherbst 1697 ins Stocken. Generalgouverneur von Fersen ordnete an, die Bauarbeiten einzustellen und die bereits errichteten Mauern konservieren zu lassen. In dem genannten Brief vom 6. November wies er den Magistrat zugleich auf die Bauten hin, welche die Stadt seiner Ansicht nach viel dringender brauche, so z.B. den Ausbau der Wasserversorgung. Letztere war vor allem im Falle eines Brandes notwendig, da Narva, das auf einem Kalksteinplateau liegt, nicht über ausreichend Brunnenwasser für Löscharbeiten verfügte. Wassermangel hätte auch im Kriegszustand geherrscht, wenn die Stadttore geschlossen werden mussten. Des weiteren erregte den Ärger des Generalgouverneurs der Umstand, dass der Magistrat es unterlassen hatte, sich mit ihm über den Bau der Börse zu beraten. Nun bestand er darauf, dass, anstelle den Bau der Börse voranzutreiben, im darauffolgenden Winter die nötigen Vorbereitungen für den Ausbau der Wasserleitung zu treffen waren und Kalk, Steine, Bretter, Balken und andere Baumaterialien besorgt werden mussten.²⁶

Aber war Generalgouverneur von Fersen überhaupt dazu berechtigt, in die Bautätigkeit der Stadt einzugreifen? Dem König konnte tatsächlich daran gelegen sein, und er konnte es sogar anordnen, dass die Stadt die nötige Wasserleitung ausbaut, doch hätte die Errichtung der Börse durchaus in die Kompetenz des Magistrats fallen dürfen. In Wirklichkeit waren jedoch dem Magistrat die Hände gebunden. Bekanntlich stand der Stadt die Hälfte des erhobenen Portorienzolls und anderer Abgaben und Strafgelder zur Verfügung, über deren Einsatz Stockholm allerdings jährlich Bericht erstattet werden musste. Für den Bau der Börse wurden keine Spenden gesammelt, auch war die Große Gilde nicht an der Finanzierung der Bauarbeiten beteiligt. Generalgouverneur von Fersen, der gegenüber den Interessen des Magistrats und der Bürger den staatlichen Belangen und der Verteidigung der Festungsstadt Priorität einräumte, hielt den Bau der Börse aber für Geldverschwendung.

Der Narvaer Magistrat zögerte auf der Suche nach guten Argumenten seine Antwort an den Generalgouverneur nahezu zwei Wochen hinaus. Am 22. November²⁷ drückte er dann sein Erstaunen über den „außerordentlich bösen“ Ton in von Fersens Brief und über „die schweren Anschuldigungen“ aus; so etwas habe sich „früher nicht ereignet“. Die Notwendigkeit einer Börse erklärte er mit einem Hinweis auf die Handelsordnungen, die schließlich sowohl für den Staat als auch konkret für die Stadt Narva erlassen worden seien und die den Bau von Packhäusern und Kellern vorsa-

²⁶ Brief von Fersens an den Magistrat der Stadt Narva, 6.11.1697, in: EAA, 1646-2-134, Bl. 340-341.

²⁷ Brief des Magistrats an von Fersen, 22.11.1697, in: EAA, 1646-1-2413, Bl. 113-116.

hen. Zudem behauptete der Magistrat, bereits seit Jahren an die Errichtung eines Packhauses gedacht zu haben, doch hätte der Baubeginn aufgrund von Kriegen und Bränden, aber auch wegen der Errichtung des Rathauses immer wieder hinausgeschoben werden müssen. Zudem sei für die Errichtung des Packhauses kein geeigneter Platz gefunden worden. Der vorige Generalgouverneur Sperling, mit dem man sich in dieser Angelegenheit wiederholt beraten habe und dem die Zeichnungen des geplanten Bauwerkes vorgelegt worden seien, habe das Vorhaben durchaus unterstützt.

Es ist bemerkenswert, dass der Magistrat in seiner Antwort an von Fersen mit keinem Wort eine „Börse“ erwähnte, sondern von „Räumen“ sprach, die als Keller und Packhaus genutzt werden können.²⁸ In einem späteren Brief an König Karl XII. war die Rede von einem „öffentlichen Gebäude mit dringend nötigen Kellern und einem Packhaus sowie einer kleinen Börse“.²⁹

Was den Einsatz staatlicher Finanzen betraf – es handelte sich nach Ansicht des Magistrats indes um städtisches Geld –, zeigte sich Narva davon überzeugt, dass die Börse Staat und Stadt solche Gewinne einbringe, welche die Ausgaben kompensierten. Darüber hinaus sollte die Börse zweifelsohne dazu beitragen, den russischen Außenhandel nach Narva zu leiten und dort zu halten. Der Magistrat beteuerte, dass das Geld für den Bau der Börse zweckmäßig eingesetzt worden sei, und erklärte sich dazu bereit, dies durch Vorlage der Rechnungen zu bestätigen. Als Geldverschwendung betrachtete der Magistrat eher die Einstellung des unvollendeten Baus: „Auf wem lastet die Verantwortung dafür, wenn der Bau, mit dessen Errichtung man so weit vorangekommen sei, Hals über Kopf verlassen werde und wir die Zerstörung dessen, was der Königlichen Majestät bereits so hohe Kosten verursacht hat, zulassen.“³⁰

Was den von Fersen angeordneten Ausbau der Wasserleitung anbetraf, so hielt auch der Magistrat ihn für sehr wichtig für die Stadt, doch würde er durch „den Mangel an Bauarbeitern, den hohen Wasserstand des Flusses und knappe finanzielle Mittel“ verhindert. Der Magistrat zeigte sich bereit, den Bau bei nächster Gelegenheit fortzusetzen: Bereits vor zwei Jahren sei eine für die Herstellung des nötigen Baumaterials notwendige Mühle erworben worden.³¹

Es war zu erwarten, dass die Erklärungen des Magistrats den Generalgouverneur nicht zufriedenstellten. In seiner Antwort vom 17. Dezember 1697³² bezeichnete von Fersen das Vorgehen des Magistrats als „lahme Entschuldigung oder vielmehr beharrliche opiniatrete“. Es ärgerte ihn, dass sein Verbot vom 6. November übertreten und der Transport von Steinen

²⁸ Ebenda.

²⁹ Brief des Magistrats an Karl XII., 21.1.1698, in: RA, Livonica II, vol. 206.

³⁰ Wie Anm. 27.

³¹ Ebenda.

³² Brief von Fensens an den Magistrat der Stadt Narva, 17.12.1697, in: EAA, 1646-2-134, Bl. 353-355r.

auf den Bauplatz fortgesetzt worden war. Um dies zu verhindern, habe sich von Fersen gezwungen gesehen, Soldaten einzusetzen. Die Fortsetzung des Steintransports bezeichnete er als *tour des garçons*. Obendrein war er der Meinung, dass der Magistrat den Treueeid, den er dem König geschworen hatte und der besagte, dass die Stadt „nicht daß geringste, ohne deß Gouverneuren vorzunehmen“ dürfe, absichtlich gebrochen habe. Dennoch räumte er ein, dass der Ratsherr und Leiter des Baukollegiums Hermann Dittmer ihm etwa vor einem Jahr den Entwurf der Börse gezeigt habe; dieser habe jedoch den Eindruck hinterlassen, dass „eß ein mit rodt Kreidt plumpes und liederliches Abriß wahr“. Daraufhin habe er empfohlen, den Marktplatz und seine Umgebung erst einmal genau auszumessen, danach einen Entwurf anzufertigen und diesen nach Stockholm an einen gewissen „Dessin“³³ zu schicken, der sicherlich nützliche Hinweise geben könne. Den Grundriss des Gebäudes – mit den Kellern, dem Erdgeschoss sowie dem ersten und zweiten Stock, dem Treppenaufgang und dem Dach – habe er allerdings nicht gesehen.

Von einem war von Fersen jedoch überzeugt: Weder Dittmer noch der Magistrat hatten sich mit ihm in der Börsenangelegenheit beraten. Er zog zudem auch die behauptete Beratung mit dem verstorbenen Generalgouverneur Sperling in Zweifel, da dieser hinsichtlich des Baus keine schriftlichen Anweisungen erteilt habe, obwohl doch der Narvaer Magistrat in beliebigen anderen Fällen durchaus dazu geneigt habe, Anweisungen einzuholen. Seinem Ärger machte er Luft mit der Bemerkung, „daß seine Füße niemahlen, so lange er hier sei, in ihre Böörße, oder nur in die negte, auff den Markt komme seint, auf daß sie nicht fürwenden konte, er wehre darin gewehsen.“³⁴

Von Fersen konnte die Politik des Magistrats nicht nachvollziehen: Auf der einen Seite sicherte ihm die Stadt zwar zu, dass die Börse mit Rücksicht auf das Wohl der Fremden, insbesondere der Engländer errichtet werden solle; auf der anderen Seite klagte sie jedoch darüber, dass diese Fremden den Narvaern den Handel wegnähmen, so dass sie bereit sei, die ausländischen Kaufleute sogar zu vertreiben. Aus diesem Grund konstatierte er: „Sie fliegen mit Ihrer kostbahren Böörß, nicht zu frühe, ehe die Flüügel gewächßen, die Stadt in beßeren Zustande gerahten“. Erneut empfahl er, zunächst die wichtigeren Bauwerke fertigzustellen. Außer der bereits früher erwähnten Wasserleitung nannte von Fersen nun auch die Wachhäuser (*Corps de Garde*) in der Innenstadt und in der Vorstadt von Ivangorod, mit deren Bau ebenfalls bereits begonnen worden war. Außerdem obliege es der Stadt, Baracken für die Einquartierung der Soldaten zu errichten, um die Bürger ihrer Einquartierungspflicht zu entheben. Auch eine Brücke

³³ Mit großer Wahrscheinlichkeit ist hier Nicodemus Tessin d. J. gemeint, der in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts als einflussreicher Hofarchitekt in Stockholm tätig war.

³⁴ Wie Anm. 32.

über den Fluss sei nach Ansicht des Generalgouverneurs notwendig. Fersen kritisierte das Vorgehen des Magistrats, der sich für den Bau der Börse einsetzte, und untersagte schließlich deren Errichtung, da es sich bei ihr um ein durchaus unnötiges Gebäude handle – zumal angesichts der Hungersnot, von der das Land heimgesucht wurde. Zudem untersagte er dem Magistrat, sich in dieser Angelegenheit weiterhin an ihn zu wenden. Damit die halbfertige Börse nicht verfallende, sollte ihr ein provisorisches Dach aufgesetzt werden. An die Fortsetzung der Bauarbeiten sei erst zu denken, wenn sich die Stadt und ihre Bürger erholt hätten oder der Bau mit fremden Mitteln finanziert werden könnte.

Diese arrogante Antwort stieß im Magistrat auf starken Widerstand. Da der Generalgouverneur sich eine weitere Diskussion verboten hatte, blieb nur noch, sich an den König zu wenden. Seine weiteren Maßnahmen plante der Magistrat fast zwei Monate. Am 21. Januar 1698 gingen aus Narva mehrere Briefe nach Stockholm ab.³⁵ Einer von ihnen stammte vom Narvaer Rats- und Bauherrn Dittmer, der sich in zurückhaltendem Ton beim König über die Anschuldigungen beklagte, die ihm vorgelegt worden waren. Dittmer beteuerte, er habe sich bei seiner Arbeit nur nach den Dienstanweisungen gerichtet, und stritt ab, private Interessen verfolgt zu haben. Zudem erklärte er, zu dem Zeitpunkt, als er von Fersen die Entwürfe für den Bau der Börse vorstellte, dessen ablehnende Haltung nicht erkannt zu haben.

Der Narvaer Magistrat teilte dem König als Antwort auf die Anklagen des Generalgouverneurs mit,³⁶ dass die Vorbereitungen für den Bau der Börse mit Genehmigung des vorigen Generalgouverneurs eingeleitet worden seien; Letzterer habe auch beim Erwerb des Grundstücks geholfen. Überdies wurde versichert, dass der Bau aus städtischen Mitteln bestritten werde und das Projekt des Gebäudes mit dem Generalgouverneur abgesprochen worden sei. Der Bau sei erst in Angriff genommen worden, nachdem bei Sperling eine Genehmigung eingeholt worden war. Nun sei schätzungsweise die Hälfte des Gebäudes fertiggestellt: die Keller und ein Teil des Packhauses mit einem Teil eines Stockwerkes. Auch habe man bereits das Baumaterial für die Fortsetzung der Arbeiten angeschafft. Der Magistrat wunderte sich, warum der Generalgouverneur die Fortführung der Arbeiten ausgerechnet zum jetzigen Zeitpunkt untersagte, nachdem er bereits sechs Jahre in Narva gewohnt und die Bauarbeiten verfolgt habe. Bei Beginn der Arbeiten habe von Fersen persönlich dem Magistrat einen Ort in der Nähe der Stadt angewiesen, wohin der Bauschutt, der beim Abriss der alten Gebäude anfiel, transportiert werden sollte. Der Magistrat gab jedoch zu, sich nicht an den vom Generalgouverneur empfohlenen Architekten Tessin gewandt zu haben, da man der Ansicht war, dass zwischen den Stockholmer Bauwerken und den hiesigen Bauten aufgrund

³⁵ Brief Dittmers an Karl XII., 21.1.1698, in: EAA, 1646-1-2415, unpaginiert.

³⁶ Brief des Magistrats an Karl XII., 21.1.1698, in: RA, Livonica II, vol. 206.

des groben Kalksteins, der hier eingesetzt werden müsse, ein gravierender Unterschied bestehe. Man könne sich daher nicht in jeder Hinsicht ein Beispiel daran nehmen, wie in Stockholm gebaut wurde.

Nach Auskunft des Magistrats würde die Börse dem öffentlichen Wohldienen: Hier könnte z.B. die Ausrüstung der städtischen Feuerwehr aufbewahrt werden. Man ging davon aus, dass die Vermietung des Packhauses und der Keller an Kaufleute der Stadt jährlich schätzungsweise 200 bis 300 Reichstaler einbringe. Schließlich wurde der König gebeten, die Fertigstellung der Börse, die „als Schmuck des Marktes und für das Wohl der Kaufleute“ konzipiert sei, zu erlauben.

Die Entscheidung über das weitere Schicksal der Börse oblag nun dem König. Die Stockholmer Bürokratie arbeitete indes langsam. Am 4. April 1698 klagte der Magistrat in einem Brief an das königliche Kammerkollegium, dass der Bau der Börse ins Stocken gekommen sei und man sich darüber Sorgen mache, dass das für die Bauarbeiten bestimmte Holz verderben könne.³⁷

In der Sitzung vom 6. Mai 1698 warf der Magistrat erneut die Frage auf, ob der Bau fortgesetzt werden solle, und kam zur Auffassung, dass die Stellungnahme des Königs abgewartet werden müsse.³⁸ Es kam jedoch zu einer unerwarteten Lösung. Am 11. Juni 1698 wurde Otto Vellingk zum neuen ingermanländischen Generalgouverneur ernannt³⁹, der am 29. November 1698 dem Narvaer Magistrat aus Stockholm schrieb, dass Karl XII. Einsicht in die Dokumente über das am Narvaer Markt geplante „öffentliche Gebäude“ genommen habe und der Ansicht gewesen sei, dass die Bauarbeiten fortgesetzt werden müssten. Von nun an sei der neue Generalgouverneur mit der Aufsicht über die Arbeiten betraut. Als einzige Bedingung wurde geltend gemacht, dass die Stadt die anderen öffentlichen Gebäude nicht vernachlässigen dürfe.⁴⁰ Bereits am 21. Dezember schickte der Magistrat Vellingk ein Dankschreiben und sicherte zu, die Bauarbeiten im darauffolgenden Sommer fortzusetzen, um das Dach des Gebäudes fertigzustellen.⁴¹

* * *

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich Narva aufgrund der Intensivierung der Handelsbeziehungen zu den führenden westeuropäischen Seestaaten gezwungen sah, seine kommerzielle Infrastruktur zu modernisieren.

³⁷ Brief des Magistrats an das königliche Kammerkollegium, 4.4.1698, in EAA, 1646-1-2415, unpaginiert.

³⁸ Protokoll des Narvaer Magistrats, 6.5.1698, in: EAA, 1646-1-107.

³⁹ Svenska adelns ättar-taflor. Utg. av G. Anrep, fjerde afdelningen [Die Geschlechtskunde des schwedischen Adels, hrsg von G. Anrep, vierte Abteilung], Stockholm 1861.

⁴⁰ Brief Vellingks an den Magistrat der Stadt Narva, 29.11.1698, in: EAA, 1646-2-134, Bl. 443-443r.

⁴¹ Brief des Magistrats an Vellingk, 21.12.1698, in: EAA, 1646-1-2415.

Dazu war eine Börse mitsamt den nötigen Handels- und Lagerflächen geeignet, wie man es in Amsterdam gesehen hatte. Der Magistrat hoffte, mithilfe der Börse insbesondere das Interesse der Ausländer an Handelsverbindungen mit Narva zu steigern.

Bei der Börse handelte es sich um ein groß angelegtes und aufwändiges Bauwerk, das an Pracht sogar das von 1668 bis 1675 errichtete Rathaus übertraf. Das Gebäude sollte ein Prunkstück am Hauptplatz der Stadt werden. Die Börse war ein Symbol, das die wirtschaftliche Mentalität und den Entwicklungsstand Narvas am Ende des 17. Jahrhunderts repräsentieren sollte.

Der Bau der Börse reflektierte auch das Streben der Stadt nach Autonomie, d.h. nach dem Recht, selbstständig über die eigenen Angelegenheiten zu entscheiden und bei Möglichkeit die Institution des Generalgouverneurs zu umgehen. Durch die Konfrontationen mit dem ingermanländischen Generalgouverneur von Fersen sah sich der Magistrat jedoch zum Lavieren gezwungen. Anstelle der Börse war im Briefwechsel mit von Fersen nur von einem Pack- und Stapelhaus die Rede. Aufgrund der Zuspitzung des Konflikts konnte eine Lösung nur in Stockholm erfolgen, wo zum Vorteil der Stadt der Nutzen einer Börse und der ihr angeschlossenen Lagerflächen verstanden wurde.

Die Errichtung des Börsengebäudes nahm fast zehn Jahre in Anspruch. 1704 wurde Narva durch russische Truppen erobert, und der Außenhandel der Stadt kam für eine längere Zeit zum Erliegen. Wenn auch die Börse nicht die ursprünglich geplanten Funktionen erfüllte, so symbolisierte sie jedoch die Blütezeit des Narvaer Handels. Das Börsengebäude wurde wie das ganze Zentrum der Stadt 1944 im Feuer des Krieges zerstört.

SUMMARY

The Narva Stock Exchange Building as a Symbol of Its Time

From 1695 until the beginning of the Great Northern War, an elegant building was being constructed adjacent to the Narva market square, one that the city council called the stock exchange. Instead of addressing the architectural or art-historical issues of the building, the article examines the economic situation at the end of the 17th century that allowed the city to undertake the construction of such a magnificent building. Additionally, the disagreements over the construction work between the city and Otto Wilhelm von Fersen, the Governor-General of Ingria are discussed.

During the last quarter of the 17th century, Narva's growing trade relations with prominent maritime nations in Western Europe necessitated the modernisation of the city's business infrastructure. One of the proposals was to follow the example of Amsterdam and construct a stock exchange building with the accompanying trading and warehousing areas. There was also interest in having foreign merchants store their goods in a single place where they would be easier to control, so the trade between foreigners would not violate the pre-emptive rights of local merchants.

The building – a large-scale, expensive edifice, the construction of which was financed from the city's funds – was planned with visiting foreigners in mind; more specifically, the city council hoped to use it to attract foreign traders. Narva's first public building (and first such experience) was the city hall constructed between 1668 and 1675, but the stock exchange was to be even more spectacular, a jewel on the city's main square as envisioned by the council. However, its construction also reflects the city council's push toward autonomy, being an attempt to independently decide municipal matters and preferably to circumvent the Governor-General's institution. Thus, the construction of the building became for the city an ordeal of its own.

Certain disagreements with Governor-General Fersen forced the city council to take evasive action and as the conflict escalated, a resolution had to be found from Stockholm. Fortunately for Narva, the necessity of the stock exchange and warehouses was understood there and the construction was allowed to proceed.

In the long term, however, the Narva city council failed to bring the idea to fruition. The construction of the stock exchange lasted almost a decade, during which the building enclosure was completed, but in 1704, as Russian forces occupied the city, its foreign trade came to a standstill for a long time. The stock exchange building never came to serve its original function, yet it continued to symbolise the glory days of commerce in Narva. The building was destroyed with the rest of the city during the 1944 bombings.

Libertine Literatur und die „Erotik der Aufklärung“ im Baltikum

VON ULRIKE PLATH

Die wachsende Lust am Thema Sexualität gehört wesentlich zur Schriftkultur der Neuzeit. Die Umbruchzeiten des Humanismus und der Französischen Revolution brachten die libertine Literatur als neue Form der radikalen Sozialkritik hervor, die eng verbunden war mit philosophischem Freidenkertum und einem hedonistischen, mechanistischen, wissenschaftlichen und antiklerikalen Weltbild.¹ Der Mensch in seiner Körperlichkeit wurde zum Hauptgegenstand der Philosophie, was die Entstehung neuer Wissenschaften wie der Ethnologie, Anthropologie und der *Scientia sexualis* um 1800 beflügelte.² Ein zunehmender Schwall von Anweisungen, Ratgebern und pornografischen Schriften überflutete seit dem 16. Jahrhundert und in zunehmendem Maße seit dem späten 17. Jahrhundert den Markt und prägte den Umgang mit einer der natürlichsten Grundformen des menschlichen Seins. Hier zügellos, dort mäßigend, hatte die Literatur dabei ganz unterschiedliche Stoßrichtungen; ihre Inhalte waren teils sozialkritisch und philosophisch, teils medizinisch, teils einfach nur der puren Sinneslust gewidmet. Im 18. Jahrhundert verschmolzen diese Bereiche und gingen erst im 19. Jahrhundert weitgehend getrennte Wege.

Das Schreiben über Sexualität war gegen Ende des 18. Jahrhunderts somit gleichzeitig aufklärerisch, anklagend und anzüglich, es schlug eine Brücke vom Privatesten zum Abstraktesten, vom Akt zum Staat. Es war dabei im öffentlichen Raum ein voyeuristisch-verklemmtes Sprechen, ein Sprechen, das nach Offenheit und Bloßlegung drängte und sich doch häufig in Andeutungen erging, da man die Macht der Worte zu fürchten begann.

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt durch den Estnischen Wissenschaftsfond (ETF 9164).

¹ Vgl. ROBERT MUCHEMBLED: Die Verwandlung der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität. Aus dem Französischen von Ursel Schäfer, München 2008; LYNN HUNT: Obszönität und die Ursprünge der Moderne (1599–1800), in: Die Erfindung der Pornographie. Obszönität und die Ursprünge der Moderne, hrsg. von DERS., Frankfurt a.M. 1993, S. 7–43; MICHEL FOUCAULT: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1983, S. 23.

² VOLKMAR SIGUSCH: Geschichte der Sexualwissenschaft, Frankfurt und New York 2008, S. 11–17; LUDGER SCHWARTE: Philosophie des Fleisches. Vorwort, in: Philosophie des Fleisches. Das Theater der Libertinage zwischen Kunst und Wissenschaft (1680–1750), hrsg. von DERS., Hildesheim, Zürich und New York 2008, S. 7–9; TILMANN WALTER: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland, Berlin und New York 1998 (Studia Linguistica Germanica, 48), S. 508f.

Genau diese direkte Verbindung zwischen Wort und Fleisch machte sich die erregende Literatur zunutze und verschaffte körperlich Leseerlebnisse, die ihr zu einer rasanten Verbreitung in ganz Europa verhalfen, indem sie sich den Ordnungen der Polizei, Zensur und öffentlicher Meinung entzog. Das Schreiben über Sex samt den Bildern, die häufig beigefügt waren, hatte direkte Auswirkungen auf das Erleben, kann doch „[d]ie Lust, die in menschlichen Leibern entsteht, (...) in keinem Fall sachlich zu trennen sein von den sprachlichen Wahrheiten [und visuellen Darstellungen; U.P.], die diese umgeben.“³ Das Schreiben über Sexualität hatte nicht nur Auswirkungen auf die Körper einzelner, sondern auch auf das Sexualverständnis ganzer sozialer Gruppen. Formen der männlichen und weiblichen Sexualität, des ober- und unterschichtlichen und des europäischen und außer-europäischen Sexualverhaltens wurden konstruiert, Normen aufgestellt, Übergänge aufgezeigt und Perversionen markiert.

In dieser Spannung trieb die baltische Literatur zwischen den späten 1760er und den frühen 1790er Jahren erstaunliche und bislang wenig beachtete erotische Blüten, um die es im Folgenden gehen soll. Es handelt sich hierbei um eine erste Sichtung der im Gouvernement Estland rezipierten libertinen Literatur, wobei in einem zweiten Schritt auf die Erotik als Thema der lokalen Schriftkultur eingegangen wird. Von den zahlreichen Facetten der Sexualität im libertinen Schrifttum der europäischen Aufklärung finden sich viele auch in den Werken der bedeutendsten Schriftsteller der livländischen Aufklärer. Wenn hier Werke des Arztes Peter Ernst Wilde, des Pastors August Wilhelm Hupel und des Schriftstellers August von Kotzebue nebeneinander gestellt werden, mag dies die gängige Ordnung der Aufklärungsliteratur auf den Kopf stellen; doch verband die drei Männer, dass sie es – wenn auch auf ganz unterschiedliche Art und Weise und mit ganz unterschiedlichem Ziel – wagten, offen über Sex und Sexualität zu sprechen. Dass sich überhaupt baltische Autoren auf so glattes Eis begaben, mag erstaunen, zeichnet sich die baltische Literatur des späten 18. Jahrhunderts doch nicht eben durch ihre Frivolität aus. Deziert erotisch-pornografische Literatur, wie sie seit dem 17. Jahrhundert in England und Frankreich kursierte und nicht der Peuplierung, sondern allein der Lust der hohen Stände diente,⁴ findet sich in den Ostseeprovinzen, in denen es keine vergleichbaren höfischen oder großbürgerlichen Gesellschaften mit ihren geschlossenen Zirkeln und intimen Spielen gab, nur in geringem Maß. Die Rezeption libertiner Literatur zeigt jedoch,

³ WALTER, Unkeuschheit (wie Anm. 2), S. 535.

⁴ Vgl. PAUL ENGLISCH: Geschichte der erotischen Literatur, Stuttgart 1927; CAROLIN FISCHER: Gärten der Lust. Eine Geschichte erregender Lektüren, Stuttgart und Weimar 1997; HILTRUD GNÜG: Der erotische Roman. Von der Renaissance bis zur Gegenwart, Ditzingen 2002; JEAN MARIE GOULEMOT: Gefährliche Bücher. Erotische Literatur, Pornographie, Leser und Zensur im 18. Jahrhundert, Reinbek bei Hamburg 1993; IAN FREDERICK MOULTON: Before Pornography. Erotic Writing in Early Modern England, Oxford 2000.

dass Freigeistig-Erotisches auch im baltischen Raum verbreitet war und den Nährboden bildete, auf dem die baltische Aufklärung ihre zumal im russischen Kontext beachtlich freizügigen eigenen Redeformen ausbildete.⁵ Die Rezeptionsforschung steht in diesem Bereich erst am Anfang, doch sollte davon ausgegangen werden, dass das Interesse der baltischen Leserschaft weitaus weniger von den großen epochemachenden Werken der Aufklärungsliteratur gefesselt wurde, als von Genres, die in den Literaturgeschichten über lange Zeit wenig Beachtung fanden.⁶ Das Thema Sexualität in der baltischen Aufklärung, sei es in vereinzelt hierzu publizierten Büchern oder in Passagen innerhalb umfassenderer Schriften, die in welcher Form auch immer an den europaweit produktiven Sexualdiskurs anknüpften, gehört zu den bislang vernachlässigten Sparten und Themen der baltischen Aufklärungsliteratur. Der vorliegende Artikel stellt eine Quellengruppe vor, die sich in Zukunft sicherlich erweitern wird und nach tiefer gehenden Analysen verlangt. Zudem sind schichtspezifische Untersuchungen nötig. Im Folgenden geht es nicht um Ego-Dokumente der bäuerlichen Bevölkerung⁷ oder um Volkslieder und auch nicht um die so genannte Volksaufklärung, die das Thema Sexualität erst im späten 19. Jahrhundert aufgriff. Hier soll lediglich der gelehrte Sexualdiskurs der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorgestellt werden, der an die europaweit diskutierten Hauptthemen der libertinen Literatur anknüpfte und sie auf eigene Weise fortspann.⁸

⁵ GABRIELE LEHMANN-CARLI, MICHAEL SCHIPPAN, SILKE BROH, PETER BRÜNE: *Zensur in Rußland*, in: *Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt*, Bd. 6: Mittel, Nord- und Osteuropa, hrsg. von ERICH DONNERT, Köln, Weimar und Wien 2002, S. 739-774, hier S. 749f.; HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1), S. 21.

⁶ ROBERT DARNTON: *The Forbidden Best-Sellers of Pre-Revolutionary France*, New York und London 1995, S. XVII. Ein weiter Literaturbegriff, der sich bisher marginalisierten literarischen Genres öffnet, bildet auch die Basis des sich in Vorbereitung befindlichen „Handbuchs der älteren Literaturen des Baltikums“, das von LIINA LUKAS und JAAN UNDUSK herausgegeben wird. Die vorliegende Arbeit versteht sich als Teil dieses neuen Forschungsansatzes, für den die Erschließung neuer Quellengattungen und ihre Eingliederung in die baltische Kulturgeschichte ein wesentliches Anliegen ist.

⁷ Vgl. hierzu MATI LAUR: *Peccatum contra sextum* vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 3 (2008), S. 132-150.

⁸ Vgl. hierzu INDREK JÜRJO: *Aufklärung im Baltikum. Lesen und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737-1819)*, Köln 2006 (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*, 19), S. 231-235.

*Rezeption libertiner Literatur im
Baltikum der Frühen Neuzeit*⁹

Die Definition dessen, was unter libertiner oder erotischer Literatur verstanden werden soll, fällt nicht leicht.¹⁰ Es sind nicht nur die literarischen Grenzen und Abgrenzungen, die sich immer wieder öffnen, erweitern und verschwimmen, auch die Wirkung der Literatur auf die Körper war unterschiedlich. Was auf wen erregend wirkte, und ob diese Wirkung vom Autor beabsichtigt war oder nicht, lässt sich nur schwer rekonstruieren. Die Forschung ist von zeitgenössischen Aussagen abhängig, die sich nicht immer leicht finden lassen. Religiöse Texte¹¹ und Kirchenkunst konnten ebenso erotisierend wirken wie antike Statuen, Fresken und Vasenbilder, und wer vermag in der heutigen, von Bildern überfluteten Welt noch zu verstehen, welche Regungen etwa die überaus populären Darstellungen der orgiastischen Bacchantenzüge mit ihren Huldigungen des Gottes Priapos auf den Guts- und Fürstenhöfen des 18. Jahrhunderts bei den Betrachtern ausgelöst haben mögen?¹² In Literatur und Kunst gab es zu jeder Zeit eindeutige erotische Codes, die erregend wirkten und über die von der Zensur gewacht wurde. Trotz der anthropologischen Konstante der menschlichen Sexualität änderten sich diese Codes im Laufe der Zeit und hatten in jeder Kultur unterschiedliche Bedeutung.

Libertine Literatur gehörte in Frankreich und Deutschland zur klandestinen Literatur, zu einer Literatur also, die verboten war und nur unter der Hand gehandelt wurde: Von Kolporteuren am Leibe geschmuggelt oder in andere Bücher eingebunden, überschritt sie die Grenzen und verbreitete

⁹ Die in diesem Abschnitt normal gesetzten Buchtitel fanden sich im 18. Jahrhundert in estnischen Privatbibliotheken oder sind in zeitgenössischen Originalausgaben heute noch in den öffentlichen Bibliotheken in Tallinn und Tartu einsehbar. Kursiv gesetzt sind Werke, die im Text Erwähnung finden, obgleich bislang keine Spur von ihnen im Baltikum nachweisbar ist. Die Auflistung stellt einen ersten Überblick über das Genre dar, das bisher nicht untersucht wurde. Es ist davon auszugehen, dass sich die Liste der im Baltikum befindlichen, rezipierten und produzierten Erotika in Zukunft deutlich erweitern wird. Die Miteinbeziehung der lettischen Literaturlandschaft, auf die für den vorliegenden Artikel leider weitgehend verzichtet werden musste, ist ein dringendes Forschungsdesiderat.

¹⁰ DARNTON, Best-Sellers (wie Anm. 6), S. 85-89; JEAN-CHRISTOPHE ABRAMOVIC: Les frontières poreuses du libertinage, in: *Du genre libertin au XVIIIe siècle*, hrsg. von JEAN-FRANÇOIS PERRIN und PHILIP STEWART, Paris 2004, S. 21-28; CAROLINE FISCHER: Littérature excitante et roman libertin, in: ebenda, S. 63-73.

¹¹ Vgl. MATTHIAS MEYER: Erotik und Religion. Frauenlobs *Marienleich*, in: *Die Lust im Text. Eros in Sprache und Literatur*, hrsg. von DORIS MOSER und KALINA KUPCZYŃSKA, Wien 2009, S. 55-67.

¹² PAULA FINDLEN: Humanismus, Politik und Pornographie im Italien der Renaissance, in: *Die Erfindung der Pornographie. Obszönität und die Ursprünge der Moderne*, hrsg. von LYNN HUNT, Frankfurt a.M. 1993, S. 44-114. Zur wachsenden Bedeutung des Priapus-Kults im 18. Jahrhundert vgl. RICHARD PAYNE KNIGHT: *An Account of the Remains of the Worship of Priapus*, London 1786.

sich trotz aller Verbote rasend schnell – auch in Richtung Osteuropa.¹³ Die Zensurpolitik im Baltikum war bis zum Regierungsende Katharinas II. nicht sonderlich streng und daher kaum vergleichbar mit der Zensur im vorrevolutionären Frankreich.¹⁴ Belegt ist, dass selbst in der Privatbibliothek der Zarin Werke der französischen und englischsprachigen Pornografie zu finden waren.¹⁵ Erst mit dem Regierungsantritt Pauls I. 1796 schlug die politische Stimmung um, und die Zensurverordnung änderte sich für knapp fünf Jahre dramatisch. Dass hierbei neben politischen Schriften auch libertine Literatur auf dem Index stand, zeigt das Beispiel der knapp 300 Bände umfassenden Bibliothek des Pastors Friedrich Samuel Seider (1766–1834), der aufgrund des Besitzes von Lafontaines Liebesroman „Die Gewalt der Liebe“ (4 Bd., 1791–1794) zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt wurde.¹⁶ Aufgrund der internationalen Verbreitung und Vernetzung der libertinen Literaturproduktion und Vermarktung wundert es nicht, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl philosophisch-libertiner und erotisch-pornografischer Werke in die Ostseeprovinzen gelangte. Häufig wurden die Schriften wohl von Deutschland aus eingeführt, wo die französische klandestine Literatur – trotz aller Einschränkungen – ein heimlicher Importschlager war.¹⁷

In den von Raimo Pullat edierten Nachlassverzeichnissen deutscher Bürger in Reval und Pernau finden sich zahlenmäßig nicht viele, aber doch einige der wesentlichsten libertinen Schriften der Zeit.¹⁸ Zugleich wird man davon ausgehen dürfen, dass nur ein Bruchteil der rezipierten

¹³ Vgl. hierzu CHRISTINE HAUG: Einleitung. Topographie des literarischen Untergrunds im Europa des 18. Jahrhunderts: Produktion, Distribution und Konsumption von „verbotenen Lesestoffen“, in: *Geheimliteratur und Geheimbuchhandel in Europa des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von CHRISTINE HAUG, FRANZISKA MAYER und WINFRIED SCHRÖDER, Wiesbaden 2011 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 47), S. 9–47, hier v.a. S. 23, 32; ROBERT DARNTON: *The Corpus of Clandestine Literature in France, 1769–1789*, New York und London 1995.

¹⁴ JÜRJO, Hupel (wie Anm. 8), S. 85, 109f.; INDREK JÜRJO: *Lugemisseltsid Balti provintside valgustusajal* [Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung], in: DERS.: *Ideed ja ühiskond. Balti provintside mõtte- ja kultuuriloost 18.–19. sajandil*, hrsg. von INNA PÖLTSAM-JÜRJO und TÖNU TANNBERG, Tartu 2011, S. 144–177; auf Dt. erschienen als: *Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung. Mit besonderer Berücksichtigung der Lesegesellschaft von Hupel in Oberpahlen*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 39 (1990), S. 540–571.

¹⁵ HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1), S. 21, unter Verweis auf HUGH HOPKINS: *The Development of „Pornographic“ Literature in Eighteenth- and Early Nineteenth-Century Russia*, Ph.D. thesis, Indiana University 1977.

¹⁶ JÜRJO, *Lugemisseltsid* (wie Anm. 14), S. 164f.; DERS., Hupel (wie Anm. 8), S. 86.

¹⁷ HAUG, *Topographie* (wie Anm. 13), S. 22; YONG-MI QUESTER: *Frivoler Import. Die Rezeption freizügiger französischer Romane in Deutschland (1730–1800)*. Mit einer kommentierten Übersetzungsbibliographie, Tübingen 2006.

¹⁸ *Die Privatbibliotheken in Tallinn und Pärnu im 18. Jahrhundert*, bearbeitet von RAIMO PULLAT, Tallinn 2009.

Bücher ihren Weg in solche Listen fand.¹⁹ Noch aussichtsloser ist die Suche nach handfesten Erotika in den offiziellen Bücherverzeichnissen der Leihbibliotheken, Lesegesellschaften und Buchhändler. Erotische Literatur wurde unter der Hand gehandelt, heimlich gelesen und nicht selten nach ein- oder mehrmaligem Gebrauch vernichtet.²⁰ Mitunter, aber nur selten bebildert, zielten sie auf ein lesegewandtes Publikum der gehobenen Stände, das bereit war, den mitunter philosophischen Ausführungen zu folgen – eine Leserschaft, die Muße genug hatte, die ungeahnten Möglichkeiten der von allen Fesseln befreiten Sexualität lesend zu genießen. Während sich die pornografische Literatur des Humanismus an den Adel richtete, öffnete sie sich im 18. Jahrhundert zunehmend gegenüber dem Bürgertum. In den Ostseeprovinzen fand sie sich – den von Raimo Pullat edierten Verzeichnissen der Privatbibliotheken zufolge – bei Literaten, Beamten, Kaufleuten und eingewanderten Handwerkern, die es aufgrund ihres mobilen Lebens und ihrer Vernetzungen leicht hatten, sich anzügliche Werke privat zu beschaffen. Über die Verbreitung libertiner Schriften im baltischen Adel ist bislang nichts bekannt.

Während die unverblümete Erotik in der mittelalterlichen Literatur einen ganz selbstverständlichen Platz eingenommen hatte, wurde sie im 16. bis 18. Jahrhundert zunehmend aus der sich einem weiteren Leserkreis öffnenden Literatur entfernt. Wo sich Erotisches in der gedruckten Literatur fand, wurde es moralisiert. So etwa erhielt Jörg Wickrams (ca. 1505 – ca. 1562) 1551 entstandener Roman „Gabriotto und Reinhart“, in der das Scheitern einer schrankenlosen Liebesbeziehung thematisiert wird, im 17. Jahrhundert den deutlich moralisierenden Untertitel „der Unbesonnenen Jugend Arzneyspiegel“.²¹ Zur gleichen Zeit entwickelte sich die Pornografie als neue literarische Nische und separates Repräsentationsgenre der oberen Stände.²² Die Drucklegung der antiken „*Hetärenengespräche*“ von Lukian (ca. 120 – ca. 180) im Jahre 1494 bildete den Startschuss für die dezidiert pornografisch-erotische Literaturgattung der Kurtisanengespräche mit ihren detaillierten, häufig illustrierten Einweisungen in die Kunst der Liebe. Wichtigster Autor dieser Gattung war Pietro Aretino (1492–1556) mit seinen „*Ragionamenti*“ und erotischen Sonetten,²³ die mit ihrer unverblühten Darstellung der Sexualität und ihrem Fokus auf die Sexualität der Frau die moralischen Konventionen erschütterten. Im Baltikum wurden diese Hauptwerke der italienischen Renaissance anscheinend nicht rezipiert.

¹⁹ „Achtbare Männer (geschweige denn Frauen) bewahrten in ihren Bibliotheken keine Werke auf, die als sehr ‚unkeusch‘ bekannt waren, obwohl sie sich zu ihrem Privatvergnügen damit beschäftigten“. HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1), S. 18.

²⁰ Ebenda; HAUG, *Topographie* (wie Anm. 13), S. 40.

²¹ Vgl. Fortunatus, Melusine, Geneveva. Internationale Erzählstoffe in der deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit, hrsg. von DIETER BREUER und GÁBOR TŰSKEŠ, Bern 2010; PULLAT, *Privatbibliotheken* (wie Anm. 18), S. 81.

²² HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1), S. 10.

²³ Ebenda, S. 22f.

Erst im 18. Jahrhundert wuchs das Interesse an den erotischen Schriften des 16. Jahrhunderts (Augustinus Niphus, „De amore“, 1531) und der klassischen Antike (Ovid, „Ars amatoria“).²⁴ Es war die Blütezeit der libertinen Literatur mit ihrer ausufernden Buchproduktion. Obgleich nur wenige Schriften dieser Gattung bislang für das Baltikum nachgewiesen werden können, finden sich unter ihnen doch einige der zentralen Werke. Zu ihnen zählt zweifelsohne „Venus dans le Cloître: ou la Religieuse en Chemise“, das von einem anonymen Autor unter dem Pseudonym Abbé du Prat 1683 auf Französisch und im gleichen Jahr unter dem Titel „*Venus in the Cloister: Or, the Nun in her Smock*“ auf Englisch erschien und in England bis 1719 sechs Auflagen erlebte.²⁵ In ihm wird erzählt, wie die 17-jährige Nonne Agnes von der zwei Jahre älteren Nonne Angelica in die Kunst der Liebe eingewiesen wird. Zudem findet sich die „Les crimes de l’amour“ (1800) aus der Feder des zweifelsohne bekanntesten Schriftstellers libertiner Literatur, Donatien Alphonse François (1740–1814), der sich selbst Marquis de Sade nannte.

Erotische Literatur wurde aber nicht nur von Autoren zweifelhaften Rufs und eindeutiger Ausrichtung verfasst. Ganz im Gegenteil, sie kam nicht selten aus der Feder der Großgestalten der Aufklärung. Dies zeigt etwa das Beispiel von Denis Diderot (1713–1784), der 1748, nur zwei Jahre nach seinen „*Pensées philosophiques*“ seine erste frivole Schrift, die „Les bijoux indiscrets“ (1748) („*Die geschwätzigen Muscheln*“, 1776²⁶) auf den Markt brachte. Inspiriert von den Erzählungen von 1001 Nacht, noch mehr aber angeregt von dem Erfolg, den Claude-Prosper Jolyot de Crébillon (1707–1777) mit seinen libertinen Schauspielen (v.a. „Le Sopha“, 1742)²⁷ hatte, soll Diderot nach den Angaben seiner Tochter innerhalb von zwei Wochen ein ähnliches Werk verfasst haben, dessen Einnahmen in Höhe von 1 200 Livres er seiner Maitresse, Madame de Puisieux (1720–1798), zukommen ließ.²⁸ Trotz der für das Rokoko typischen frivol-exotisierenden Handlung – Sultan Mangogul vermag mit Hilfe eines Zauberrings, die „bijoux“ genannten Geschlechtsteile seiner Haremsdamen zum Sprechen zu bringen („unter

²⁴ PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 59, 81, 92.

²⁵ Vgl. *When Flesh becomes Word. An Anthology of Early Eighteenth-Century Libertine Literature*, hrsg. von BRADFORD K. MUDGE, Oxford 2004, S. 145–232; PATRICK J. KEARNEY: *A History of Erotic Literature*, London 1982, S. 34–46; PHYLLIS & EBERHARD KRONHAUSEN: *Erotic Fantasies: a Study of the Sexual Imagination*, New York 1969, S. 7f.; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 87.

²⁶ Der Übersetzer dieser Ausgabe mag Lessing gewesen sein, vgl. LOTHAR SCHMIDT: Einleitung, in: DENIS DIDEROT: *Die geschwätzigen Kleinode*. Nach einer Uebersetzung des 18. Jahrhunderts neu hrsg. von LOTHAR SCHMIDT, München 1906, S. IX–XXXVI.

²⁷ Sein Gesamtwerk ist vollständig sowohl in Tartu als auch in Tallinn erhalten.

²⁸ SCHMIDT: Einleitung (wie Anm. 26), S. Vf.; CAROLIN FISCHER: Ästhetische Diskussion in frivolem Rahmen: Die literaturtheoretische *Querelle* in Diderots *Bijoux indiscrets*, in: *Literatur und Kunst des Rokoko*, hrsg. von MATTHIAS LUSERKE, REINER MARX und REINER WILD, Göttingen 2001, S. 109–120, hier S. 109.

ihren Röcken hervor vernahm man alsbald ein Gemurmel²⁹) – verweist die Handlung doch ganz auf die Aufklärung: Den Sieg von Vernunft, Intelligenz und Natürlichkeit, wie sie die tugendhafte Hauptfrau des Moguls, Mizozza, verkörpert.³⁰ Die „Muscheln“ gehören, obgleich Diderot sich nicht als Autor offenbarte und sich später offen von ihnen distanzierte, zu den wichtigsten erotischen Werken der Zeit.³¹

Die Sexualität hatte ihren Platz auch am freigeistigen Hof Friedrichs des Großen (1712–1786). Hier wirkte für 27 Jahre Jean-Baptiste de Boye, Marquis d'Argens (1703–1771), dessen 1748 anonym veröffentlichter erotischer Roman „*Thérèse philosophe*“ zu den am meisten rezipierten und am häufigsten verbotenen Erotika des 18. Jahrhunderts zählte.³² Er basierte auf einem Kriminalprozess, den d'Argens 1731 selbst miterlebt hatte: Der Jesuitenpater Girard stand unter Anklage, die 18-jährige Bürgerstochter Cathérine Cadière unter Ausnutzung ihrer religiösen Gefühle missbraucht, geschwängert und an ihr eine Abtreibung durchgeführt zu haben. Als der Prozess mit einem Freispruch endete, zog sich d'Argens aus der Juristerei zurück und widmete sich der Philosophie („*La Philosophie Du Bon-sens*“, 1740), doch testete er in seinem Schaffen immer wieder die Grenzen zur galanten-erotischen Romanliteratur aus („*Le fortuné florentin*“, 1737). Radikale Erotik und radikale Philosophie verschmolzen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem allgemeinen Libertinismus, der den Boden für die Revolution bereitete.³³ In den Bücherlisten der Zeit fanden sich unter der Sparte „Philosophie“ auch handfeste Erotika, Schriften wie die „*Thérèse*“ nannten sich philosophisch. Zwischen Erotik und Philosophie war es also gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem engen Konnex gekommen. Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass sich zur gleichen Zeit mit Diderot auch andere Großgestalten der radikalen Aufklärung am Hof Friedrichs des Großen aufhielten.³⁴ So etwa Julien Offray de La Mettrie (1709–1751) („*La Volupté*“, 1745; „*L'art de jouir*“, 1751), von dessen Werken die seltene deutsche Übersetzung seines „*Anti-Senecal*“, die unter dem Titel „*Das Höchste Gut*“ (1751) erschien und aufgrund des antiklerialen, anti-

²⁹ DIDEROT, Kleinode (wie Anm. 26), S. 22.

³⁰ Ebenda, S. 113–118.

³¹ JOSEPH KIERMEIER-DEBRE: Die andere Aufklärung. Erziehung durch Erfahrung: der Roman *Thérèse philosophe* von Jean-Baptiste Marquis d'Argens, in: Der „Giftschrank“. Erotik, Sexualwissenschaft, Politik und Literatur – „REMOTA“: Die weggesperrten Bücher der Bayerischen Staatsbibliothek, hrsg. von STEPHAN KELLNER, München 2002, S. 23–33, hier S. 24.

³² Die „*Thérèse*“ gehörte als Nummer sieben zu den zehn am häufigsten konfiszierten Büchern in Paris zwischen 1771 und 1789, vgl. DARNTON, *Corpus* (wie Anm. 13), S. 259.

³³ DARNTON, *Best-Sellers* (wie Anm. 6), S. 90. HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1); MAREK TAMM: „Filosooifilised raamatud“ 17.–18. sajandi Prantsusmaal [„Philosophische Bücher“ im Frankreich des 17.–18. Jahrhunderts], in: *Vikerkaar* 2000, Nr. 12, S. 60–65.

³⁴ LUDGER SCHWARTE: Die Geburt der Ästhetik aus dem Geiste des Experiments, in: *DERS.*, *Philosophie* (wie Anm. 2), S. 121–140.

moralistischen mechanischen Weltbilds in Deutschland zu den verbotenen Büchern gehörte, ihren Weg ins Baltikum fand.³⁵

Erotische Literatur wurde von Privatpersonen zumeist geheim gehalten und während des 19. Jahrhunderts aus den Beständen der Bibliotheken in Giftschränken und Sondersammlungen separiert.³⁶ Für den baltischen Raum konnten derartige *Remota* bislang nicht ausfindig gemacht werden, was die Zusammenstellung eines Corpus der rezipierten klandestinen Literatur sehr erschwerte. Leichter aufzufinden sind Regelwerke der galanten Sprache, die nicht zur klandestinen Literatur zählten, im weitesten Sinne aber doch der erotischen Literatur zuzurechnen sind. Das rechte Sprechen über die Sexualität war ein grundsätzliches Problem der Aufklärung, entzogen sich Liebe und Sex doch der Vernunft: *amare & sapere vix Deo conceditur* (Lieben und dabey vernünftig seyn ist kaum den Göttern gegeben) – so heißt es etwa in Peter Müllers „Abhandlung Vom Recht der Liebes Briefe in und außerhalb der Ehe“ von 1724.³⁷ Musterbriefe dieser Art, stellten sie einen Übergang zur galanten Roman- und erotischen Literatur dar, wagten sie doch eine Gratwanderung zwischen Benennen und Verschweigen, die für das Reden über die Sexualität im 18. Jahrhundert typisch war. Beispielhaft für diese Gattung sind „Der neu ankommende Secretarius“³⁸ und August Bohses (1661–1740, Pseudonym Talander) „Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst“,³⁹ sein „Schauplatz der Unglückselig-Verliebten“⁴⁰ sowie Christoph Gottlieb Wend[t]s (?–1745, Pseudonym Selimantes) „Galante Briefe“.⁴¹ Der empfindsame Briefroman als neue literarische Gattung machte die Geschlechterverhältnisse, Emoti-

³⁵ HUNT, Obszönität (wie Anm. 1), S. 30f.; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 44; vgl. BIRGIT CHRISTENSEN: Ironie und Skepsis: Das offene Wissenschafts- und Weltverständnis bei Julien Offray de la Mettrie, Würzburg 1996, S. 210–213.

³⁶ Vgl. Der „Giftschrank“ (wie Anm. 31).

³⁷ PETER MÜLLER: Abhandlung vom Recht Der Liebes-Briefe In Und ausser der Ehe. Nach dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und mit Curieusen Anmerkungen versehen, Halle 1724; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 53.

³⁸ ANONYM.: Der Neu-ankommende Secretarius: Mit Zwey hundert artigen Send-Schreiben / Die Höflichen / Verliebten / Betrübten und Possierlichen oder Lustigen genant / Im 4. Theil abgesondert / Jedwedern / absonderlich der noch ungearten Jugend wohl und nützlich zu lesen, Hertel 1668; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 136.

³⁹ TALANDER [AUGUST BOHSE]: Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst oder Liebes= u. Freundschafts=Briefe / in neun Abtheilungen / deren jede hundert Briefe in sich haelt / nebst einem noethigen Titular=Buechlein und vollstaendigen Register / der curieusen Welt zur Ergoetzung und belieblicher Nachahmung an das Licht gegeben von Talandern, Leipzig 1692; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 85, 94.

⁴⁰ TALANDER [AUGUST BOHSE]: Schauplatz der Unglückselig-Verliebten, Welche sich unter der Regierung Karl des Achten, Königs von Franckreich befunden, In einem annehmlichen Roman der galanten Welt zu vergönnter Gemüths-Ergetzung eröffnet von Talandern, Leipzig 1693; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 86.

⁴¹ SELIMANTES [CHRISTOPH GOTTLIEB WENDT]: Galante Briefe des Herrn le Pays, Hamburg 1729; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 90.

onen und Annäherungen zu einem seiner Hauptinhalte. In den baltischen (Privat)bibliotheken findet sich mit „Pamela, ou, la vertu récompensée“ (1747), bzw. in deutscher Übersetzung „Pamela, oder die belohnte Tugend“ (1750),⁴² von Samuel Richardson (1689–1761), ein Hauptwerk des Genres, das in seiner deutlich sexuellen Gestimmtheit Goethes „Werther“ bei weitem übertrifft. In den 1780er Jahren kamen galante Briefe in Mode, hinter denen sich zumeist nichts weniger verbarg als handfeste Bordell- und Prostituiertenromane, deren Schauplätze die Hauptstädte Europas waren, vgl. Johann Friedels (1755–1789) „Galanterien Wiens“ (1784) oder „Briefe über die Galanterien von Berlin“ (1785).⁴³ Im weitesten Sinne müssen hierher auch die Robinsonaden gezählt werden, die nicht selten aus einer Aneinanderreihung erotischer Erlebnisse bestanden.⁴⁴

Erotische Romane überschwemmten ab dem Biedermeier den deutschen Buchmarkt und fanden ihren Weg auch in das Gouvernement Estland. So findet sich aus dem 160 Bände umfassenden Gesamtwerk des überaus produktiven Romanschreibers Julius von Voß (1768–1832) in Reval der erotische Roman „Edwin Pleasure, oder die zwölf entzückenden Brautnächte: eine Geschichte wie es noch keine gab“ (1812), und vom bayerischen Zollbeamten Friedrich Bruckbräu (1792–1874, Pseudonym Baron Belial), der nebenberuflich erotische Romane verfasste („*Der Papst im Unterrocke*“, 1832), „Die Verschwörung in München: eine Gallerie der interessantesten Liebschaften galanter Herren und lüsterner Damen / den Liebenden aus allen Ständen geöffnet“ (1829).⁴⁵

Neben Schriftstellern und Philosophen sprachen seit dem 18. Jahrhundert zunehmend Ärzte über die Sexualität. Medizinische Schriften halfen dabei, die Körperlichkeit aus der Vorherrschaft des religiösen Schuld diskurses zu befreien und in ihrer eigenständigen Regelhaftigkeit zu beschreiben. In Kombination mit den entsprechenden Illustrationen konnten solche Schriften als handfeste Erotika dienen.⁴⁶ Nicolas Venettes (1633–1698) Schrift „Tableau de l’amour humain considéré dans l’état du mariage“ (1686) gehört zu den frühesten heute noch nachweisbar in Estland vorhandenen medizin- und sexualwissenschaftlichen Schriften.⁴⁷ Das Buch war ein Bestseller seiner Zeit und wurde bis 1905 in 33 Nachdrucken aufgelegt und ins Englische, Spanische, Deutsche und Niederländische übersetzt.⁴⁸ Als Mediziner

⁴² Ebenda, S. 134.

⁴³ Vgl. ENGLISCH, Geschichte (wie Anm. 4), S. 225.

⁴⁴ Ebenda, S. 187.

⁴⁵ HAUG, Topographie (wie Anm. 13), S. 43.

⁴⁶ Vgl. JEAN-JACQUES BOUCHARD: Journal, Bd. 1, hrsg. von EMANUELE KANCEFF, Turin 1976, S. 9, JEAN-PIERRE CAVAILLÉ: Thérèse und Louise, oder die Lust unter dem gesellschaftlichen Zwang, in: SCHWARTE, Philosophie (wie Anm. 2), S. 57–75, hier S. 61.

⁴⁷ NICOLAS VENETTE: Tableau de l’amour humain considéré dans l’état du mariage, Amsterdam 1686; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 118.

⁴⁸ ANDRÉ DUPRAS, L’apport du Dr Nicolas Venette à l’éducation à la sexualité au XVII^e siècle, in: Sexologies 16 (2007), Nr. 3, S. 171–179.

interessierte Venette nicht allein die Normalität der menschlichen Sexualität, sondern vor allem auch ihre Abweichungen, so etwa die Frage nach Eunuchen, Hermaphroditen etc., ein Interesse, das er mit Christian Wolff (1679–1754) teilte, dessen „Gedanken von dem Gebrauch der Theile im Menschen, Thieren und Pflanzen. Für den Gebrauch der Schulen verfertigt“ (1740) auch im Baltikum als Schulbuch in Sachen Sexualität eingesetzt worden sein mag.⁴⁹ Die medizinischen Schriften zur Sexualaufklärung und Sexualpädagogik wurden im 19. Jahrhundert zunehmend geschwätzig. Ein Standardwerk des Genres war das umfangreiche Oeuvre des Berliner Arztes, Apothekers und grafomanischen Sexualaufklärers Christian Gottfried Flittner (1770–1828), dessen 24-bändige „Gynaecologie oder Das Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfange“ (1795) vollständig in Tartu zu finden ist. Neben Flittner sei an dieser Stelle auch der in Stade geborene Mediziner Johann Friedrich Ernst Albrecht (1752–1814) erwähnt, der nach seinem Studium und Promotion 1776 mit Graf Manteuffel nach Estland ging, wo er vier Jahre seines Lebens als Leibarzt verbrachte.⁵⁰ Schon früh hatte er sich auf Geburtshilfe und Geschlechtskrankheiten spezialisiert und veröffentlichte, nachdem er sich 1780 in Erfurt niedergelassen hatte, eine ganze Reihe populärer Werke zur Frauenheilkunde und zur Sexualität allgemein („*Der Beischlaf nebst einer vernünftigen Anweisung, wie man sich dabei zu verhalten habe*“, 1810 etc.). Er war ein glühender Anhänger Schillers und Rousseaus, dessen philosophisches Werk er ins Deutsche übersetzte, und schrieb mit „Lauretta Pisana. Leben einer italienischen Buhlerin“ 1792 einen der ersten deutschsprachigen erotischen Romane.⁵¹ Die Qualität der erotischen Unterhaltungsromane von Albrecht bis Voß wird von der Literaturwissenschaft allgemein als niedrig eingeschätzt, ungehemmt war ihre Freude an der Abschrift saftiger Szenen, die sie vor allem der französischen Literatur entnahmen, um ihre Leser von einen Wollusttaumel in den nächsten stürzen zu lassen.⁵²

⁴⁹ CHRISTIAN WOLFF: Gedanken von dem Gebrauch der Theile im Menschen, Thieren und Pflanzen. Für den Gebrauch der Schulen verfertigt, Halle 1740; PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 107, 134.

⁵⁰ DIRK SANGMEISTER: Von Blumenlesen und Geheimbünden. Die Jahre von Johann Friedrich Ernst Albrecht als Verleger in Reval und Erfurt, in: Baltische Literaturen der Goethezeit, hrsg. von HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS und THOMAS TATERKA, Würzburg 2011, S. 411–487.

⁵¹ Der Roman findet sich in der Universitätsbibliothek Tartu in der zweiten Auflage von 1795: JOHANN FRIEDRICH ERNST ALBRECHT: Lauretta Pisana: Leben einer italienischen Buhlerin, I-II. Aus Rousseaus Schriften und Papieren dramatisch bearbeitet, Leipzig 1795.

⁵² Vgl. HAUG, Topographie (wie Anm. 13), S. 42; ENGLISCH, Geschichte (wie Anm. 4), S. 190f.

Die Pathologisierung der Sexualität in der Medizin: Peter Ernst Wilde

Im 18. Jahrhunderts war nicht die Ausschlichtung der Sexualität, sondern ihre Mäßigung der Hauptantrieb von Ärzten gewesen, sich dem Thema zu widmen, gingen Medizin und Theologie doch vor der Revolution noch weitgehend Hand in Hand. So etwa hatten die Schriften des Theologen Johann Wincklers (1642–1705) („Heilsame Bewegungs-Gründe, sich von den Lüsten dieser Welt, insbesondere der Hurerey zu enthalten“, 1702) und des Arztes Johann Friedrich Zückerts (1737–1778) („Von den Leidenschaften“, 1768) die gleiche, mäßigende Zielrichtung.⁵³ Der Arzt fand dabei interessanterweise die deutlicheren Worte. So teilt Zückert die positiven seelischen Leidenschaften von den ungesunden, „heßlichen, abgeschmackten und niedrigen“ physischen Leidenschaften, die umso gefährlicher seien, je mehr sie den Körper in Bewegung setzten, ihn zu einer nicht mehr vom Geist gesteuerten Maschine werden ließen:

„Wie viel stärkeres Unheil müssen also nicht diejenigen Affecten anrichten, die mit oft wiederholten merklich vermehrten Bewegungen einiger Theile des Körpers verknüpft sind: Wo man mit neuen Stürmen die Wellen des Bluts in tumultuarischem Brausen erhält; (...) die besten Säfte bald wie Wasser verschwendet (...). Daher entstehen die hartnäckigen Verstopfungen der Gefäße, die Vereyterungen der Eingeweide, Stockungen der Säfte, unsägliche Schmerzen, die in dem Mark der Knochen wühlen, Auszehrung des Leibes, Beulen, Geschwüre, Krankheiten, deren Namen fürchterlich sind, und deren Anblick Grausen und Entsetzen erwecket.“⁵⁴

Es war die Zeit des Kampfes gegen die Onanie, der sich die Ärzte europaweit verschrieben und hinter der sich der Kampf gegen die Homosexualität versteckte. 1766 führte Peter Ernst Wilde (1732–1785) diesen Diskurs in seinen „Liefländischen Abhandlungen von der Arzneywissenschaft“ (Oberpahlen 1766–1767, Wiederauflage 1782), die zu den ersten medizinischen Zeitschriften im Zarenreich zählen, in den Ostseeprovinzen ein.⁵⁵ In drei hintereinander folgenden Stücken beleuchtet er das Thema aus verschiedenen Perspektiven, wobei er neben der Pathologisierung der männlichen Autoerotik die anklagende Selbstoffenbarung als rhetorisches Element einsetzt. Die Selbstoffenbarung als Weg des Redens über Sexualität kann auf die Beichte zurückgeführt werden und gehört somit zu den am weitesten verbreiteten Formen des Sprechens über Sexualität im christlichen Kontext. In der Frühen Neuzeit verschärfte die Kirchenvisitationen den Druck auf die Selbstoffenbarung in Egodokumenten, zugleich fand

⁵³ PULLAT, Privatbibliotheken (wie Anm. 18), S. 13, 59.

⁵⁴ JOHANN FRIEDRICH ZÜCKERT: Von den Leidenschaften. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1768, S. 6, 42f., 166.

⁵⁵ VIKTOR KALNIN: Peter Ernst Wilde (1732–1785), in: Eesti arstiteaduse ajalooost, hrsg. von DEMS., Tartu 1996, S. 7–11.

diese Form des Sprechens Einzug in die libertine Literatur. Nicht nur in den Kurtisanengesprächen wurde häufig die Form der dialogischen Einweisung in die Geheimnisse der Sexualität gewählt, wobei am Anfang zumeist das Geständnis einer weiblichen Person steht, in sexuellen Dingen unerfahren zu sein.⁵⁶ Literarisch entwickelte sich diese Form weiter bis zu den freizügigen Selbstaussagen eines Marquis de Sade in „*La Philosophie dans le Boudoir*“ (1795), in denen die lehrreichen Anweisungen des aufklärerischen Zeitalters auf den Kopf gestellt wurden. Das Sprechen über Sexualität diente im libertinen wie auch im christlichen Verständnis der Errichtung einer besseren Gesellschaft. Während die Libertins mit dem Reden über Sex die alten Hierarchien zu überwinden trachteten, diente es im christlich-bürgerlichen Kontext als Heilmittel für eine pathologisierte Sexualität:⁵⁷ Das Reden über den Trieb sollte helfen, diesen zu bändigen. Dieser enge Zusammenhang zwischen Selbstoffenbarung und pathologisierter Sexualität, der die Formen der tiefenpsychologischen Therapieformen vorwegnahm,⁵⁸ ist in der Anti-Onanie-Debatte des 18. und 19. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung und ein Schlüssel, dessen sich auch Peter Ernst Wilde bedient. So erklärt er im 13. Stück der „Abhandlungen“, sich des Themas der Onanie auf die Bitte eines Patienten hin angenommen zu haben:

„Ein Jüngling von 19 Jahren ist durch die Wochenschrift des Landarztes bewogen worden, mich seines besondern Vertrauens zu würdigen. Er berichtet, daß er im 14ten Jahre von einigen seiner Gesellschafter zu einer Sünde sey verleitet worden, die ehemals ein Onan mit dem Leben büßen musste. Seit dieser Zeit sey er immer mehr und mehr in diess Laster verwickelt worden. Die Kräfte seines Körpers sind dadurch geschwächt, und seine Gesundheit in die grösste Unordnung gesetzt worden. Er habe zwar bey zween Aerzten Hülfe wieder dieses Uebel gesucht; allein die vorgeschriebenen Arzneyen hätten keine Wirkung bewiesen. Er habe hierauf Zuflucht zu solchen Schriften genommen, die von dieser Materie handeln. Er habe das Buch eines Engelländers welches Onania⁵⁹ betitelt ist, durchgeblättert, imgleichen dasjenige, welches die Aufschrift führt: Warnung wider die erschreckliche Sünde

⁵⁶ HUNT, Obszönität (wie Anm. 1), S. 22.

⁵⁷ FOUCAULT, Wille (wie Anm. 1), S. 23-28.

⁵⁸ Zur *psychopathia sexualis* vgl. SIGUSCH, Geschichte (wie Anm. 2), S. 166-193.

⁵⁹ ANONYM.: ONANIA, OR THE HEINOUS SIN OF SELF-POLLUTION, AND ALL ITS FRIGHTFUL CONSEQUENCES, IN BOTH SEXES, CONSIDERED. WITH SPIRITUAL AND PHYSICAL ADVICE FOR THOSE WHO HAVE ALREADY INJUR'D THEMSELVES BY THIS ABOMINABLE PRACTICE, London 1710 (?), 22. Aufl. 1778.

der Selbstbefleckung⁶⁰. Er hätte aber in beiden nicht den Trost gefunden den er gehofft hatte.“⁶¹

Verzweifelt habe sich der Jüngling nun an Wilde gewandt, da er von der Existenz der „Abhandlungen“ gehört habe und sich in der Offenlegung seines Problems den Rat und die Hilfe des erfahrenen Arztes versprach. Die Semiöffentlichkeit der „Abhandlungen“ wird als der ideale Raum beschrieben, um sich der kranken Sexualität bewusst und von ihr geheilt zu werden. Dass Heilung nötig sei, unterstreicht Wilde mit einem Gedicht vom notwendigen schrecklichen Ende der durch Selbstbefleckung verderbten Jugend:

„Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt;
Ruh't wohl! und laß't zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.“

Gedichte und Bilder gleichen und ähnlichen Inhalts sollten den Heranwachsenden helfen, die Lehre der für sie verfassten Bücher zu memorieren. So findet sich nur fünf Jahre später in Gotthilf Sebastian Rötgers (1749–1831) bekannter Schrift „Über Kinderunzucht und Selbstbefleckung“ (1787) folgender Vers unter der Titelgravur, auf der ein wohlmeinender Vater seinem Sohn vor der Gestalt eines Skelettes die Hände reicht:

„Wenn schnöde Wollust dich erfüllet,
so werde durch dies Schreckensbild
verdorrter Totenknochen
Der Kitzel unterbrochen.“⁶²

Die Beschreibung des „Kitzels“ war für die Aufklärer, die sich der Heilung der pathologisierten Sexualität verschrieben hatten, ein großes und kaum zu überwindendes Problem, musste doch befürchtet werden, dass jede Beschreibung des Problems, jeder Hinweis in diese Richtung bei der feinnervigen Jugend doch genau das Gegenteil bewirkte und ebenjenen Kitzel hervorrufen konnte, der doch eigentlich unterbunden werden sollte. So sinniert Wilde in den „Abhandlungen“: „Die Weisheit lenke meine Gedanken, die Tugend führe mich auf diesem schlüpfrigen Wege, damit ich meine Feder nicht mit dem Schmutz der Laster beflecke“. Die darauffolgende Vorgangsbeschreibung des verbotenen Treibens der Selbstbefriedigung

⁶⁰ Wahrscheinlich ist hier die deutsche Übersetzung gemeint: ANONYM.: ONANIA. Oder Die erschreckliche Sünde der Selbst-Befleckung, Mit allen ihren entsetzlichen Folgen, so diesel bey Beyderley Geschlecht nach sich zu ziehen pfeiget. Nebst Geist- und Leiblichem Rath Vor alle diejenigen, welche sich durch diese abscheuliche Gewohnheit bereits Schaden zugefügt haben. Neu vermehrte Auflage, Franckfurt und Leipzig 1749.

⁶¹ PETER ERNST WILDE: Liefländische Abhandlungen von der Arzneywissenschaft, 14. Stück, 2. verbesserte Auflage, Ober-Pahlen 1782, S. 108.

⁶² GOTTHILF SEBASTIAN RÖTKER: Über Kinderunzucht und Selbstbefleckung. Ein Buch bloß für Aeltern, Erzieher und Jugendfreude, Züllichau und Freystadt 1787, Titelpuffer.

lässt aber Zweifel aufkommen, ob ihm diese Distanzierung von der sinnlichen Lust auch wirklich gelungen sei:

„Das Herz erweitert seine Pulsschläge, das Blut strömet mit einem stillen Feuer durch alle Glieder. Die gefühlvolle Aufmerksamkeit wird ganz in das Innere zurück gezogen, die Gedanken steigen bis zu einer feurigen Lebhaftigkeit; alle übrigen Sinne werden verdunkelt. Die Vorstellungen sind ganz Gefühl, ganz Empfindung, der erhitzte Körper wird auf das äusserste angestrengt. Endlich sinkt der Wollüstige kraftlos nieder (...). Die Wollust strengt den Körper bis zu convulsivischen Bewegungen an.“⁶³

Das Beispiel mag ausreichend illustrieren, wie fließend die Grenzen zwischen sexualpädagogischer bzw. -pathologischer und erregender Literatur waren. Während erotische Literatur direkt erregend auf ihre Leser wirken wollte, bezweckte die moralisierende Literatur zwar das Gegenteil, bewegte sich aber durch die Benennung und Beschreibung der sexuellen Praktiken auf glattem Eis. Rötters sieht hier ein Problem der Zeit: „Von den heimlichen Sünden der Jugend zu schreiben, ist in unsern Zeiten ebenso nothwendig geworden, als es an sich freilich gefährlich und bedenklich ist.“⁶⁴

Wilde gab in den „Abhandlungen“ nicht nur der von einem frühzeitigen Tod bedrohten und nach Hilfe suchenden männlichen Jugend das Wort, auch die weibliche Perspektive wird einbezogen. Im 14. Stück der „Abhandlungen“ führt er sein Anliegen in den „Gedanken eines Frauenzimmers“ fort. Hier wird der Weg zur Wollust als Fluchtweg aus der Oberflächlichkeit der weiblichen Erziehung und der Kultur allgemein beschrieben, ein Fluchtweg, der aber unvermeidlich zum Verderben führe müsse, da er den Menschen versklave. Die Zeichen der Wollust seien den Männern auf die Stirn geschrieben, und gut täte jede junge Frau daran, sie zu kennen: Fehlende Munterkeit, trübe Augen, trockene Haut von blassgelber Farbe, schlechter Atem, Ausgezehrtheit. Angefacht von den Aufmunterungen der jungen Frau, die den Arzt in seiner sexualpathologischen Arbeit moralisch unterstützt, nimmt Wilde im 15. Stück der „Abhandlungen“ erstmals in eigener Person als Arzt Stellung zum Thema: Dringend rät er davon ab, den allgemein gerne verordneten Salpeter gegen die Zeichen der Onanie einzusetzen, führe dieser doch zur gänzlichen Zerstörung des Körpers. Die Macht der Wollust könne lediglich durch strenge Diät und eiserne Disziplin gegenüber sich selbst gebrochen werden.

Die Erotik wurde Schritt für Schritt pathologisiert. Während im frühen 18. Jahrhundert zunächst die pubertäre Autoerotik in das Schussfeld der Ärzte geriet, versuchten sie gegen Ende des Jahrhunderts, auch das eheliche Sexualverhalten einzuschränken. So forderte 1795 Daniel Georg Balk (1764–1826), der spätere Professor für Medizin und Rektor der Universität

⁶³ WILDE, Abhandlungen (wie Anm. 61) S. 110f.

⁶⁴ RÖTTER, Kinderunzucht (wie Anm. 62), S. III.

Dorpat,⁶⁵ in seinen Vorschlägen für eine kurländische Medizinalpolizei⁶⁶ vehement und ganz allgemein die Mäßigung der Sexualität und aller anderen Triebe: Nur mäßiges Sexualverhalten erzeuge gesunde Staatsbürger. Die Ärzte waren zu modernen Predigern der Mäßigung geworden – einer der zentralen bürgerlichen Grundtugenden der Neuzeit – und setzten sie als probates Mittel im Kampf gegen die von Thomas Robert Malthus (1766–1834) heraufbeschworene Übervölkerung ein.

Die Exotisierung der Sexualität bei August Wilhelm Hupel

Als Peter Ernst Wilde im Jahre 1766 mit 34 Jahren die oben genannten Ausführungen schrieb, hatte er gerade den um fünf Jahre jüngeren August Wilhelm Hupel (1737–1819) in Oberpahlen kennengelernt. Das Thema Sexualität begleitete Hupel in den produktivsten Jahren seines Schaffens, wobei er einen ganz anderen Weg einschlug als der Arzt. Sein ganz besonderes Augenmerk galt dem Sexualverhalten der Esten und Letten, die er mit unverhohlener Neugier beobachtete. 1772 zeigte sich dieses Interesse erstmals in der 15. Betrachtung der Sammlung „An das Lief- und Ehstländische Publikum“, in der er die baltischen Gutsbesitzer ganz im Geiste der Peuplierung dazu ermuntert, ihren leibeigenen Untertanen möglichst viel Freiraum für die Huldigung der „flatterhaften Venus“ zu geben, um auf diese Weise die Bevölkerungszahl zu heben:

„Ein fröhlicher Tag, ein Tractament dem Bauer am Hofe gegeben, ein Talkus, und wie wenig kosten diese! äußern wunderbaren Einfluß auf die Kinderzeugungen, zu welchem ein abgematteter, hungriger Körper niemals aufgelegt ist. Scherzhafte Freude wird bey eurem Feste die unschuldig schalkhafte Jugend zu Tänzchen einladen, auch Aeltere widerstehen dem anziehenden Beyspiele nicht, alles geht Hand in Hand, bis unter Begünstigung der Nacht jeder ermüdete Gast nebst seiner Geliebten der Gesellschaft entschleicht, und der flatterhaften Venus, zu eurer Bezahlung, ein fruchtbares Opfer bringt.“⁶⁷

⁶⁵ DANIEL GEORG BALK: Was war eins Kurland? Und was kann es nun unter Katharina's Szepter werden? Eine medizinischpolitische Abhandlung für Gesezgeber und Richter in höhern Tribunälen. Auf Kosten des Verfassers, Mitau 1795; VIKTOR KALNIN: Daniel Georg Balk, in: Eesti arstiteaduse ajaloo (wie Anm. 55), S. 25-29; JAAN KASMEL: Antropoloogia õpetamise algusest 1802. aastal taasavatud Dorpati (Tartu) ülikooli arstiteaduskonnas [Über den Beginn des Studiums der Anthropologie an der 1802 an der Dorpater (Tartuer) Universität wiedereröffneten Medizinischen Fakultät], in: Eesti Arst 81 (2002), Nr. 11, S. 739-743.

⁶⁶ CAREN MÖLLER: Medizinalpolizei. Studien zu Policy und Policywissenschaft, Frankfurt a.M. 2005, S. 35-38.

⁶⁷ AUGUST WILHELM HUPEL: Fünfzehnte Betrachtung. An die Landwirthe, in: DERS.: An das Lief- und Ehstländische Publikum, [Riga] 1772, S. 138-191, hier S. 140.

Fünf Jahre später findet sich im zweiten Band seines Hauptwerks, den „Topographischen Nachrichten“, die nächste Beschreibung, die in unserem Zusammenhang aufhorchen lässt:

„sie [die Esten; U.P.] gehen vor aller Menschen Augen ohne Scheu entblößt, und folgen der Natur mitten auf der Landstraße ohne sich an Vorbeygehende zu kehren; das Weibsvolk, selbst Dirnen, gehen zu Hause und auf dem Felde mit bloßem Hemde, höchstens haben sie eine Art von Unterrock, die Brüste bedecket das Hemd gemeiniglich nur halb; aus der Badstube gehn sie ganz nackend sich abzukühlen; ältere Weiber halten nicht selten, ohne sich ihrer Blöße zu schämen oder irgend einen Theil des Leibes zu verbergen, mit ganz fremden Mannspersonen lange Gespräche; beyde Geschlechter baden sich zugleich, (keine Lettin wird sich leicht dazu entschließen,) des Sommers kommen die Weibspersonen oft mit dem bloßen Hemde das nur von oben der lange Rock bedeckt, in die Kirche, wo manche bey der Hitze ohne Umschweif den Rock ablegt und im Hemde dasitzt.“⁶⁸

Die hier beschriebene weibliche Nacktheit mag auf den heutigen Leser nicht unbedingt erotisch wirken, doch fällt sie im Rahmen der baltischen Aufklärungsliteratur ins Auge, in der nur selten von Nacktheit die Rede ist. Wo von ihr gesprochen wird, geschieht dies zumeist in Form der stigmatisierenden Bloßlegung. Sie ist ein Zeichen des ständisch nicht markierten bloßen Menschseins (man denke an das nackte und bloße Christuskind in der Krippe) und diente zumeist der Beschreibung der schwächsten Glieder der Gesellschaft. Nackt wurden zumeist Kinder und Frauen dargestellt, während sich entblößte Männer in Kunst und Literatur der Frühen Neuzeit außerhalb der religiösen oder mythologischen Darstellungen nur selten finden.⁶⁹ Gleichzeitig verwies die Nacktheit des späten 18. Jahrhunderts mit dessen typischer Wiederentdeckung der Antike auf das vor Gesundheit und Lebensfreude strotzende antike Heidentum. Je mehr sich die Oberschichten bedeckten, ihre natürlichen Formen vom Säuglingsalter an in Form schnürten und der körperlichen Arbeit sowie der Hygiene entsagten, desto stärker wirkten die kräftigen Körper der Antike und der Bauernschaft: an ihnen sah man Muskeln, Sehnen und Konturen, die sich in der Kultur des Bürgertums und Adels kaum entwickeln konnten. Heidentum und Nacktheit verwiesen aufeinander und wurden zu Kennzeichen der „undeutschen“ Kultur in den Ostseeprovinzen. So etwa wurde die Saunakultur, von der man ausgehen kann, dass sie auch unter den Deutschen verbreitet war, in der baltischen Schriftkultur ausschließlich als Kennzeichen der estnischen und lettischen Kultur dargestellt, fehlen doch Erlebnisberichte von Aus-

⁶⁸ AUGUST WILHELM HUPEL: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland, Bd. 2, Riga 1777, S. 165f.

⁶⁹ NINA TRAUTH: Die Interessen der Mätressenforschung. Methodische Überlegungen zur Methode der Mätressenforschung, in: Wir wollen der Liebe Raum geben: Konkubinate geistlicher und weltlicher Fürsten um 1500, hrsg. von ANDREAS TACKE, Göttingen 2006, S. 127-156, hier S. 150f.

ländern in der Sauna mit all den hier denkbaren peinlichen Situationen, wie sie etwa Joseph (Guiseppe) Acerbi (1773–1864) in seinem finnischen Reisebericht beschreibt.⁷⁰

Offen zur Schau gestellte Nacktheit und sexuelle Freizügigkeit gehörten auch zu den von Deutschen gerne dargestellten orgiastischen heidnischen Ritualen der baltischen Bauern.⁷¹ Für Hupel ist die Nacktheit aber mehr als ein allgemeines Zeichen des unfreien Bauernstandes; sie ist besonders der estnischen Kultur und hierbei vor allem den Frauen eigen. Die nackte Estin schien ihm omnipräsent zu sein – nicht nur im Halbdunkel der Sauna und bei den heidnischen Ritualen,⁷² sondern auch im häuslichen Umfeld, bei der Arbeit und selbst in der Kirche war sie dem Pastor ein Dorn im Auge. Die nackte estnische Frau lag offen vor den Augen der Deutschen, wurde von ihren Blicken dominiert, von ihren Worten betastet. Mit dieser sexuellen, durchaus kolonial zu nennenden Gestalt der nackten Estin schlägt Hupel einen neuen Weg in der baltischen Stereotypenbildung ein, und es ist kein Wunder, dass gerade die Passage zur Nacktheit häufig zitiert wurde.⁷³

⁷⁰ „Es wurden daher die Steine in seinem kleinen Badezimmerchen gehörig angeheizt, und da alles bereit war, kam ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, das die Aufwartung darin hatte, um es uns zu melden. Sobald wir in das Bad hineingetreten waren, zog uns das Mädchen vorerst nackt aus, und dann fing es an, wie gewöhnlich, Wasser auf die Steine zu gießen; auch reichte es uns ein Becken mit kaltem Wasser und einige Birkenzweige, um uns damit zu peitschen. Ich war aber mit dem Gefühl eines Fremden hineingekommen, und wurde daher durch das Seltsame dieser neuen Lage beinahe außer aller Fassung gesetzt; ich strengte jedoch alle meine Kräfte an, um mich in einem schicklichen Zustande zu halten, sah unverwandt auf meinen Gefährten hin, und suchte so viel möglich seine exemplarische Gleichgültigkeit nachzuahmen“. JOSEPH ACERBI: Reise durch Schweden und Finnland, bis an die äußersten Gränzen von Lappland in den Jahren 1798 und 1799. Aus dem Englischen übersetzt von Chr. Weyland nebst berichtigenden Bemerkungen eines sachkundigen Gelehrten, in: Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet, Bd. 26, Berlin 1803, S. 262ff.

⁷¹ CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERWINZKY: Etwas über die Ehsten besonders über ihren Aberglauben, Leipzig 1788, S. 44–47; JOHANN ARNOLD VON BRAND: Reisen durch die Marck Brandenburg / Preußen / Churland / Liefeland / Pleßcovien / Groß-Naugardien / Tweerien und Moscovien: in welchen vieles nachdencklich wegen gemeldeter Länder / wie auch der Litthauwer / Lebens-art / Gottesdienst / allerhand Ceremonien / Kleydung / Regierung / Rechtspflegung / und vergleichen / angemerket: anbey eine Seltsame und sehr Anmerkliche Beschreibung von Sibirien, Wesel 1702, S. 76.

⁷² AUGUST WILHELM HUPEL: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland, Bd. 1, Riga 1774, S. 156.

⁷³ JOHANN CHRISTOPH PETRI: Ehstland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten, Bd. 2, Gotha 1802, S. 32; MÄRT RAUD: Eesti armuilmast [Über die Liebeswelt der Esten], in: Eesti Kultura IV, hrsg. von WILLEM REIMAN, Jurjew 1915, S. 3–99, hier S. 7f.

Wie kam Pastor Hupel zu dieser Freude an der Beschreibung nackter Frauenkörper und seinem Interesse an der Sexualität der Leibeigenen? Eine mögliche Erklärung liefert der Blick in Hupels Privatleben. Beide oben erwähnten Ausführungen stammen aus den 1770er Jahren, also aus einer Zeit, in der er privat schwere Schläge zu überstehen hatte. 1761 war seine erste Frau, die um zehn Jahre ältere Witwe seines Amtsvorgängers, Christine Elisabeth Dehn (1727–1761), ums Leben gekommen, und kurz darauf starb auch der gemeinsame Sohn Wilhelm (1761–1762). Aus der zweiten Ehe mit der 14 Jahre älteren Barbara Christine von Spandekau (1724–1794), die um 1763 geschlossen wurde, wurde ihm 1765 der Sohn August Christian geboren, der jedoch noch im Jahr seiner Geburt starb. Die Ehe mit Barbara war unglücklich, und Zeitgenossen berichten, dass sich Hupel in den 1770er Jahren zunehmend in die Arbeit geflüchtet habe.⁷⁴

Man tut Hupel wohl keine Gewalt an, wenn man sein zunehmendes Interesse am Thema Sexualität auf sein persönliches Leben zurückführt. In der 1771 veröffentlichten Schrift „Vom Zweck der Ehen, ein Versuch, die Heurath der Castraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu vertheidigen“⁷⁵ reflektiert er seine eigene Lebenserfahrung. So behauptet er, ganz fortschrittlicher protestantischer Pfarrer, aber eben auch ganz unglücklicher Ehemann, der Zweck der Ehe läge nicht in der Zeugung von Kindern (S. 22f.), da nicht alle Ehen durch Kinder gesegnet seien (S. 71ff.). Vielmehr sieht er die Ehe als gegenseitige „Hülfeleistung“ zur Befriedigung der Sexualität (S. 81ff.) und somit als bürgerliche Institution zur Vermeidung der Hurerei. Hupel verbindet diese für seine Zeit liberale Anschauung mit dem überaus modernen Thema der Kastratenehen, die er allen zum Beischlaf fähigen Kastraten gestattet (S. 107ff.). Hupel trennt somit die Sexualität von der menschlichen Reproduktionsfähigkeit und dem göttlichen Reproduktionsauftrag und schlägt einen Weg ein, der ihn in die Nähe der libertinen Literatur führt. Nur ein Jahr später legt er mit „Origenes, oder Von der Verschneidung (...). Ein Versuch, zur Ehrenrettung einiger Gering geachteten Verschnittenen“⁷⁶ eine weitere Untersuchung zum Thema vor. Hier diskutiert er nicht nur das Thema der physischen, sondern auch der moralischen Verschneidung, zu der er jede Art der Enthaltensamkeit rechnet (S. 12ff.). Neben Fragen der erlittenen und selbst gewollten Verschneidung, die gemeinsam mit dem damit eng verbundenen Onaniediskurs anregend auf das literarische Schaffen von Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–1792) gewirkt haben,⁷⁷ geht er auch auf Fragen der physischen Fehlbildung ein,

⁷⁴ JÜRJO, Hupel (wie Anm. 8), S. 33f.

⁷⁵ AUGUST WILHELM HUPEL: Vom Zweck der Ehen, ein Versuch, die Heurath der Castraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu vertheidigen, Riga 1771.

⁷⁶ AUGUST WILHELM HUPEL: Origenes, oder von der Verschneidung, Matth. 19 v. 10–12. Ein Versuch, zur Ehrenrettung einiger Gering geachteten Verschnittenen, Riga 1772.

⁷⁷ JOHANN MICHAEL REINHOLD LENZ: Der Hofmeister, Oder Vortheile der Privaterziehung, Leipzig 1774; RUDOLF KÄSER: Die Krankheit des „Hofmeisters“. J. M.

z.B. auf den Hermaphroditismus⁷⁸: „Krispina ist mit einer langen Clitoris geboren, man hat sie daher anfangs für eine Mannsperson und endlich für einen Zwitter gehalten. Sie ist zum Beyschlaf ungeschickt; ein erfahrener Arzt will ein Stück wegschneiden: darf der Vater einwilligen?“ (S. 97).

Diese Fragen führen ihn ganz in die Nähe des medizinischen Sexualdiskurses und weisen auf den Beginn der modernen Sexualwissenschaft hin, die um 1800 zu datieren ist.⁷⁹ Hupels „Origenes“ waren eine zeittypische Auseinandersetzung mit der Sexualthematik und wurden folgerichtig (wenn auch ohne Nennung des Autors) 1927 in die umfangreiche „Geschichte der erotischen Literatur“ von Paul Englisch aufgenommen.⁸⁰ Das Interesse des Pastors an der Thematik hielt an, und so ging er in seinem 1774 erschienenen Werk „Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele“ deziert auf den Akt der Zeugung ein (S. 358-372), wobei er die zu seiner Zeit widersprüchlichen Theorien referiert.

Nach einer Pause von 14 Jahren kommt Hupel mit 53 Jahren erneut auf das Thema der Sexualität zu sprechen, wobei er einen Bogen zurück zu den Esten und Letten schlägt. 1790 schreibt er „Ueber den Anlász zum Kindermord, in Lief- und Ehistland“,⁸¹ 1791 folgen „Ueber die Heirath zwischen solchen Personen die vorher miteinander Ehebruch getrieben haben“⁸² und „Ueber den Werth der Jungfrauschaft bei Ehsten und Letten“.⁸³ Diese Schrift verdient eine nähere Betrachtung. Gleich zu Beginn macht Hupel deutlich, dass er eine Lücke zu füllen beabsichtige, die der 1787 im „Göttingischen Historischen Magazin“ erschienene Artikel von Christoph Meiners (1747-1810) „Ueber die Begriffe verschiedener Völker von dem Werthe der Jungfrauschaft“ hinterlassen hatte. Nach Meiners besaßen die mongolischen Völker eine prinzipiell anders geartete Kultur als die slawischen und keltischen Völker, da „sie die Jungfrauschaft verachten oder

R. Lenz am Schnittpunkt von Medizin- und Literaturgeschichte, abrufbar unter der URL: www.rudolfkaeser.ch/KrankheitHofmeister.doc (letzter Zugriff 9.3.2012).

⁷⁸ ISRAEL BURSHATIN: Interrogating Hermaphroditism in Sixteenth-Century Spain, in: *Hispanisms and Homosexualities*, hrsg. von SYLVIA MOLLOY und ROBERT McKEE IRWIN, Durham und London 1998, S. 3-18; JANE A.C. RUSH: The Role of the Eunuch and the Hermaphrodite in Nicolas Nenette's *Tableau de L'amour Considéré dans L'estat du Mariage*, in: *Journal of European Studies* 34 (2004), Nr. 3, S. 195-214.

⁷⁹ SIGUSCH, *Geschichte* (wie Anm. 2), S. 9-51.

⁸⁰ ENGLISCH, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 200f.

⁸¹ AUGUST WILHELM HUPEL: Ueber den Anlaß zum Kindermord, in *Lief- und Ehistland*, in: *Nordische Miscellaneen*, St. 22/23 (1790), S. 481-487.

⁸² AUGUST WILHELM HUPEL: Ueber die Heirath zwischen solchen Personen die vorher miteinander Ehebrauch getrieben haben, in: *Nordische Miscellaneen*, St. 26 (1791), S. 316-326.

⁸³ AUGUST WILHELM HUPEL: Ueber den Werth der Jungfrauschaft unter den Ehsten und Letten, in: *Nordische Miscellaneen*, St. 26 (1791), S. 279-298.

verabscheuen“.⁸⁴ Neben den Mongolen sei diese kulturelle Eigenart auch bei den Kamtschadalen und Lappen, den amerikanischen Ureinwohnern, den Negern, Hottentotten und Süd-Asiaten zu finden, (S. 8-14) die ihre Frauen sogar Europäern anböten, damit diese die Frauen von der Jungfrauschaft befreien (S. 11, 13). Morgenländer und Abendländer hingegen, zu denen er kulturell auch die Tataren, Kirgisen, Tschuwaschen, Tschere-missen, Russen, Polen, Litauer, Moldauer, Wallachen und Slawen zählte, verehrten die Jungfrauschaft (S. 19f.), so dass sich die Welt gleichsam in zwei Hälften zu teilen schien, wobei die Aufteilung weitgehend mit den Grenzen kolonialer Machtentfaltung übereinstimmte. Hupel nimmt Meiners' Gedankengang auf und ergänzt ihn bezüglich der nicht erwähnten Letten und Esten: „Nicht etwa ihre Ehre zu retten, sondern blos um einen Beytrag zu jenem Aufsatz zu liefern“ (S. 279f.). In seinem Vorsatz, lediglich die fehlenden Fakten nachzuliefern zu wollen, verschärft er die Argumentation von Meiners jedoch auf ganz erstaunliche Weise. Während die Mongolen die Jungfrauschaft sehr wohl als Fakt kannten, sie aber mehr fürchteten als verehrten, sei sie bei Esten und Letten unbekannt (S. 280). Weder in ihrer Sprache noch in ihrer Kultur ließen sich Zeichen finden, die auf eine negative oder positive Wertschätzung der Jungferschaft hinwiesen. Zwar gebe es im Estnischen einen Begriff für die Zeichen der Jungferschaft (*neitsipõlwe märgid*), doch handele es sich dabei lediglich um eine Lehnübersetzung aus dem Deutschen. Der Begriff an sich sei den Esten unverständlich. Dies zeige sich etwa daran, dass ganz falsche und lächerliche Zeichen benannt würden, wie etwa gelbe Flecken im Inneren der weiblichen Genitalien (S. 291f.).

Hupels Studie wurde zu einer Zeit verfasst, in der die Deutung der Körpersemiotik nach Lavater ein allgemeines Hobby war. Eindringlich wurde nach den geheimen Malen der Wollust im Antlitz junger Männer und den Zeichen der Jungfräulichkeit gefahndet. Bereits Nicolas Venette war in seinen medizinischen „Tableau“ dezidiert auf die Zeichen der Jungferschaft eingegangen,⁸⁵ und in Flittners „Gynäologie“ wurde ihnen sogar ein eigener Band gewidmet.⁸⁶ Die hier aufgezählten „Zeichen“ – eine raue Stimme, traurige Augen, eine magere und abgezehrte Nase, schlechter Appetit, große und schlappe Brüste, trüber Urin etc.⁸⁷ – erscheinen aus heutiger Sicht nicht weniger absonderlich als die von Hupel benannten „gelben Flecken“, wobei Flittner zur detaillierten Illustrierung seiner Ausführungen auch drei Kupferstiche weiblicher Geschlechtsorgane mit genauen Erläu-

⁸⁴ CHRISTOPH MEINERS: Ueber die Begriffe verschiedener Völker von dem Werthe der Jungfrauschaft, in: Göttingisches historisches Magazin, 1. Stück, Bd. 1 (1787), S. 5-25, hier S. 6.

⁸⁵ VENETTE, Tableau (wie Anm. 47), S. 69-83.

⁸⁶ CHRISTIAN GOTTFRIED FLITNER: Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach physiologischen, moralischen und Nationalbegriffen. Mit zwey Kupfern, 4. Aufl., Berlin 1825.

⁸⁷ Ebenda, S. 139.

terungen beifügt. Die Jungfernschaft, die seit dem christlichen Mittelalter als Symbol verehrt und bewahrt wurde, war vollends zu einer körperlichen Erscheinung mit ihrer eigenen Semiotik geworden.

Wie fremd Esten und Letten die Jungfrauschaft sei, erklärt Hupel mit einem Überblick über das Wortfeld in beiden Sprachen. Die aus dem Deutschen in das Lettische entlehnten Begriffe *jumprawa* und *jumprawiba* für Jungfrau und Jungfrauschaft seien ihnen im Religionsunterricht und im gegenseitigen Umgang „aufgedrungen“ worden (S. 282). Im Nordestnischen gebe es die Bezeichnung *neitsi*, die dem südestnischen Lehnwort *junkro* (Jungfrau) entspreche, doch werde hiermit allein der soziale Status einer ledigen deutschen Weibsperson von gemeinem bürgerlichen Stand bezeichnet (S. 287): „Von ihrer Tochter oder Magd sagen sie nie, daß sie *Neitsit* sey: dadurch würden sie sich dem Hohngelächter aussetzen.“ (S. 287f.). In den Bibelübersetzungen sei die Bezeichnung *norik* für Jungfrau eingeführt worden, was aber die normale Anrede für alle Dirnen und frisch verheirateten Frauen sei. Das lettische *wainaga meita* und estnische *pubbas tüdruk* werde von den hiesigen Deutschen als „keusche ächte Jungfrau“ übersetzt, sei aber nichts weiter als eine kinderlose Frau, die sich von Männern fernhielt und einen guten Leumund besaß. Vergewaltigte, monogame und nicht schwangere Frauen galten, ganz unabhängig von ihrem eigentlichen Sexualleben, als „rein“ (S. 282f.). Der Hauptgegenstand der Debatte um die Jungfernschaft bildete das Jungfernhütchen, das Hymen. Im Estnischen, so Hupel, würde hierfür die Bezeichnung *Emma-luk*, eine direkte Lehnübersetzung des alten deutschen Ausdrucks „Mutter-Schloß“, existieren:⁸⁸ „Aber man versuche, ob der Bauer etwas dabey denkt: man fodre [sic!] daß er ungefähr angeben soll, was ein *Emma-luk* sey: so wird man sehen, daß dieser Ausdruck ihm von Deutschen aufgedrungen ist; er versteht gar nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen“ (S. 288). Die Jungfernschaft wurde im Estnischen laut Hupel mit der Redewendung *temma on mehbest puutmatta* (sie ist vom Mann unberührt) umschrieben, „was aber der Deutsche bey Jungfrauschaft denkt, das kommt dem Ehsten dabey gar nicht in die Gedanken“ (S. 289), „sie lachen wohl gar, wenn sie hören, daß die Deutschen wollen Kennzeichen gefunden haben“ (S. 290). Weder habe die Jungfernschaft für Esten und Letten eine kulturelle Bedeutung, noch sei sie – und hier geht Hupel einen entscheidenden Schritt weiter als Meiners – als physiologische Realität verbreitet, seien doch „Die meisten Mädchen, selbst noch jugendliche, (...) nach einer sehr allgemeinen Versicherung, so beschaffen, als wenn sie schon in Eheheimnisse eingeweiht wären“ (S. 294). Wie es zum Fehlen der Jungfernschaft bei den baltischen Leibeigenen komme, könne er nur andeuten: teils habe dies mit den weit

⁸⁸ Jungferschlosz, n. hymen, jungfernhütchen, vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, abrufbar unter der URL: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GJ01460> (letzter Zugriff 9.3.2012).

verbreiteten autoerotischen Praktiken junger Frauen und den handgreiflichen Spielen der Kinder untereinander zu tun, teils wiederum seien es die Mütter, die ihre Töchter auf diese Weise „öffneten“. Hupels Folgerung ist eindeutig: „Aus all diesem ergibt sich, daß eine reine unbefleckte Jungfrauschaft unter Ehsten und Letten schlechterdings gar keinen Werth hat: nicht weil sie dieselbe verachten, oder aus körperlicher Schwäche sich gleichsam davor fürchten, sondern weil sie dieselben nicht kennen“ (S. 296).

Hupel war bei seiner Untersuchung wie ein moderner Ethnologe vorgegangen und hatte für seine Untersuchung Befragungen unter Esten und Estinnen, Letten und Lettinnen durchgeführt und von Bekannten durchführen lassen, wobei er vor allem bei Ehefrauen auf eine ungeschminkte Offenherzigkeit im Sprechen über Sexualität gestoßen war (S. 291). Ihm war bewusst, dass ein zu enger Umgang mit den Deutschen die ursprünglichen Ansichten der Esten und Letten verfälschen könnte und rät daher, Umfragen dieser Art nur in Dörfern und Gesinden, nicht aber am Gutshof selbst und nicht bei Personen durchzuführen, die bei Deutschen gearbeitet hatten (S. 296). Weiterhin hatte er auch Deutsche befragt, „die zur Stillung ihrer Wollust sich Bauernmädchen aussuchen“, ob sie Zeichen der Jungfernschaft bemerkt hätten (S. 293).

So wissenschaftlich korrekt Hupels Vorgehen auch ist, so verwunderlich ist es doch für einen Pastor Ende des 18. Jahrhunderts. Ganz über die Stränge schlägt er mit seinen Folgerungen. Mit seiner Untersuchung definiert er die Letten und Esten als nicht zum abendländischen Kulturkreis gehörig und lässt sie sogar fremder als die mongolischen Völker erscheinen, die zumindest von der Existenz der Jungfernschaft wussten. Hupel exotisierete die Esten entsprechend dem anthropologischen Diskurs der Zeit nicht nur zu kulturellen Antipoden der Deutschen,⁸⁹ sondern unterwarf sie ihnen in sexuellen Dingen. So konnten doch die Esten die sexuellen Schlüsselreize der Nacktheit, von denen sie doch stets umgeben seien, nicht nutzen: „Die von schweren Frohndiensten ermüdeten Arbeiter denken des Abends an Schlaf, aber an keine Wollust: überhaupt hat Naheliegen, Entblößung, unzüchtiger Scherz u.d.g. für den hiesigen Bauer wenig oder gar keinen Reiz, weil dies ihm täglich gewohnte Sachen sind, sonderlich unter den Ehsten“ (S. 286).

Der Reiz der nackten Körper der Estinnen blieb also in Hupels Rhetorik den Deutschen vorbehalten. Dass er mit dieser Schrift die üblichen sexuellen Übergriffe auf Leibeigene nicht eben unterband, sondern sie mit Verweis auf das Fehlen des Begriffs der Jungfernschaft als moralische Kategorie zur Einschränkung des vorehelichen Sexualverhaltens förderte, liegt

⁸⁹ Vgl. ULRIKE PLATH: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850, Wiesbaden 2011 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 11), S. 257–281; DIES.: „Euroopa viimased metslased“: eestlased saksa koloniaaldiskursis 1770–1870 [„Die letzten Wilden Europas“: Die Esten im deutschen Kolonialdiskurs 1770–1870], in: Rahvuskultuur ja tema teised, hrsg. von REIN UNDUSK, Tallinn 2008, S. 37–64.

auf der Hand. Die „Erotik der Aufklärung“ mit ihrer allgemein zunehmenden Freude an unverhüllten Brüsten und nacktem Fleisch⁹⁰ förderte bei Hupel nicht eine die körperlichen und ständischen Grenzen aufhebende „Pornotopia“,⁹¹ sondern verstärkte die ständische Realität der Ostseeprovinzen auf eindeutige Weise.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass in der ersten Abhandlung über die Sexualmoral aus estnischer Perspektive die Kultur der Nacktheit unter Bezugnahme auf die Volkslieder mit dem neuen Idealbild des unterkühlten, treuen, beständigen und sich aufarbeitenden Nordländers verbunden wurde: „Geschlechtliche Reinheit und Selbstbeherrschung, wie sie bei den Esten zu finden war, kann es nur bei einem nordischen Volk geben. Der Mensch ist hier kalt und gegenüber Erregungen unempfindlich. Und das Volk der Esten ist von Natur aus kalt.“⁹² Sinnlich-orgiastische Ausgelassenheit, wie sie in der Aufklärungsliteratur noch als integraler Bestandteil der bäuerlichen Kultur war, findet sich in dieser Neukonstruktion der estnischen Kultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Die erotische Dimension der Volkslieder scheint in dieser Untersuchung aber bei weitem nicht voll ausgeschöpft worden zu sein. Sie wartet auf umfassende und vergleichende Untersuchung.

Sex und Politik bei August von Kotzebue

Als Hupel sich in den 1790er Jahren aufs Neue dem Thema Sexualität zuwandte, war dieser dank August von Kotzebue, einer der schillerndsten Gestalten der baltischen literarischen Kultur, zu einem allgemeinen Thema geworden. In seinen Schauspielen inszenierte er seit den späten 1780er Jahren diverse Formen der Geschlechterbeziehungen in- und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, wobei er mit sexuellen Andeutungen und den Phantasien seiner Zuschauer spielte, sich jedoch vor direkten Benennungen hütete.⁹³ Für Kotzebues sozialreformerisches Theater in Reval waren die häufig in die außereuropäischen Kolonien verlegten Geschlechterbeziehungen eine Möglichkeit, neue Sozialstrukturen vorzudenken.⁹⁴ Das Reden über Sex als grundlegende Sozialkritik und die spielerische Form des Theaters führten ihn 1790 zu einem Werk, das nach Meinung von Paul Englisch gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu den derbsten pornografischen

⁹⁰ MUCHEMBLED, Lust (wie Anm. 1), S. 208f.

⁹¹ STEVEN MARCUS: The Other Victorians: A Study of Sexuality and Pornography in Mid-Nineteenth-Century-England, New York 1966, S. 276; HUNT, Obszönität (wie Anm. 1), S. 35.

⁹² RAUD, Eesti armuilmast (wie Anm. 73), S. 98.

⁹³ OTTO-HEINRICH ELIAS: August von Kotzebue als politischer Dichter, in: Baltische Literaturen der Goethezeit, hrsg. von HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS und THOMAS TATERKA, Würzburg 2011, S. 255-290, hier S. 282-285.

⁹⁴ Ebenda, S. 284-286; CHRISTIANE KÜCHLER WILLIAMS: Erotische Paradiese: Zur europäischen Südseerezeption im 18. Jahrhundert, Göttingen 2004, S. 190-211.

Schriften in deutscher Sprache zählte – es handelt sich um das in Dorpat bei Johann Ludwig Friedrich Gauger gedruckte Stück „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn“.⁹⁵ In diesem bitterböses-obszönen Pamphlet wandte sich Kotzebue gegen die „Deutsche Union der Zweiundzwanziger“, eine von Karl Friedrich Bahrdt (1741–1792) 1786/87 gegründete und bis 1789 bestehende europaweit agierende geheime Korrespondentengesellschaft,⁹⁶ deren Mitglieder Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), Christoph Friedrich Nicolai (1733–1811), Joachim Heinrich Campe (1746–1818), u.a. Kotzebue in pornografischen Posen inszeniert:

„Der Schauplatz ist im Bahrds Garten. (...) Der *kleine geile Mondcorrespondent* Lichtenberg liegt im Graben, und liest einer Nymphe die Experimentalphysik, welche aber seinen Vortrag sehr trocken findet. Hier verfolgt der *keusche Kästner*, den die herunterhängenden Bein- kleider am Laufen hindern, eine fliehende Schöne, und wiehert ihr nach: ‚Daphne! Daphne! Fliehe nicht deinen Apoll!‘ Dort demonstriert der *gute Biester* dem *wohlgezogenen Gedike*, was griechische Liebe sey. Hier stolpert der *blinde Eberling* über einen Maulwurfshügel, und fällt mit der Nase gerade auff den Mittelpunkt des unbescheiden entblößten Hintertheils des bescheidenen und uneigennütigen *Campe*, welcher eben beschäftigt ist, einer lieben Tochter uneigennütige *väterliche Rathschläge* zu ertheilen. (...). Hier macht der *artige Klockenbring*, am Abhang eines Hügels, die wichtigsten Fortschritte in den Mysterien der Bordell-Polizey; und dort hält der *Heerführer Nicolai*, welcher Alles weiß, Alles besser weiß, und Alles am besten weiß, eine Vorlesung über die Freuden der Liebe, beklagt die Blattläuse, welche sie ganz entbehren müssen, und beneidet die Schaalthiere, welche sie doppelt genießen.“⁹⁷

Durch die Offenlegung der sexuellen Neigungen und „Eheteufeleyen“ ihrer führenden Mitglieder wollte Kotzebue den Einfluss der Gesellschaft, deren Ziel es war, „den so schwankenden Begriff der Aufklärung endlich einmal zu befestigen, und das Publikum über einen bestimmten und genau begränzten Begriff zu vereinigen“⁹⁸ und dadurch den deutschen Buchhandel zu monopolisieren,⁹⁹ brechen.¹⁰⁰ Es war ein Kampf um die Meinungsführerschaft und Meinungsfreiheit der Aufklärung. So heißt es im Epilog:

⁹⁵ AUGUST VON KOTZEBUE: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freyherrn von Knigge, [Dorpat] 1790; ENGLISCH, Geschichte (wie Anm. 4), S. 202.

⁹⁶ HELMUT REINALTER: Die Freimaurer, 5. Aufl., München 2006, S. 83–88.

⁹⁷ KOTZEBUE, Doctor Bahrdt (wie Anm. 95), S. 32. Hervorhebungen im Original.

⁹⁸ JOHANN JOACHIM CHRISTOPH BODE: Mehr Noten als Text, oder die deutsche Union der Zwei und Zwanziger, eines neuen geheimen Ordens zum Besten der Menschheit, Leipzig 1789, S. 73.

⁹⁹ Ebenda S. 83, 87.

¹⁰⁰ Die Deutsche Union, in: Brockhaus Conversations-Lexikon, Bd. 8, Leipzig 1811, S. 442ff.

„Eure grossen Untersuchungen,
eure gewaltigen Aufklärungen,
die ihr ausposaunt mit mächtigen Lungen,
eure Jesuiten-Riecherey,
Das ist das große Windey,
worauf ihr euch viel gute thut,
ihr bissige, giftige Natterbrut.

Gutherzige Schaafe zu scheeren,
Eure hungrigen Bäuche zu nähren
geht ihr von Haus zu Haus,
und breitete P r i v a t m e y n u n g e n a u s ,
das nennt ihr a u f k l ä r e n .

Mit vergifteten Malayen Gewehr
fallet ihr über jeden her,
der nicht mit euch bläßt in ein Horn.
Darum hat im gerechten Zorn,
bekannt mit euern Satans Kniffen,
endlich Einer die Peitsche ergriffen,
und euch alle zusammen gehauen,
wie gar lustig hier anzuschauen.“¹⁰¹

Innerhalb kürzester Zeit hatte sich die Union durch Lesegesellschaften von Amsterdam bis Mitau verbreitet und zählte gegen Ende ihres Bestehens an die 500 Mitglieder.¹⁰² Der Meister jedes Ortes hatte für eine Leihbibliothek zu sorgen,¹⁰³ über die neue Mitglieder angeworben wurden.¹⁰⁴ So etwa zählte auch Johann Magnus Wehr (1751–1794), der in Mitau eine Leihbibliothek und ein „Journalistikum“ besaß,¹⁰⁵ zu den Mitgliedern der Union.¹⁰⁶ Kennzeichen der Mitglieder ersten Grades war es, die Oberlippe kurz über die Unterlippe zu ziehen.¹⁰⁷ Der Gründer der Union, der Theologe Carl Friedrich Bahrdt, stand im Mittelpunkt der Kritik. Er war eine äußerst schillernde Person, die in der Wahrnehmung seiner Zeit und der

¹⁰¹ KOTZEBUE, Doctor Bahrdt (wie Anm. 95), S. 88f.

¹⁰² BODE, Noten (wie Anm. 98), S. 83, 86, 88, 90. Zu den Mitgliedern soll auch Elisa von der Recke gehört haben (ebenda, S. 64), obgleich sie sich wie auch zahlreiche andere der genannten Mitglieder öffentlich von einer Zugehörigkeit zur Union distanzierte.

¹⁰³ KARL FRIEDRICH BAHRDT: Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses, nebst geheimen Urkunden und Aufschlüssen über Deutsche Union, 2 Teile in einem Band, Berlin 1790, S. 179.

¹⁰⁴ Ebenda, S. 182.

¹⁰⁵ JÜRJO, Lugemisseltsid (wie Anm. 14), S. 162; JOHANN FRIEDRICH VON RECKE, KARL EDUARD NAPIERSKY: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland, Bd. 4, Mitau 1832, S. 479f.

¹⁰⁶ BODE, Noten (wie Anm. 98), S. 64.

¹⁰⁷ Ebenda.

sich mit ihm beschäftigenden Forschung als Privatmann und öffentliche Gestalt an ihrem freizügigen Sexualleben scheiterte: So war der gelehrte Theologe in diverse Affären verwickelt und soll auf einem Weinberg bei Halle ein Bordell geleitet haben – ein Bild, auf das Kotzebue in seiner Gartenszene direkt anspielt.¹⁰⁸ 1789 wurde er wegen seiner gegen das Wöllnersche Religionsedikt gerichteten Satire „Das Religionsedikt“ in Haft genommen, was zusammen mit der Aufdeckung der Union durch Johann Joachim Christoph Bode (1731–1793), Leiter der Freimaurer und Gegner der Union, im gleichen Jahr zur Auflösung der Geheimgesellschaft führte.

Kotzebue war sich der Brisanz seines Buches, mit dem er gegen das im Baltikum geltende Regierungspatent von 1783 verstieß und sich als Autor in Gefahr brachte,¹⁰⁹ wohl bewusst.¹¹⁰ Wieso ging er dieses Risiko ein und wie kam es, dass er nach Aufdeckung seiner Autorschaft 1791 nicht von der Polizei der Ostseeprovinzen gestellt wurde und auch sein Buch unangetastet blieb? Wie oben erwähnt, verfügte die Polizei der Provinzen zu Zeiten Katharinas II. anscheinend über keine Listen und Instanzen zur Auffindung obszöner Literatur, wie sie im vorrevolutionären Frankreich verbreitet waren.¹¹¹ Das änderte sich unter Paul I. So wurden etwa drei Jahre nach der Eingliederung Kurlands in das Zarenreich von den 5 000 Werken der von Johann Andreas Grundt (1732–1802) 1777 in Libau gegründeten Bibliothek 40 Bücher von der Zensur beschlagnahmt.¹¹² Auch wenn die Ostseeprovinzen unter Katharina offen für politisch-philosophisch-libertine Schriften waren, zeugte der Druck der anonymen Schrift in Dorpat doch von gehörigem Mut.¹¹³ Kotzebue hatte das Schicksal seines deutschen Kollegen Karl Timlich („*Osterreichische Robinson*“, 1791) vor Augen, der für seine 1789 erscheinende erotische Schrift „*Priaps Normalschule*“ fünf Monate ins Gefängnis und die Einstampfung seines Buch bis auf fünf Exemplare hinnehmen musste.¹¹⁴ Doch scheint es, als habe Kotzebue aus weitgehend sicherer Position geschrieben. Die Lesegesellschaften und Buchzirkel in Liv- und Estland waren eng mit der Freimaurerei verbunden,¹¹⁵ die sich der auch in Kurland verbreiteten „Union“ gegenüber kritisch positio-

¹⁰⁸ THOMAS HOEREN: Präjakobiner in Deutschland – Carl Friedrich Bahrdt (1740–1792), in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 47 (1995), S. 55–72, hier S. 71f.

¹⁰⁹ Die Polizei für Livland von der ältesten Zeit bis 1820 in einem nach den Gegenständen geordneten Auszuge aus den Regierungs-Patenten und andern obrigkeitlichen Verordnungen, nebst historischen Zusätzen, literarischen Nachweisungen und einem alphabetischen Register, hrsg. von KARL GOTTLIEB SONNTAG, 1. Hälfte, Riga 1821, S. 81.

¹¹⁰ Ebenda, S. 89f.

¹¹¹ Vgl. HUNT, Obszönität (wie Anm. 1), S. 16.

¹¹² JÜRJO, Lügmisseltsid (wie Anm. 14), S. 168; JOHANN FRIEDRICH VON RECKE, KARL EDUARD NAPIERSKY: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland, Bd. 2, Mitau 1829, S. 137.

¹¹³ QUESTER, Frivoler Import (wie Anm. 17), S. 244.

¹¹⁴ ENGLISCH, Geschichte (wie Anm. 4), S. 202.

¹¹⁵ JÜRJO, Lügmisseltsid (wie Anm. 14), S. 176f.

nierte. Während die Freimaurer sich vor allem als esoterische Gesellschaft verstanden, hatten die Illuminaten, zu denen auch die Union zählte, als Geheimgesellschaft ein politisches Programm.¹¹⁶ Im Unterschied zu den Illuminaten war die Union eindeutig antimonarchisch ausgerichtet und hatte den Sturz aufklärungsfeindlicher Fürsten zu Ziel.¹¹⁷ Es darf vermutet werden, dass Kotzebue bei seiner Anklageschrift gegen die bereits in Auflösung begriffene Union die Unterstützung Katharinas und führender Freimaurer in den Ostseeprovinzen hatte.

Es ist genau diese politische Brisanz, die Kotzebues obszönes Hauptwerk der baltischen Aufklärung zu einem literaturhistorischen Sonderfall macht. Ohne diesen Hintergrund mag die Bewertung des Werks schwierig erscheinen. So wurde es als wahrer Ausdruck des schamlosen Wesens Kotzebues gewertet¹¹⁸ und als einmaliger, zu verschweigender Ausrutscher abgetan.¹¹⁹ Hinter dem „Doctor Bahrdt“ steht aber weit mehr. Kotzebue hatte mit dem Buch im hart ausgefochtenen Machtkampf konkurrierender Geheimgesellschaften deutlich Position bezogen und dafür mit dem Ruf als zweifelhafter Autor bezahlt. Bei Kotzebue wurde Pornografie zu Politik und legte die Kehrseite der verkopften Aufklärung bloß.¹²⁰

Schluss

Ohne Erotik und Erregung, ohne Anzügliches und das Prickeln des Verbotenen ist auch die auf den ersten Blick so prude wirkende baltische Literaturlandschaft des 18. Jahrhunderts nicht denkbar. Libertine, erregende Literatur gehörte ganz selbstverständlich und gewiss zu einem sehr viel größeren Ausmaß, als hier aufgezeigt werden konnte, zum Lesevergnügen der oberen Gesellschaftsklassen. Um die „Erotik der Aufklärung“¹²¹ in der genuin baltischen Schriftkultur des späten 18. Jahrhunderts zu finden, muss man jedoch genau hinsehen. Während der Arzt Wilde die Mäßigung predigte, ergötzte sich der Pastor Hupel an der Nacktheit der estnischen Frauen und ließ sich zu delikaten Feldforschungen verführen; der vielschreibende Autor Kotzebue hingegen setzte seinen Ruf als Schriftsteller aufs Spiel und veröffentlichte Obszönitäten, mit denen er handfest Politik machte. Keiner der drei Männer war in den Ostseeprovinzen geboren. Sie alle waren aus Deutschland dorthin gekommen und können

¹¹⁶ REINALTER, Freimaurer (wie Anm. 96), S. 83.

¹¹⁷ Ebenda, S. 86.

¹¹⁸ FRIEDRICH AUGUST MATTHIAS CRAMER: *Leben August von Kotzebue's*. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt, Leipzig 1820, S. 184.

¹¹⁹ ELIAS, Kotzebue (wie Anm. 89), S. 259f.; ROBERT L. KAHN: *Personality factors in Kotzebue's work*, in: *Philological Quarterly* 30 (1951), S. 67-85, hier S. 84.

¹²⁰ HUNT, *Obszönität* (wie Anm. 1), S. 30; ROBERT DARNTON: *The Literary Underground of the Old Regime*, Cambridge 1982.

¹²¹ MUCHEMBLED, *Lust* (wie Anm. 1), S. 155-209.

somit als Träger des aufklärerischen Sexualdiskurses angesehen werden, wie er in Deutschland unter französischem Einfluss populär war. Erotik führte in der baltischen Aufklärungsliteratur jedoch zu keinem eigenständigen Diskurs, wie wir ihn in der libertinen französischen Literatur des späten 18. Jahrhunderts finden können. Da sich unter der Herrschaft Katharinas II. nur wenige Autoren des Themas annahmen, wurde es entsprechend den jeweiligen persönlichen Interessen auf ganz unterschiedliche Art und Weise benutzt. Die weitreichendste Wirkung muss dabei wohl Hupel zugesprochen werden, der mit seiner die ständische Ordnung stützenden, anti-revolutionären Interpretation der Sexualität die Erotik der baltischen Aufklärung wohl am deutlichsten auf den Punkt brachte.

SUMMARY

*Libertine Literature and the Erotic
of Baltic Enlightenment*

Baltic literature of the 18th century, prudish as it seems to be at first read, could not do without erotic and sexual stimulation, insinuation and the prickle of the prohibited. Libertine and clandestine literature imported from France and Germany played a role in the everyday reading pleasures of the upper classes, a role likely even more important than emphasized in this article.

Although it is not easy to find traces of the “erotic of enlightenment” – to adopt a phrase coined by Robert Muchembled – within Baltic German literature of the late 18th century, three examples from quite different fields of literary production have been analyzed. While Peter Ernst Wilde, a physician, preached the moderation of all kinds of pleasures, the clergyman August Wilhelm Hupel, one of the most renowned writers of the Baltic enlightenment, delighted himself and his readership with descriptions of nude Baltic peasant women and even let himself be seduced to fieldwork on the physical and moral meaning of virginity among Baltic peasants. August von Kotzebue, one of the most ambivalent and productive writers of his time, known mostly for his plays written for the local theatre in Reval, risked his good reputation as an author with a play full of obscenity that was published to influence cultural politics. Pornography was a weapon in his writing directed against the growing influence of the “German Union of the 22”, a secret society close to the Illuminati.

None of the men were born in the Baltic provinces. All of them came to the Baltics as mediators of the erotic culture of enlightenment spread in

Germany under the influence of pre-revolutionary France. While erotic writings have had direct political intention in France, the Baltic examples referred to in the article did not create a homogenous “Baltic erotic discourse”. Although censorship was extraordinarily liberal under the reign of Catharine II, few authors dared to speak directly about erotic subjects, and they did that in very different ways, and for different purposes. Among the three Baltic authors considered, it can be argued that August Wilhelm Hupel had the greatest influence on local society. In his writings, the “erotic of Baltic enlightenment” was clearly voyeuristic, and helped with its clear anti-revolutionary intention to stabilize the Baltic estate system.

Ein noch schwererer Fall von Amnesie? Die lettische nationale Geschichtsschreibung vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg in vergleichender Perspektive

VON KRISTI KUKK

Der Nijmegener Historiker Peter Raedts nennt das Verhältnis seiner niederländischen Fachkollegen des 19. Jahrhunderts zum eigenen Mittelalter einen „schweren Fall von Amnesie“. Der dominierende protestantische Nationalismus habe das katholische Mittelalter, das keinen eigenständigen Staat kannte, von der Geschichte völlig ausgeschlossen und sich ganz auf die Zeit nach der Reformation konzentriert.¹ Auch anderswo in Europa diene das „Vergessen“ als wichtiges Werkzeug der nationalromantischen Geschichtsschreibung, doch scheint der Fall Lettland besonders extrem gewesen zu sein: Viele heutige Autoren behaupten, dass im 19. Jahrhundert gar kein eigenes nationales Narrativ kreiert worden und die Vergangenheit in der nationalen Rhetorik völlig im Hintergrund geblieben sei.² Im Unterschied zu den Niederländern „vergaß“ man somit nicht nur eine unbequeme historische Periode, sondern die Geschichte als Ganzes. Deshalb wäre es berechtigt zu fragen, ob es sich bei den Letten um einen „noch schwereren Fall von Amnesie“ handelt.

Das Ziel dieses Beitrags ist es, einen Einblick in die diversen Auffassungen von der lettischen Vergangenheit zu gewähren, die in der Zeit vom 19.

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt durch den Estnischen Wissenschaftsfond (ETF 9164 und SF 0180006s11).

¹ PETER RAEDTS: A Serious Case of Amnesia. The Dutch and their Middle Ages, in: *The Uses of the Middle Ages in Modern European States*, hrsg. von ROBERT JOHN WESTON EVANS und GUY P. MARCHAL, Basingstoke 2001, S. 75-87.

² ILGVARS MISĀNS: „Wir waren immer ein Kriegervolk.“ Die Darstellung der ostbaltischen Kreuzzüge in der lettischen Geschichtsschreibung, in: Lippe und Livland: Mittelalterliche Herrschaftsbildung in Zeichen der Rose, hrsg. von JUTTA PRIEUR, Bielefeld 2008 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V., 82), S. 185-207, hier S. 186f.; KRISTINE WOHLFART: Der Rigaer Letten Verein und die lettische Nationalbewegung von 1868 bis 1905, Marburg 2006 (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 14), S. 252-256.

Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg aufgekommen sind. Zugleich soll die Entwicklung eines Narrativs der nationalen Geschichte verfolgt werden sowie deren Verdrängung und Wiederentdeckung, wobei als Vergleichsfolie andere, im 19. Jahrhundert ebenso wenig dominante skandinavische und finno-ugrische Völker dienen – vor allem Norweger, Finnen und Esten. Als wichtiges Stichwort für das Verständnis der Problemstellung des vorliegenden Aufsatzes dient der Begriff des „Nationalismus“: er wird verstanden als eine Dachideologie des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses, welche sich seit dem 19. Jahrhundert zu verbreiten begann.³ Zu der Zeit, als Garlieb Merkel und viele andere deutschbaltische Aufklärer begannen, die Letten als eigenständiges Volk mit Potential zu sehen und Sympathie für sie zu empfinden, handelte es sich noch um eine Geschichte der „Anderen“.⁴ Der vorliegende Aufsatz konzentriert sich hingegen auf lettische Texte, in denen es schon um „unsere“ Geschichte geht – versehen mit den zeittypischen nationalromantischen Elementen und inspiriert zumeist von Herder und dem deutschen Nationalismus. Er versteht sich somit als Beitrag zu einer Geschichte der Geschichtsinterpretationen, deren theoretischer Ausgangspunkt in der Vielfalt der Interpretationsmöglichkeiten liegt, welche von den zeitgenössischen Wertvorstellungen abhängen. Mit der deutschbaltischen Geschichtsschreibung sind die hier analysierten Texte nur durch die Fakten verbunden, von denen sie berichten, deren Interpretation als nationale Geschichte ist der Beitrag der Autoren.

Eines der auffallendsten Probleme in der Entwicklung der lettischen Historiografie ist dabei, dass es gar nicht so viele Texte aus dem 19. Jahrhundert über „unsere“ Geschichte gibt. Als erster Geschichtsschreiber wird meistens Jānis Krodznieks erwähnt, dessen wichtigere Werke jedoch erst am Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts erschienen. Wie sah aber die lettische nationale Geschichtsschreibung vor ihm aus?

Die nationalromantische Periode

Obwohl die lettische nationale Bewegung in ihren Grundzügen der estnischen sehr ähnlich war,⁵ schrieben Esten im 19. Jahrhundert viel häufi-

³ Siehe z.B. JOEP LEERSSEN: *National Thought in Europe. A Cultural History*, Amsterdam 2006.

⁴ AGITA MISĀNE, AIJA PRIEDĪTE: *National Mythology in the History of Ideas in Latvia*, in: *Myths and Nationhood*, hrsg. von GEOFFREY HOSKING und GEORGE SCHÖPFLIN, London 1997, S. 158-169, hier S. 168.

⁵ Unter der Ähnlichkeit der nationalen Bewegungen wird hier sowohl deren zeitlicher Ablauf und wichtigste Aktivitäten als auch die nationale Rhetorik über die Vergangenheit verstanden. Die ethnische Solidargemeinschaft, das Erwecken der Nation aus dem Schlaf der Sklaverei, der Stolz auf das eigene Vaterland und seine Geschichte – all dies sind Topoi, die sowohl von Esten als auch von Letten genutzt wurden, z.B. in den Reden und Briefen von Jakob Hurt und Atis Kronvalds. Einen weitaus kämpferischen Stil pflegten Carl Robert Jakobson und Krišjānis Valdemārs

ger über die nationale Geschichte.⁶ Warum verlief die Entwicklung eines nationalhistorischen Narrativs bei den beiden Völkern so unterschiedlich?

In mehreren Übersichtsdarstellungen wird darauf hingewiesen, dass es keine ausführliche Abhandlung zur lettischen Geschichte aus dem 19. Jahrhundert gibt. Ilgvars Mišāns erwähnt nur Krodznieks als Autoren der Zeit vor 1918; ihn bezeichnet er als den Gründer der akademischen Geschichtsschreibung.⁷ Kristine Wohlfart nennt einige Beispiele aus der Tätigkeit des Lettischen Vereins in Riga, der indes auch erst 1905 anfang, sich genauer mit der eigenen Geschichte zu befassen. Zuvor war es keinem Historiker gelungen, eine Gesamtübersicht zu verfassen.⁸ Theodors Zeiferts nennt als Autoren zwar noch Jānis Reinbergis und Kārlis Graudiņš⁹, doch beschränkt sich deren Werk nur auf einige wenige Aufsätze.

Zuweilen wird als Erklärung für das Fehlen eines eigenständigen lettischen historischen Narrativs der Umstand genannt, dass es keine professionellen Historiker unter den Letten im 19. Jahrhundert gab. Allerdings unterscheiden sich diese auch darin nicht so sehr von ihren estnischen Nachbarn. Eher umgekehrt: Während der erste promovierte lettische Historiker derselbe Krodznieks war, erwarben die ersten Esten erst nach dem Ersten Weltkrieg einen Doktorgrad in der Geschichtswissenschaft. Auch die Behauptung, die Esten würden sich einfach mehr für ihre nationale Geschichte interessieren, reicht als Begründung offensichtlich nicht aus. Mit Recht konnte Toivo Raun behaupten, dass die Geschichte durchaus

in ihren Reden, in denen das Thema der Geschichte schon viel deutlicher wurde, und die auch über die „goldene“ Zeit der Freiheit vor der deutschen Eroberung im 13. Jahrhundert sprachen. Siehe JAKOB HURT: *Kõned ja kirjad* [Reden und Briefe], Tallinn 1989; ATIS KRONVALDS: *Tēvuzemes mīlestība* [Vaterlandsliebe] (1886), in: DERS. *Kopotī raksti*, Riga 1936-1937; CARL ROBERT JAKOBSON: *Kolm isamaa kõnet* [Drei vaterländische Reden], Tallinn 1991; KRISJĀNIS VALDEMĀRS: *Meie kaubalaewa-wāgi Lāāne meres* [Unsere Handelsflotte in der Ostsee], Tartu 1868; ANDREJS PLAKANS: *The Latvians. A Short History*, Stanford 1995; TOIVO U. RAUN: *Estonia and the Estonians*, Stanford 1991. Die Grundlagen der lettischen Geschichte zusammenfassend AIJA PRIEDĪTE: *National identity and cultural identity. The history of ideas in Latvia in the nineteenth and twentieth centuries*, in: *National History and Identity. Approaches to the Writing of National History in the North-East Baltic Region Nineteenth and Twentieth Centuries*, hrsg. von MICHAEL BRANCH, Helsinki 1999, S. 229-244.

⁶ Siehe z.B. KRISTI KUKK: *Rahvuse arengu peegeldumine ajalookäsitlustes Eesti näitel* [Die Reflektion der nationalen Entwicklung im Geschichtsverständnis am Beispiel Estlands], Magisterarbeit, Universität Tartu 2005. Einsehbar unter der URL: <http://dspace.utlib.ee/dspace/bitstream/handle/10062/947/kukk.pdf?sequence=5> (letzter Zugriff 20.2.2012).

⁷ MIŠĀNS, „Wir waren immer ein Kriegervolk“ (wie Anm. 2), S. 186f.

⁸ WOHLFART, *Der Rigaer Letter Verein* (wie Anm. 2), S. 252-256.

⁹ THEODORS ZEIFERTS: *Latviešu rakstniecības vēsture* [Lettische Literaturgeschichte], 2 Bde., Riga 1922-1930. Einsehbar unter der URL: <http://www.korpuss.lv/klasika/Senie/Zeiferts/zeifsat.htm> (letzter Zugriff 20.2.2012). I daļa, I posoms, 6.2 [Bd. 1, Th. 1, Kapitel 6.2].

keine vorrangige Rolle im estnischen Nationalismus gespielt habe.¹⁰ Im 19. Jahrhundert erschienen in den estnischsprachigen Zeitungen nur einzelne Texte historischen Inhalts: Neben den vielen gegen die Deutschbalten gerichteten Beiträgen zur Anfachung des estnischen Nationalismus blieb die Geschichte nahezu unerwähnt. Ungeachtet dieses mäßigen Interesses an der Geschichte in den Periodika, den damals wichtigsten Trägern der Identität, gibt es im estnischen Sprachraum des 19. Jahrhunderts aber doch eine ganze Reihe von bedeutenden Interpreten der nationalen Geschichte.¹¹ Wenn es für jeden Esten, der ein wenig gebildet war und Interesse hatte, möglich war, sich über die Geschichte Gedanken zu machen und dieses Thema auch einigermaßen zu bewältigen – wieso sollte dies nicht auch den Letten möglich gewesen sein?

Tatsächlich sind nicht nur im estnischen, sondern auch im lettischen Sprachraum interpretierende Texte über die Vergangenheit schon vor der Herausbildung der traditionellen Historiografie erschienen. Diese meist von Autodidakten verfassten Schriften drückten die nationale Weltanschauung ebenso gut aus wie professionelle Arbeiten, manchmal sogar besser, weil sie die persönliche Einstellung nicht so geschickt hinter der wissenschaftlichen Fassade zu verstecken vermochten. Bei der näheren Betrachtung dieser Texte können sich vielleicht die Gründe zu erkennen geben, warum ihnen bislang nicht so sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet worden ist.

Der älteste dieser Texte aus dem lettischen Sprachraum stammt von Jānis Bankins und trägt den Titel „Heimatgeschichten und baltische Ereignisse für die Schulen“ (1878).¹² Obwohl der Autor schreibt, er habe vor allem deutschbaltische Vorbilder vor Augen gehabt, beruht seine Schrift eindeutig auf einem lettisch-nationalen Paradigma und handelt von der Geschichte „unserer Großväter“. Im Vergleich zu den späteren lettischen Texten bzw. den historischen Interpretationen anderer Völker aus derselben Zeit widmet Bankins den Nicht-Letten ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit. Neben den Liven, denen bei der Darstellung des 13. Jahrhunderts das Hauptaugenmerk gilt, kommen auch die Esten im Text vergleichsweise häufig vor. Wir treffen hier auf eine von den Deutschbalten begründete und auch im estnischen Sprachraum verbreitete nationale Stereotypisierung: Über die Letten heißt es, sie seien friedlicher und weniger rachsüchtig, gleichzeitig aber nachgiebiger als die Esten. Typisch für die nationalromantische Periode ist die Hälfte des Buchs der so genannten Zeit der Freiheit gewidmet, d.h. der vorchristlichen Zeit und den Kämpfen des 13. Jahrhunderts. Der Freiheitskampf von Semgallen, der in der späteren Historiografie die Hauptlast des Narrativs der Unabhängigkeitskämpfe tragen sollte, beschränkt sich bei Bankins noch größtenteils auf

¹⁰ TOIVO RAUN: Nineteenth- and early twentieth-century Estonian nationalism revisited, in: *Nations and Nationalism* 9 (2003), Nr. 1, S. 129-147, hier S. 140.

¹¹ KUKK, *Rahvuse arengu peegeldumine ajalookäsitlustes* (wie Anm. 6).

¹² JĀNIS BANKINS: *Tehwzemes stasti, jeb notikumi Baltijā. Preeksh muhsu skolahm sarakstīti* [Heimatgeschichten und baltische Ereignisse für die Schulen], Riga 1878.

den deutsch-litauischen Kampf, bei dem die Semgaller auf der Seite der Litauer kämpften. Der Autor schildert die spätere politische Geschichte eher aus einer kulturellen Perspektive, wobei der Verbreitung des Luthertums und der Schrift- und Druckkunst viel Aufmerksamkeit gewidmet wird. Sein Urteil über die schwedische und russische Zeit fällt eher neutral aus. Analog zu den Geschichtsauffassungen vieler anderer kleinen Völker liest man bei Bankins eine gewisse Abneigung gegenüber der Leibeigenschaft und den Deutschbalten heraus, also eine Opposition gegen die kulturell dominante Nation; anti-russische Tendenzen fehlen doch, d.h. die Opposition gegen die politisch dominante Nation.

Friedrihs (Fricis) Veinbergs' Text „Über die lettisch-litauische Geschichte“ (1885)¹³ richtete seinen Blick eher nach Süden. Denn für Veinbergs gab es neben der deutschbaltischen Geschichte noch die litauische, die den Letten sogar viel näher war. Schließlich sei es in den alten Zeiten schwer gewesen zu erkennen, „wo die eine Nation aufhörte und die andere begann“.¹⁴ Mit Bedauern stellt er fest, dass es den Letten und Litauern vor dem Einfall der Deutschen nicht gelungen sei, einen gemeinsamen Staat zu gründen; wären die Deutschen hundert Jahre später gekommen, hätten sie gewiss einen starken litauisch-lettischen Staat vorgefunden, den sie nicht hätten besiegen können.¹⁵ In diesem Text liegt die Hauptbetonung eindeutig auf der litauischen Geschichte, während sich der Bezug zu Lettland z.B. in der Auffassung Veinbergs' über die ethnische Einheit der beiden Völker sowie in seinen zahlreichen kontrafaktischen Behauptungen äußert, wie die Geschichte „hätte verlaufen können“. Übrigens wird Veinbergs' Buch auch in der Datenbank der lettischen Nationalbibliothek unter dem Stichwort der litauischen Geschichte geführt.

Das dritte Buch, das an dieser Stelle hervorgehoben werden soll, ist Jānis Reinberģis' „Gotthard Kettler, der erste Herrscher Kurlands“.¹⁶ Tatsächlich ähnelt der Aufbau dieses Buches demjenigen von Veinbergs. Auch Reinberģis behauptet, dass die Geschichte eine vollkommen andere Richtung genommen hätte, wenn der lettisch-litauische Staat zum Zeitpunkt der Ankunft der Deutschen schon gegründet gewesen wäre. Weiter beschäftigt sich Reinberģis dann schon mit historisch späteren Perioden und schaut nicht mehr nach Semgallen, sondern nach Kurland. Er untersucht die Rolle Gotthard Kettlers für die Entwicklung der lettischen Gesellschaft vor allem Kurlands und betrachtet seinen Protagonisten vorrangig als eifrigen Unterstützer des Luthertums. Im Kontext seiner allgemein anti-deutschbaltischen Gesinnung fällt das Urteil über Kettler ziemlich positiv aus, obwohl er zum Schluss feststellt, dass Kettler von all

¹³ FRIEDRIHS VEINBERGS: *Is Latweeschu-Leischu wehstures* [Aus der lettisch-litauischen Geschichte], Riga 1885.

¹⁴ Ebenda, S. 6.

¹⁵ Ebenda, S. 83.

¹⁶ JĀNIS REINBERĢIS: *Kursemes pirmās leelkungs Gothards Ketlers* [Gotthard Kettler, der erste Herrscher Kurlands], Leepaja 1883.

seinen vielen guten Ideen nur die wenigsten habe umsetzen können. Das lettische Volk wiederum müsse nach wie vor auf die großen russischen Zaren hoffen, vor allem auf Alexander III.

Es könnten noch einige Werke über die lettische Geschichte aus dem 19. Jahrhundert vorgestellt werden. 1882 erschien „Die ältere baltische Geschichte“ von Krišjānis Dinsbergs¹⁷, 1892 „Die lettische Geschichte bis zum Ende des 12. Jahrhunderts“ von Vilis Olavs.¹⁸ Beide Bücher sind national gefärbt, doch macht sich das nationale Narrativ bei der Behandlung konkreter Ereignisse wesentlich schwächer bemerkbar als bei den drei ausführlicher vorgestellten Texten.

Die nationalromantische Periode gilt vor allem als eine Zeit, in der nach der „eigenen Geschichte“ gesucht und dafür die Vergangenheit durchforschet wurde. Dabei war es typisch, dass anfangs weit auseinanderliegende Positionen sich nach und nach annäherten.¹⁹ Die „eigene Geschichte“ in die jeweilige Gegenwart einzubetten war allerdings im lettischen Kontext weitaus komplizierter als bei anderen kleinen Nationen. Es war im Vergleich nicht besonders schwer, z.B. eine Geschichte der Esten zu schreiben, da diese sich als Finnougrier sowohl von ihren südlichen als auch von ihren östlichen Nachbarn unterschieden – und in geografischer Hinsicht auch von ihren sprachlichen Verwandten im Norden. Die Vergangenheit spielte sich größtenteils auf ein und demselben ethnischen Territorium ab. Das Gleiche galt für die Finnen, wodurch diese über eine günstige Ausgangsposition für die Interpretation der eigenen Geschichte verfügten. Für die Norweger stellte die ethnische Differenzierung zwar ein Problem dar,²⁰ doch vereinfachte die klar definierte Eigenstaatlichkeit die Auslegung der Geschichte beträchtlich. Für die Letten jedoch stellte die Erstellung eines historischen Narrativs eine weitaus schwierigere Übung dar: Zusammen (oder getrennt) sollte die Geschichte mehrerer Sprachfamilien (Finnougrier, Balten), mehrerer Religionen (Luthertum, Katholizismus)

¹⁷ KRIŠJĀNIS DINŠBERGS: *Balteeshu senatnes wehsture* [Die Geschichte des Altertums der Balten], Riga 1882.

¹⁸ WILIS OLAVS: *Latvju wehsture lihds 12. gadu-simtena beigam* [Die lettische Geschichte bis zum Ende des 12. Jahrhunderts], Jelgava 1892.

¹⁹ Siehe z.B. STEFAN BERGER: *The Power of National Pasts. Writing National History in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe*, in: *Writing the Nation. A Global Perspective*, hrsg. von DEMS., Basingstoke 2007, S. 30–62; DERS. und CHRIS LORENZ: *Conclusion: Picking up the Threads*, in: *The Contested Nation. Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories*, hrsg. von DENS., Basingstoke 2008 (*Writing the nation series*, 3), S. 531–552.

²⁰ So wurde in Norwegen die Theorie aufgestellt, dass die norwegischen Stämme aus dem Norden und Osten, nicht aber aus dem Süden (wie die dänischen und schwedischen) kamen. Daher trügen die Norweger mehr gotische Elemente in sich. Das sollte heißen, die norwegische Nation sei historisch „sauberer“ und ethnisch „edler“. ODD ARVID STORSVEEN: *Evig gammel: Henrik Wergeland, P. A. Munch og historiens nasjonale funksjon* [Ewig alt: Henrik Wergeland, P. A. Munch und die nationale Funktion der Geschichte], in: *Jakten på det norske*, hrsg. von ØYSTEIN SØRENSEN, Oslo 1998, S. 229–247, hier S. 244.

und mehrerer politisch voneinander zu unterscheidender Regionen (Livland, Kurland, Lettgallen) geschrieben werden. Auf die Schwierigkeiten, die beim Versuch der Verschmelzung von unterschiedlichen Richtungen des lettischen Nationalismus hervortraten, wies bereits Andrejs Plakans hin. Die Letten lebten in drei russischen Gouvernements: in Livland, Kurland und Vitebsk (Lettgallen) und hielten sich – im Unterschied zu den Esten – eher für Livländer oder Kurländer als für Letten. Das Zentrum der lettgallischen Identität bildete der Katholizismus.²¹

Die oben erwähnten Bücher spiegeln diese komplexe Situation erstaunlich genau wider. Erstens sprechen sie die Geschichte der Liven an, die zwar ethnisch gesehen fremd war, in geografischer Hinsicht jedoch „passte“ und zudem durch genügend Quellen belegt war; zweitens wird die „inspirierende“ Geschichte Litauens behandelt, das allerdings vom Norden des lettischen Sprachraums, der für den Nationalismus des 19. Jahrhunderts eine dominierende Rolle spielte, sowohl zeitlich als auch räumlich weit entfernt war; drittens schließlich wird hier die Geschichte des „unabhängigen“, obgleich „verdeutschten“ Kurland reflektiert. Die Frage, welche dieser Richtungen nun den Kern einer lettischen Geschichte bilden sollte, oder ob es gelingen könnte, alle drei Stränge miteinander zu verschmelzen, wurde in dieser frühen Phase der Geschichtsschreibung noch nicht beantwortet. Damit kann der lettische Fall als gutes Beispiel dafür dienen, wie sozusagen die Geschichte selbst die Geschwindigkeit beeinflusst hat, mit der sich ein nationales Narrativ herausbildete.

Die Synthese der nationalen Geschichte – die „Gründungsväter“

In der langen Reihe der ehrenvollen „Gründungsväter der nationalen Geschichte“ steht Jānis Krodznieks als Schöpfer des nationalen historischen Narrativs in einer langen Reihe mit dem Norweger Ernst Sars, dem Finnen Yrjö Koskinen, dem Esten Villem Reiman und vieler anderer mehr. In Bezug auf die Meistererzählung einer bestimmten Nation konnte es durchaus mehrere Gründungsväter geben, deren Funktionen unterschiedlich waren. So gab es Gründungsväter, die als erste die Besonderheiten eines Volkes bemerkten, wie z.B. Garlieb Merkel in Bezug auf die Letten und Esten oder Henrik Gabriel Porthan hinsichtlich der Finnen. Andere schrieben erstmals in der Geschichte von „uns“ und nicht mehr von den „anderen“, wie z.B. Peter Andres Munch in Norwegen oder Simonas Daukantas in Litauen. Als Gründungsvater kann auch derjenige gelten, in dessen Werken sich die Struktur und Ziele des nationalen Narrativs herausgebildet haben, wie bei Henrik Wergeland in Norwegen oder Zacharias Topelius in Finnland. Der Ehrentitel eines „Gründungsvaters

²¹ PLAKANS, *The Latvians* (wie Anm. 5), S. 92.

der Geschichte“ wird meist von Historikern verliehen, die bereits in einem Nationalstaat leben. Weil das Paradigma des Nationalstaats über längere Zeit aufrechterhalten wird, fällt diese Ehre meistens auch denjenigen zu, die diesem Konstrukt am meisten entsprochen oder es sogar erheblich beeinflusst haben. So behauptete Ernst Sars z.B. schon in den 1870er Jahren, dass der ganze Verlauf der norwegischen Geschichte auf die Notwendigkeit eines unabhängigen Staates hindeute, was dann 1905 Bestätigung fand. Sars wurde so zum Nationalhelden und übte einen starken Einfluss auf viele spätere Historiker aus.²²

Krodznieks' bekannteste Werke, vor allem „Die Geschichte Lettlands“²³ (1914), stammen bereits aus dem 20. Jahrhundert. Er gehörte somit zu einer Generation von Historikern, die eine zum nationalstaatlichen Denken passende Synthese der eigenen Geschichte hervorbrachte. Von den erwähnten lettischen Autoren des 19. Jahrhunderts unterschied sich Krodznieks dadurch, dass er die Geschichte der Letten im Kontext des Nationalismus verstand. Weil der Gedanke der Eigenstaatlichkeit unter den Letten – wie auch unter den Esten – erst während des Esten Weltkriegs Fuß fasste, darf man von Krodznieks jedoch nicht erwarten, die Idee eines eigenen Nationalstaates formuliert zu haben. In Bezug auf die nationale Rhetorik war er ziemlich moderat und unterschied sich kaum von der Generation vor ihm. Neu war jedoch, dass er die historischen Ereignisse sorgfältiger analysierte, woraus sich ein deutlicheres nationales Narrativ herauschälte. Die Geschichte stellte nicht mehr nur einfach etwas zu Beschreibendes dar, denn jedes Detail bekam eine Bedeutung in der Gesamterzählung.²⁴

Hieraus scheint sich die Bedeutung von Krodznieks im Kontext der Entwicklung einer lettischen historischen Meistererzählung zu ergeben. Umso schwerer fällt es jedoch, seine Texte mit der Geschichtsschreibung andernorts zu vergleichen. Für einen Autoren der Jahrhundertwende wären im europäischen Zusammenhang Einflüsse des Positivismus, die Abgrenzung von nationalromantischen Darstellungen²⁵ sowie die Betonung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte charakteristisch gewesen. In der nationalen Geschichtsschreibung hatte dies oft zur Folge, dass Autoren sich eher mit der Geschichte der von ihnen postulierten Niedergangszeit nach

²² NARVE FULSÅS: Norway: The strength of national history, in: *Nordic Historiography in the 20th Century*, hrsg. von FRANK MEYER und JAN EIVIND MYHRE, Oslo 2000 (Tid og Tanke, 5), S. 240-264, hier S. 247.

²³ JANIS KRODSNEKS: *Latwijas wehsture* [Die Geschichte Lettlands], Riga 1920.

²⁴ Angelika Epple verbindet die neuartige Narrativierung in der Historiografie mit dem epistemologischen Bruch in der Philosophie. Die „Idee“ der Geschichte entpuppte sich als ein Werkzeug, das den Historikern half, bedeutende Ereignisse von den unbedeutenden auszusortieren, wofür im 19. Jahrhundert der Nationalismus als Grundlage diente. ANGELIKA EPPLE: *A Strained Relationship. Epistemology and Historiography in Eighteenth- and Nineteenth Century Germany and Britain*, in: *Nationalizing the Past. Historian as Nation-BUILDER in Modern Europe*, hrsg. von STEFAN BERGER, Basingstoke 2010 (Writing the Nation, 4), S. 86-107.

²⁵ BERGER, *The Power of National Pasts* (wie Anm. 19), S. 38.

der Phase der „ursprünglichen Freiheit“ beschäftigten und eine Darstellung der nationalen Geschichte von ihren imaginierten Anfängen bis zur Gegenwart verfassten, was wiederum in einer negativen Einstellung gegenüber Fremdherrschaft gipfeln konnte. Diesen Kriterien entspricht die Interpretation der estnischen Geschichte von Villem Reiman²⁶ z.B. recht gut, der als erster Autor die „goldene Zeit“ und die Niedergangszeit zu einer estnischen Geschichte aus einer Feder zusammenschrieb. Aus seinen Texten lassen sich auch eine positivere Einstellung zu der schwedischen und eine negativere zu der russischen Zeit herauslesen.

Als Reaktion auf die nationalromantische Schule entstand im lettischen Nationalismus die *jaunā strāva* (neue Strömung).²⁷ In der Geschichtsschreibung hätte sich diese Richtung entsprechend dem estnischen Beispiel in einer deutlicheren Kritik an der Aktivität (bzw. Passivität) der russischen Herrschaft äußern können; diese hätte man dafür kritisieren können, dass die Bauernbefreiung nicht schnell genug vollzogen wurden und den Deutschbalten dabei zu viel Handlungsspielraum blieb. Bei Krodznieks sucht man derartige Ansichten allerdings vergebens. Genau wie bei Koskinen, dem spätere Generationen die fehlenden anti-russischen Ressentiments vorwarfen, fehlt dieses für spätere Autoren typische Element auch bei Krodznieks. Gleichzeitig kann man beide auch nicht als pro-russisch bezeichnen. Der pragmatische Koskinen stellte fest, dass es in der Vergangenheit sowohl Perioden gegeben habe, in denen die russische Herrschaft für Finnland eine positive Rolle spielte, als auch Phasen, in denen sie eher negative Folgen zeitigte. Eine ähnliche Richtung scheint auch Krodznieks einzuschlagen. Die Entstehung von anti-russischen Stimmungen wird sowohl in heutigen finnischen als auch in estnischen Darstellungen in erster Linie auf die so genannte Russifizierung Ende des 19. Jahrhunderts zurückgeführt. Weil diese „Russifizierungspolitik“ auch die lettischen Siedlungsgebiete betraf, könnte man erwarten, dass es auch unter lettischen Intellektuellen ähnliche Reaktionen gab. Die Beispiele Norwegens und Islands zeigen, dass die Idee der politischen Emanzipation auch dann entstehen kann, wenn die politisch dominierende Macht sich als relativ mild erweist. Somit könnte man behaupten, dass die imperiale Politik St. Petersburgs dem estnischen und lettischen Nationalismus zwar durchaus erheblichen Schwung verlieh, aber keinen wesentlichen Drang nach politischer Emanzipation entstehen ließ.

Im Unterschied zu Koskinen, der die finnische Geschichte „von Anfang bis Ende“ darstellte, gelang es Krodznieks nicht, die ganze lettische Geschichte aufzuarbeiten. Ein Grund dafür dürfte die Tatsache gewesen sein, dass er fast von Null anfangen musste. Die erste Generation, die ein

²⁶ VILLEM REIMAN: Eesti ajalugu [Estnische Geschichte], Tallinn 1920. Die Originalausgabe erschien als Teil des Buches KAARLE OLAVI LINDEQUIST: Üleüldine ajalugu [Allgemeine Geschichte], Jurjev 1903-1906.

²⁷ PLAKANS, The Latvians (wie Anm. 5), S. 102.

historisches Narrativ kreiert, gelangt meist nicht über die so genannte „goldene Zeit“ hinaus. Weil die Letten erst in dem Augenblick dazu kamen, diese „goldene Zeit“ aufzuarbeiten, als anderswo schon spätere Abschnitte der Vergangenheit auf der Tagesordnung standen²⁸, stellt das lettische Beispiel eine interessante Kombination dar: eine positivistische Interpretation der „goldenen Zeit“.

Die nationalstaatliche Periode

Zwar unterscheidet sich der lettische Zusammenhang in Bezug auf die nationalromantische Periode und die der Synthetisierung der historischen Erzählung deutlich von der Entwicklung der parallel ausgearbeiteten Narrative in Nordeuropa und im Baltikum. Demgegenüber ähneln die lettischen Geschichtsbücher aus der Zeit des Nationalstaats denjenigen in den Vergleichsregionen sehr. Offensichtlich können Schwierigkeiten bei der Kreierung eines historischen Narrativs rasch überwunden werden. Auch in der belorussischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert gab es Gegensätze verschiedener Schulen, doch betrafen diese Probleme weniger die Vergangenheit als vielmehr die Schaffung einer nationalen Identität, was sich auch im 20. Jahrhundert fortsetzte.²⁹

In den estnischen und lettischen historiografischen Texten der 1920er und 1930er Jahre gibt es keine auffallenden Unterschiede, was auf ein ähnliches Grundmuster hinweist, das die Herausbildung von Meistererzählungen in beiden Ländern dominierte. Während die Geschichte im 19. Jahrhundert dazu diente, sich selbst kennen zu lernen, ohne dass der historische Prozess dabei einem konkreten Ziel untergeordnet worden wäre, so ist die Periode der Eigenstaatlichkeit vom Narrativ des „Ankommens“ gekennzeichnet. Die ganze Geschichte wird nun als ein Prozess dargestellt, der letztlich zur Gründung des unabhängigen Staates geführt habe.³⁰

Verallgemeinernd ist zum lettischen historischen Narrativ zu sagen, dass die Liven aus der Geschichte des Landes herausfallen, während der Semgaller Freiheitskampf integriert wird. So entsteht eine nationale Erzählung, deren Kern eine Ethnie bildet. Dabei fallen die Liven freilich nicht ganz aus der Geschichte heraus, denn sie werden durchaus noch erwähnt. Allerdings wird ihnen viel weniger Aufmerksamkeit gewidmet als früher, und zum Teil werden Episoden, in denen eigentlich von Liven die Rede sein müsste, lettisiert. Während das oben erwähnte Schulbuch von Jānis Bankins (1878) die Liven auf fast allen der ersten 25 Seiten (von 86) nennt, sie insgesamt 143 Mal vorkommen, werden sie in der „Kleinen Geschichte

²⁸ WOHLFART, Der Rigaer Letten Verein (wie Anm. 2), S. 253.

²⁹ GRIGORY IOFFE: Understanding Belarus. Belarusian Identity, in: Europe-Asia Studies 55 (2003), Nr. 8, S. 1241-1272.

³⁰ FRĪDIS ZĀLĪTIS: Latvijas vēsture [Geschichte Lettlands], Riga 1991 (1937), S. 10.

Lettlands“ von Antons Birkerts³¹ nur auf drei der 112 Seiten erwähnt, insgesamt nur 14 Mal. Estland und die Esten werden bei Bankins 168 Mal, bei Birkerts jedoch kein einziges Mal erwähnt. Bei der Beschreibung des Semgaller Freiheitskampfes, der von früheren Autoren als Teil der litauischen Geschichte behandelt worden war, werden die Litauer nun lediglich flüchtig erwähnt. Auch die Rhetorik ändert sich. Das Narrativ des Freiheitskampfes wurde im 19. Jahrhundert recht zurückhaltend gebraucht, wobei zumeist auf Heroisierungen verzichtet wurde. In der Zeit des Nationalstaats jedoch sind dieselben Ereignisse als ein mit aller Kraft geführter selbstloser Kampf für die Freiheit gezeichnet. Während Bankins das geografische Südkurland ausspart und die Geschichte des lettischen Nordens im weiteren regionalen Kontext darstellt, gilt Birkerts' Darstellung dem ganzen – und ausschließlich – „Lettland“. Seine Herangehensweise, die man als narrative Selbstisolation des eigenen ethnischen Kollektivs bezeichnen kann, war keinesfalls ungewöhnlich, denn auch in Estland wurde der Geschichte der südlichen Nachbarn nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet als unbedingt notwendig.

Auch die lettische Agrargeschichte von Arveds Švābe³² ist völlig aus der Perspektive der lettischen Bauern konzipiert. Im Vergleich zu früheren Herangehensweisen fehlen jegliche pro-russischen Andeutungen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, für die die russische Regierung zuvor gelobt worden war, verschlechterte für Švābe die Lage nur noch, da „mit einem Federstrich 900 000 lettische Bauern zum landlosen Volk degradiert wurden.“³³ Auch über die polnische Zeit wusste er nichts Gutes zu berichten. Zwar wertet er die schwedische Herrschaft positiver, doch bleibt er zurückhaltend: Die Agrarreformen von Karl XI. hätten die Rechte der Bauern zwar besser garantiert als die Reformen von 1819, doch sei ihr Einfluss nur kurz gewesen.

Ein interessantes Phänomen der nationalstaatlichen Periode ist auch die Militarisierung der Geschichte. Die nationale Ideologie vieler kleiner Völker war ausgesprochen friedlich. Das Motiv, „wir“ hätten niemandem etwas zuleide getan³⁴, nutzen in vergleichbarer Form auch andere kleine Nationen.³⁵ Dabei handelt es sich jedoch nicht um Pazifismus, der als besonders charakteristisch für diese nationalen Bewegungen galt, sondern eher um

³¹ ANTONS BIRKERTS: *Mazā Latvijas vēsture* [Kleine Geschichte Lettlands], Rīga 1990 (1925).

³² ARVEDS ŠVĀBE: *Agrarian History of Latvia*, Riga 1929.

³³ „By one single stroke of the pen 900,000 agriculturists of Latvia were reduced to the position of landless people.“ Ebenda, S. 111.

³⁴ ELENA MANNOVÁ: Vom „Völkerkerker“ zur „Völkerfamilie“? Das Bild der Habsburgermonarchie in der slowakischen Historiographie, in: *Vergangene Größe und Ohnmacht in Ostmitteleuropa: Repräsentationen imperialer Erfahrung in der Historiographie seit 1918*, hrsg. von FRANK HADLER und MATHIAS MESENHÖLLER, Leipzig 2007, S. 263-277, hier S. 263.

³⁵ Siehe z.B. LOUIS CLERC: *The Finnish Foreign Ministry's Press Department and Narratives on the Past, 1918–1958*, Turku 2011.

das Fehlen vernünftiger Alternativen, wie Gudmundur Hálfðanarson es für Island gezeigt hat.³⁶ Trotzdem kann in Bezug auf Lettland, Estland und Finnland von einer Militarisierung des Geschichtsbildes in der Zeit des Nationalstaats gesprochen werden, welche durch eine gewisse Maskulinisierung und martialische Atmosphäre gekennzeichnet war.³⁷ In den Texten fallen tatsächlich immer mehr blutige und ausführliche Schilderungen von Kriegsszenen auf. Derek Fewster bringt dies in Hinblick auf Finnland mit dem in der Zwischenkriegszeit spürbaren Bedürfnis in Verbindung, sich für einen zukünftigen Krieg gegen den/die Nachbarn vorzubereiten. Der ewige Kampf gegen den äußeren Feind wurde nun auch in die Vergangenheit projiziert.³⁸ Ähnliche Züge kann man auch in der norwegischen Historiografie Anfang des 20. Jahrhunderts erkennen, obwohl ein realer militärischer Konflikt mit einem fremden Volk damals bereits mehr als hundert Jahre zurück lag.

Diese zwei Richtungen – ein grundsätzlicher Pazifismus der kleinen Völker bei gleichzeitiger Militarisierung der Erzählung – ziehen sich aber parallel durch die Geschichtsschreibung in der ganzen betrachteten Periode. Während der erste Strang im 19. Jahrhundert dominiert, tritt der zweite mit der Eigenstaatlichkeit stärker in den Vordergrund.

* * *

Während die lettische Historiografie in der Zwischenkriegszeit tendenziell den Ansätzen in den Vergleichsregionen ähnelt – ein selbstbewusstes nationales Narrativ, dessen Militarisierung und die Darstellung der Vergangenheit als ein langer Prozess der Nationalstaatsbildung –, so gilt dies nicht im selben Maß für die Texte des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende: Es gab kaum historische Arbeiten, und die wenigen, die es gab, bewegten sich in unterschiedliche Richtungen und waren oft auch stilistisch unentschlossen. Von der nationalen Rhetorik her standen die Letten den pragmatischen Finnen näher als den emotionaleren Darstellungen von Norwegern, Esten und Litauern. Das 19. Jahrhundert war vor allem eine Zeit, in der nach den Grenzen der Nation gesucht wurde. Während es schon ziemlich klar war, wer die Esten bzw. Finnen waren und wodurch sie sich von den Nachbarvölkern unterschieden, so war die Situation bei den Letten um einiges komplizierter. Wer eine lettische nationale Geschichte

³⁶ GUDMUNÐUR HÁLFÐANARSON: Icelandic Nationalism. A Non-Violent Paradigm?, in: Nations and Nationalities in Historical Perspectives, hrsg. von DEMS. und ANN KATHERINE ISAACS, Pisa 2001, S. 1-13.

³⁷ MISÄNS, „Wir waren immer ein Kriegervolk“ (wie Anm. 2); KRISTI KUKK: Mütologiseeritud ajaloo rollist eesti rahvuse arengus [Über die Rolle der mythologisierten Geschichte in der Entwicklung der estnischen Nation], in: Vikerkaar 2003, Nr. 10-11, S. 98-107; DEREK FEWSTER: Visions of Past Glory. Nationalism and the Construction of Early Finnish History, Helsinki 2006.

³⁸ FEWSTER, Visions of Past Glory (wie Anm. 37), S. 320f.

schreiben wollte, war gezwungen, diese angesichts mehrerer ethnischer Gruppen (Liven, Letten), Religionen (Luthertum, Katholizismus) und im Hinblick auf die politische Geschichte (Schwedenzeit, polnische Zeit etc.) zu definieren. Die Probleme, die sich daher bei der Schaffung einer lettischen nationalen Meistererzählung stellten, gehörten zu den kompliziertesten in der Ostseeregion.

Die lettische Historiografie bemühte sich um die Wende von 19. zum 20. Jahrhundert um die Kreation eines nationalen Narrativs der Vergangenheit. Im Vergleich zu anderen kleineren Völkern fällt jedoch auf, dass in lettischen historischen Texten kaum einmal Kritik an der russischen Herrschaft geäußert wird. Die Autoren konzentrieren sich meist auf das „goldene Zeitalter“ vor der Ankunft der Kreuzfahrer, weil der früheren Generation der lettischen Literaten die Narrativierung dieses Zeitalters nicht gelungen war. Allerdings wurde die Geschichtsschreibung der Jahrhundertwende schon vom Positivismus beeinflusst, so dass sich im lettischen Kontext kein Textkorpus herausbilden konnte, der dem Stil nach mit der nationalromantischen Historiografie vergleichbar gewesen wäre. In der Zeit des Nationalstaats gelangen lettische Autoren jedoch rasch zu einem einheitlichen Narrativ, welches den Meistererzählungen anderer Nationen mit einem neu begründeten unabhängigen Staat ähnelte.

Die heutige Forschungsrichtung der Historiografefgeschichte weist jeder noch so kleinen Region und jedem Textkorpus eine unerwartet wichtige Rolle zu. Im lettischen Fall ist nicht nur die „Amnesie“ des 19. Jahrhunderts bemerkenswert, sondern auch der geringe Einfluss, den dieses Vergessen auf die spätere nationalstaatliche Historiografie hatte.

SUMMARY

*An Even Worse Case of Amnesia?
Latvian National History-Writing from
the 19th Century until World War II
in a Comparative Perspective*

The purpose of this article is to outline the Latvian national interpretation of history between the 1870s until the 1930s. The primary focus is on the 19th century and the notion encountered in academic writing that 19th-century Latvian nationalism never arrived at an interpretation of national history. Thus, it raises the question, why did Latvian nationalism suffer from “amnesia” specifically in history-writing, whereas the rest of the nationalist movement was never “late” compared to the neighbouring countries.

The article presents various 19th-century history texts whose authors have nevertheless tried to interpret Latvian history in a national context. Why these texts have hitherto gone unnoticed could probably be explained by their somewhat primitive interpretation, which did not meet the expectations of the nationalists of the following generations. However, it is worth noting that the texts do express rather well the difficulty of creating a Latvian national historical identity. Compared to the closest neighbours, the history of Latvia was more multifaceted, therefore making it more difficult to sift out the “inherently Latvian” parts. Hence it was necessary to amalgamate the national history of Latvia from the histories of various ethnic groups (Livonians, Latvians), religions (Lutheranism, Catholicism), and political entities (Germany, Poland, Livonia under the Swedish and Russian rule, the independent Courland, and Semigallia with its Lithuanian background). The texts that the article refers to move in different directions without forming a unified Latvian national history narrative during this phase of history-writing. Therefore, one of the reasons for the above-mentioned amnesia could have been a higher difficulty of the narrativisation of national history compared to most other European small nations.

The texts of Janis Krodznieks, the best-known representative of the next-generation history-writing, who rose to prominence at the turn of the century, are considerably more nationalistic. Of all the possible histories, he chooses as the backbone for Latvian national history that of Northern Latvia, and the focus shifts – but fairly late, compared to the rest of Europe – to a nationalist interpretation of Latvia’s “Golden Age”. Influenced by the period’s generally positivist tendencies the interpretation remains rather impartial in style. Moreover, in Latvia there was a weaker presence of anti-Russian sentiment, which at the time was already having a profound influence on the history-writing of its neighbouring countries.

While the Latvian interpretation of history remained chronologically a step behind its neighbours until the achievement of independence, this “lag” was very quickly compensated with the conditions of sovereignty. The interpretation of history began to centre on the birth of nationhood as the final destination of a national history. An increasing focus was put on mononationalism, i.e., giving historically more prominence to Latvians while letting Livonians, Baltic Germans, and others fade more and more into background. Furthermore, a growing emphasis was put on the military aspect of history, and the events in the 14th-century Semigallia were to become a symbol of Ancient Latvia’s struggle for freedom.

Egill Skallagrimsson in der lettischen Geschichtsschreibung

VON IRINA BUŠA

I.

Das Wort „Saga“ (altisländisch *segja*: sprechen/reden; erzählen) bezeichnet eine Erzählung in Prosa über das alte Island und seiner Bewohner, verfasst in der altisländischen Sprache (*fornnorræna*).¹ Die Niederschrift von Sagas begann im 12. Jahrhundert, als die Isländer die lateinische Schrift und westeuropäische mittelalterliche Texte kennenlernten. Im Laufe der Zeit veränderten sich die Auffassungen über die Herkunft der Sagas. Heutzutage dominieren zwei Standpunkte. 1) „Theorie der freien Prosa“: Ihr zufolge entstanden die ersten Sagas ungefähr um 930. Sie wurden zunächst mündlich überliefert, bevor sie schriftlich festgehalten wurden. 2) „Theorie der Buchprosa“: Ihr zufolge kamen die Sagas ab dem 12. Jahrhundert als literarische Texte auf.² Demzufolge wären die Sagas literarische Quellen, d.h. Interpretationen von historischen Ereignissen.

Der deutsche Historiker und Germanist Rudolf Simek betont, dass unser Wissen von der Zeit der Wikinger überwiegend auf literarischen Texten basiert.³ Dabei handelt es sich um die Zeit vom Ende des 8. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, als die Wikinger sich oft auf Raub- und Handelsfahrten weit von ihrer Heimat entfernten. Die Sagas wurden während der Blütezeit der westeuropäischen mittelalterlichen Literatur niedergeschrieben. Texte historischen Inhalts zu verfassen, war in Westeuropa im 12. und 13. Jahrhundert verbreitet, wie der italienische Mediävist Paolo Delogu gezeigt hat. Die Autoren schrieben ihre Texte meist auf Latein, sie kannten die Werke ihrer Vorgänger und bemühten sich, von deren Wissen Gebrauch zu machen. Zu ihren Themen zählte die Frage

¹ Das Thema hat die Autorin bereits in einem Konferenzbericht behandelt, siehe Ирина Буша: Историография контактов жителей территории Латвии и Скандинавии в эпоху викингов [Die Historiografie der Kontakte zwischen den Bewohnern der Territorien Lettlands und Skandinaviens zur Wikingerzeit], in: *Vēsture: Avoti un cilvēki*, Bd. 13, Daugavpils 2010, S. 50-56.

² RUDOLF SIMÉK: Saga, in: *Lexikon des Mittelalters* (künftig: LMA), Bd. 7, München 1995, Sp. 1251-1254.

³ Рудольф Зимек: Викинги: миф и эпоха. Средневековая концепция эпохи викингов [Die Wikinger: Mythos und Epoche. Die mittelalterliche Konzeption der Wikingerzeit], in: *Древнейшие государства Восточной Европы*, Jg. 1999: Восточная и Северная Европа в средневековье, hrsg. von Галина В. Глазырина, Москва 2001, S. 9-25, hier S. 12.

nach der Rolle des Menschen im Verhältnis zu Gott im geschichtlichen Ablauf. Auch aus Skandinavien tauchten im 13. Jahrhundert historische Texte auf, die von christlichen Traditionen beeinflusst waren. Damals verfasste Snorri Sturluson (1179–1241) seine „Heimskringla“,⁴ eine Saga über norwegische Könige. Der Text ist auf Altisländisch abgefasst und weist Spuren der mündlichen Tradition der vorchristlichen Zeit in Skandinavien auf.⁵ Somit wurden die Sagas von Menschen niedergeschrieben, die bereits dem westeuropäischen Kulturkreis angehörten, sich jedoch die Traditionen der Wikingerzeit bewahrt hatten. Die Sagas werden nach ihrer Thematik in bestimmte Gruppen eingeteilt, so behandeln beispielsweise „Königssagas“ norwegische Könige, die „Bischofssagas“ erzählen von isländischen Bischöfen, die „Urzeitsagas“ von den legendären alten Zeiten und die „Lügensagas“ kommen unseren Märchen nahe. Auch die übersetzte Literatur aus dem Mittelalter bezeichnete man als „Sagas“. Von den Vorfahren der Isländer, die im 9. bis 11. Jahrhundert lebten, berichten schließlich die „Isländersagas“ oder „Sippensagas“ (bis heute sind nur etwa 60 Sagas dieser Gattung überliefert worden).

Ob die Sagas als eine verlässliche historische Quelle betrachtet werden können, wird schon seit langem kritisch diskutiert. Wer sie als historische Quellen heranzieht, muss immer bedenken, dass diejenigen, die sie erst mündlich, dann schriftlich überliefert haben, sich selbst nicht als „Erfinder“, sondern als „Wiedergeber“ wahrer Ereignisse betrachtet haben. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen meist Erlebnisse aus dem Leben eines Helden; hauptsächlich zählen dazu dessen Kämpfe, mit denen seine Kraft und sein Erfolg illustriert werden. Sowohl die Taten des Helden als auch sein Erfolg sind vom Schicksal gelenkt. In dieser Hinsicht spiegeln die Sagas vorchristliche Vorstellungen wider. Allerdings wich womöglich bereits der erste „Erzähler“, der von den Taten des Helden berichtete, von der realitätsnahen Schilderung ab, was mit der Zeit zu immer neuen Veränderungen führen konnte. Snorri Sturluson, der auch als Dichter der in diesem Aufsatz im Mittelpunkt stehenden „Egils Saga“ (Sage von Egill) gilt,⁶ wird folgende Äußerung zugeschrieben: „Auch wenn wir selbst nicht wissen, ob diese Geschichten wahr sind, können wir dessen sicher sein, dass kluge Menschen im Altertum sie für wahr gehalten haben“. Für die Zuschreibung von Heldentaten, die der betreffende Mensch nie begangen hatte, hatte er nur Spott übrig.⁷

⁴ HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Egill Skallagrímsson, in: LMA, Bd. 3, München u. Zürich 1986, Sp. 1611–1612.

⁵ PAOLO DELOGU: An Introduction to Medieval History, London 2002, S. 103f., 123, 141, 154.

⁶ SCHWARZMAIER, Egill (wie Anm. 4), Sp. 1611; auch ARVĒDS ŠVĀBE: Senā Kurša [Das Alt-Kurland], in: Straumes un avoti, Bd. 1, Rīga 1938, S. 52.

⁷ SNORRI STURLUSON: Prologus, in: Heimskringla (Elektronische Ausgabe), URL: <http://www.snerpa.is/net/snorri/prolog.htm> (letzter Zugriff 25.12.2011).

Heutzutage sollten Historiker, die ihr Wissen über ihr Forschungsobjekt wissenschaftlich anzuwenden gelernt haben und zudem noch andere Quellen heranziehen, die Sagas durchaus verwenden können. Der Historiker Teodors Zeids (1912–1994) nannte die Sagas eine „altisländische mündliche Historiografie“ und behauptete, sie enthielten „wahre Geschichte“.⁸ Die russische Historikerin Eelena A. Mel'nikova wies darauf hin, dass die Skandinavier zur Wikingerzeit im Vergleich zu anderen Völkern über das reichste Gegenwartswissen von Europa verfügten, das sie wiederum in ihren Sagas festhielten.⁹ Und Kurland war für die Skandinavier eines der am nächsten gelegenen Länder Osteuropas.

II.

Mit der Entwicklung der Geschichtsschreibung ändern sich die Vorstellungen von den Ereignissen. Da die Geschichtswissenschaft eine sozialwissenschaftliche Disziplin ist, führen Veränderungen in der Gesellschaft häufig auch zu neuen Ansichten bezüglich vergangener Ereignisse. Damit entstehen auch neue Forschungsobjekte. Die Arbeit lettischer Historiker mit der „Egils Saga“ ist ein gutes Beispiel sowohl für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft als auch für die Veränderungen im gesellschaftlichen Leben. Die Saga umfasst 87 Kapitel, doch befassten sich lettische Historiker in erster Linie mit den Schilderungen in Kapitel 46, da es sich hierbei offensichtlich um eine Beschreibung der „Vorfahren der Letten“ handelt; einige Kollegen allerdings betrachteten auch den gesamten Textkorpus.

In einem 1929 erschienenen Artikel über „Egils Saga“ im „Lettischen Konversationslexikon“, dessen Chefredakteur der Historiker Arvēds Švābe (1888–1959) war, können wir viel über die Persönlichkeit Egills lesen.¹⁰ 1938, fast ein Jahrzehnt später, zeichnete derselbe Švābe folgendes Bild von Egill Skallagrímsson: „Egill ist ein typischer Wikinger, zugleich großmütig und rachsüchtig, freigebig und gewinnsüchtig, der sich bereits als Kind mit seiner Kraft und Klugheit hervortat“.¹¹ Švābe fügte skeptisch hinzu, dass Sagenhelden leicht zu idealisieren seien, und ergänzte, dass es in „Egils Saga“ wie in anderen nordländischen Sagen diverse wiederkehrende Motive gebe, die einem auch in anderen Traditionen begegneten und die in die Beschreibungen von historisch wahren Ereignissen und

⁸ TEODORS ZEIDS: Senākie rakstīte Latvijas vēstures avoti līdz 1800. gadam [Die ältesten schriftlichen Quellen zur Geschichte Lettlands bis 1800], Rīga 1992, S. 9.

⁹ ЕЛЕНА А. МЕЛЬНИКОВА: Образ мира. Географические представления в Западной и Северной Европе V–XIV века [Das Bild der Welt. Die geographischen Vorstellungen im westlichen und nördlichen Europa im 5.–14. Jahrhundert], Москва 1998, S. 176, 201.

¹⁰ [ARVĒDS ŠVĀBE:] Egila sāga, in: Latviešu konversācijas vārdnīca, Bd. 4, hrsg. von DEMS. u. a., Rīga 1929, Sp. 6855.

¹¹ ŠVĀBE, Senā Kursā (wie Anm. 6), S. 53.

Darstellungen der Lebenswirklichkeit einflößen.¹² Indem Švābe hier den Sagenhelden in erster Linie als einen Menschen zu verstehen suchte, war seiner Herangehensweise derjenigen der *Annales*-Schule verwandt, die in Frankreich 1929 begründet worden war und sich neuen Themen öffnete, wie etwa der Mentalität von Menschen und Gesellschaften, ihrer Denkweise, ihren Ansichten und Vorstellungen. Somit darf man vermuten, dass Švābe dem neuesten Stand der Geschichtswissenschaft gemäß arbeitete, doch handelte es sich bei diesem Text wohl nur um einen ersten Versuch. Die politischen Veränderungen, die das Jahr 1940 mit sich brachte, führten zu entscheidenden Neuerungen in der lettischen Historiografie.

III.

Das lettische Lesepublikum machte der Lehrer, Literaturwissenschaftler, Publizist und Übersetzer Roberts Kļauṣtīņš (1875–1962) mit der „Egils Saga“ bekannt. Im ersten Heft der Zeitschrift „Druva“ (Kornfeld) wurde 1914 seine Übersetzung des 46. Kapitels der Saga unter dem Titel „Egill Skallagrímssons Wikingerfahrt nach Kurland“¹³ veröffentlicht. Die Übersetzung erfolgte allerdings aus dem Deutschen, nicht aus der Originalsprache. Man darf sie trotzdem wohl als klassisch bezeichnen, denn 1921 wurde sie mit geringen Änderungen in die Schriftensammlung „Mūsu Dzimtene“ (Unsere Heimat) aufgenommen¹⁴ und gehörte seither auch zur Schullektüre, da sie in das in vielen Auflagen publizierte Lehrbuch von Frīdis Zālītis (1887–1944) „Latvijas vēsture“ (Geschichte Lettlands) im Kapitel „Wikinger und Russen in Alt-Lettland“ Aufnahme fand.¹⁵ Kļauṣtīņš' Übersetzung liest man auch in heutigen Lehrbüchern, wie etwa in „Vēsture vidusskolai“ (Geschichte für die Mittelschule) von Valdis Klišāns¹⁶ oder in „Ceļvedis Latvijas senvēsturē“ (Leitfaden der Vorgeschichte Lettlands) von Arnis Radīņš.¹⁷

In einem 2007 in der Russländischen Föderation erschienenen Band über die Geschichtswissenschaft in Lettland während der Zwischenkriegszeit wird Kļauṣtīņš zu den Historikern gezählt, die die Auswirkungen der

¹² Ebenda, S. 54f.

¹³ ROBERTS KĻAUSTIŅŠ: Kā Egils Skallagrimesons braucis vikingos uz Kurzemi [Wie Egill Skallagrímsson eine Wikingerfahrt nach Kurland unternahm], in: *Druva* 1914, Nr. 1, S. 51–56.

¹⁴ *Mūsu Dzimtene: ainās iz Latvijas dabas un vēstures* [Unsere Heimat: Bilder aus Natur und Geschichte Lettlands], hrsg. von TEODORS SEIFERTS, Zehšis 1921, S. 27–30.

¹⁵ FRĪDIS ZĀLĪTIS: *Latvijas vēsture: pamatskolai* [Geschichte Lettlands für die Grundschule], Rīga 1938, S. 33.

¹⁶ VALDIS KLIŠĀNS: *Vēsture vidusskolai I: eksperimentālā mācību grāmata* [Geschichte für die Mittelschule I: Experimentelles Lehrbuch], Rīga 2002, S. 106.

¹⁷ ARNIS RADIŅŠ: *Ceļvedis Latvijas senvēsturē* [Leitfaden der Vorgeschichte Lettlands], Rīga 1996, S. 60–62.

Wikingerzeit in Kurland erforscht hätten.¹⁸ Diese Annahme fußt jedoch lediglich auf seiner erwähnten Veröffentlichung von 1914. Zudem war Klaustiņš kein Historiker, doch er erörterte in seinen Arbeiten intensiv historische Themen. Dass viele lettische Publizisten und Literaten an der Wende zum 20. Jahrhundert verstärktes Interesse für die Geschichte ihres Landes zeigten, kommentiert Guntis Berelis, ein heutiger Literaturkritiker, folgendermaßen:

„Mit der Literatur wollte man vor allem zeigen und beweisen, dass es auf dieser Welt so ein Volk wie die Letten gibt, und in erster Linie den Letten selbst darüber aufklären, der auf seine bäuerliche Abstammung zumeist nicht stolz war. (...) Nationales Selbstbewusstsein – und damit auch die nationale Literatur – kann ohne mythische Selbstreflexionen nicht existieren. (...) Die Literatur schaffte den Mythos vom verlorenen Paradies – von der legendenhaften, hellen, mit Helden überfüllten und vor allem freien Vergangenheit, die verschwunden ist, und die nun wiedergewonnen werden musste.“¹⁹

Klaustiņš war an der großen und aufwändigen Sammlung der lettischen Volkslieder (*dainas*) in zwölf Bänden beteiligt.²⁰ Er besorgte die Einleitung und die Kommentare für eine Edition der älteren Livländischen Reimchronik.²¹ Seine Schriften zur Geschichte wurden jedoch durchaus kritisiert, z.B. von Leonid Arbusow (1882–1951), der ihm vorwarf, es mangle ihm an Quellenkenntnis und Sinn für das Historische.²² Betrachtet man aber Klaustiņš' Übersetzung des 46. Kapitels der „Egils Saga“, erkennt man deutlich sein Bemühen, seine Schlussfolgerungen mit anderen mittelalterlichen Quellen zu fundieren; heute allerdings überzeugt seine Argumentationslogik nicht mehr – vor allem aber fehlt es an genauen Hinweisen auf seine Quellen.

Womit lenkte eigentlich die „Egils Saga“ Klaustiņš' Aufmerksamkeit auf sich? Zwei Gründe sind denkbar. Zum einen hat Klaustiņš selbst darauf hingewiesen, dass 1911 in Jena eine Sammlung der „alten nordischen

¹⁸ МИХАИЛ В. КИРЧАНОВ: Историческая наука в Латвии 1920–1940 годов и изучение национальной истории [Die historische Wissenschaft in Lettland 1920–1940 und das Studium der nationalen Geschichte], in: Латышская историческая наука в период Первой республики. Хрестоматия-ридер оригинальных текстов на латышском языке (для изучающих историю Латвии и латышский язык), hrsg. von DEMS., Воронеж 2007, S. 5–23, hier S. 8.

¹⁹ GUNTIS BERELIS: Latviešu literatūras vēsture [Geschichte der lettischen Literatur], Rīga 1999, S. 21.

²⁰ Latvju tautas daiņas: ilustrēts izdevums ar variantiem un zinātniskiem apcerējumiem [Die *dainas* des lettischen Volkes. Illustrierte Ausgabe mit Varianten und wissenschaftlichen Abhandlungen], hrsg. von JĀNIS ENDZELĪNS und ROBERTS KLAUSTIŅŠ, 12 Bde., Rīga 1928–1932.

²¹ Atskaņu chronika. Ditleba Alnpeķes „Rīmju chronika“ [Die Reimchronik. Die „Reim-Chronik“ des Dietleb von Alnpeke], übersetzt von JĒKABS SAIVA, mit Einleitung und Kommentar von ROBERTS KLAUSTIŅŠ, Rīga 1936.

²² LEONĪDS ARBUZOVŠ: Atbilde uz Klaustiņa kga recenziju [Antwort auf die Rezension von Hrn. Klaustiņš], in: Izglītības Ministrijas Mēnešraksts 1920, Nr. 12, S. 586.

Lyrik und Prosa“ unter dem Titel „Thule“ herausgegeben worden war, die auch die „Sage“ von Egill enthielt.²³ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war ein großer Teil der lettischen Gesellschaft der deutschen Sprache mächtig, so dass Übersetzungen alter nordischer literarischer Texte ins Deutsche auch im lettischen Teil Livlands ihr Publikum finden konnten. In russischer Sprache gab es entsprechende Übersetzungen damals noch nicht. Zwar hatte sich Fedor A. Braun (Friedrich Braun, 1862–1942), Professor für westeuropäische Literatur an der St. Petersburger Universität, 1900 bereit erklärt, diejenigen Sagas zu übersetzen, in denen die Völker des Russländischen Imperiums erwähnt werden, doch blieb dieses Vorhaben ergebnislos.²⁴ Zum anderen wuchs zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Rolle der Letten sowohl in der Volkswirtschaft als auch im Bereich der Bildung. Die lettische Bildungsschicht forderte mehr Autonomie. 1914 veröffentlichte der Literaturhistoriker und Schriftsteller Teodors Zeiferts (1865–1929) unter dem Namen „Teodor“²⁵ in der Zeitschrift „Druva“ seine Überlegungen darüber, was eine Nation ausmache. Seiner Ansicht nach sei eine Nation eine organisierte Gemeinschaft von Menschen mit eigener Geschichte. Zu einer Nation gehöre ein prächtiges, reiches und altes Erbe aus den Zeiten, als das Volk noch gegen die Natur und seine Feinde um seine Existenz kämpfen musste. Dann erst sei die Zeit gekommen, in der das Volk – in diesem Fall die Letten – selbst sein Leben organisiert und über ihre Zukunft geurteilt habe.²⁶ Derartige Stimmungen in der Gesellschaft motivierten die Letten zur Erforschung ihrer eigenen Geschichte, wobei insbesondere die Zeiten, in denen keine fremden Herren über sie herrschten, inspirierend wirkten.

Klaustiņš wies zu Beginn seines Artikels von 1914 darauf hin, dass in der Saga „Esten und Kurländer“ erwähnt seien, und dass die Ereignisse zu einer Zeit stattgefunden hätten, „bevor die Deutschen sich an unserer Küste niederließen“. Ihm zufolge war das Land zur Wikingerzeit dicht besiedelt und reich, worauf die in der Saga erwähnten weiten, offenen, ertragreichen Felder hinter den Wäldern hindeuteten.²⁷ Der Autor erwähnte den großen Reichtum, den die Wikinger geraubt hätten. Als dieser Artikel erschien, war die allgemeine Einstellung zum Quellenwert der Sagas durchaus kritisch. Klaustiņš verglich daher die aus dem 46. Kapitel zu gewinnenden Erkenntnisse mit anderen Quellen, wobei er betonte, dass aus dieser Zeit nur sehr spärliche Information existierten. Da die Wikinger historische

²³ KLAUSTIŅŠ, Egils Skallagrímsons (wie Anm. 13), S. 51.

²⁴ МИХАИЛ Б. СВЕРДЛОВ: Ф. А. Браун – исследователь скандинавских источников по истории Древней Руси [F. A. Braun – Spezialist für skandinavische Quellen zur Geschichte der Rus’], in: Скандинавский сборник, Bd. 21, Таллин 1976, S. 221–225.

²⁵ Latviešu literatūras darbinieki: biogrāfiska vārdnīca [Die Arbeiter der lettischen Literatur: Ein biografisches Wörterbuch], hrsg. von JĀNIS KALNIŅŠ, Rīga 1965, S. 332.

²⁶ TEODORA: Par ievērojamu cilvēku un notikumu piemiņu [Zum Andenken an berühmte Menschen und Ereignisse], in: Druva 1914, Nr. 8, S. 786–789.

²⁷ KLAUSTIŅŠ, Egils Skallagrímsons (wie Anm. 13), S. 54.

Ereignisse auch hätten falsifizieren können, bedürfe es höchster Scharfsichtigkeit, über diese Zeit Aussagen zu treffen; so müssten seiner Ansicht nach zusätzlich archäologische und ethnografische Funde herangezogen werden. Klaustiņš selbst erklärte zu der Stelle in der Saga, an der von kurischen Siedlungen die Rede ist, dass auch hier eine Fälschung denkbar sei, da hier möglicherweise norwegische und isländische Vorstellungen über solche Siedlungen eingeflochten worden seien.²⁸ Um die Glaubhaftigkeit der Quelle zu belegen, erwähnte er die reich ausgestatteten Gräber der kurischen Herrscher, in denen bei Ausgrabungen Silber, vergoldete Bronze sowie viele Münzen gefunden worden seien. Konkret nannte er die 1869 durchgeführten Ausgrabungen am Burgberg von Doblen, wo viele Altertümer gefunden worden waren, darunter auch Waffen.²⁹ Allerdings lieferte Klaustiņš keinerlei Verweise auf die genauen Quellen seiner Kenntnisse. Er kam zu dem Schluss, dass die in der Saga überlieferten Informationen über die reichen und mächtigen kurischen Bauern der Wahrheit entsprechen. Auf dem Holzweg befänden sich hingegen diejenigen, die „unsere Ahnen gerne als Wilde sehen möchten“, wodurch er die Träger der deutschen Kultur in ein tendenziöses Licht stellte.³⁰

IV.

Da Klaustiņš die Kuren als „große Seefahrer und Seeräuber“ bezeichnet hatte,³¹ festigte sich diese Ansicht in der lettischen Historiografie der Zwischenkriegszeit. Švābe behauptete 1938 in seinem Aufsatz über Alt-Kurland, dass die Kuren wohl über eine Kriegsflotte verfügt hätten, denn wie sonst hätten sie um das Jahr 853 herum dänische Kriegsschiffe vernichten und viele Besatzungsmitglieder gefangen nehmen können? Zudem wies er auf Snorri Sturluson hin, der in seiner „Heimskringla“ mehrfach von Seeschlachten und Kriegsschiffen der Kuren berichtet habe. Außerdem wiederholte er die Geschichte von den reichen kurischen Bauern, die viel Silber sowie Knechte und „Drellen“ besessen hätten – mit diesem Wort bezeichnete er drei dänische Gefangene, die schwer auf einem kurischen Hof hätten arbeiten müssen, eine Angabe aus der Saga. Diese Vorstellung brachte ihn wohl auf den Gedanken, dass die freien Kuren, insbesondere diejenigen, die an der Küste wohnten, schon im 10. Jahrhundert eher Seehandel betrieben und auf Raubzüge fuhren, als das Land zu bearbeiten.³²

Abbildungen von skandinavischen Schiffen auf Grabsteinen sind schon aus dem 6. Jahrhundert bekannt. Auch sind mehrere Wikingerschiffe von Archäologen gefunden worden. Leider gibt es keine entsprechende

²⁸ Ebenda, S. 51, 53, 55.

²⁹ Ebenda, S. 54.

³⁰ Ebenda.

³¹ Ebenda, S. 55.

³² ŠVĀBE, Senā Kursā (wie Anm. 6), S. 55f.

Information in Bezug auf kurische Schiffe. 1985 nannte der lettische Historiker Vilnis Pāvulāns (1938–1994) in einem Aufsatz zur „Schiffahrt der Völker Lettlands“ schriftliche Zeugnisse als einzige in diesem Zusammenhang zugängliche Quellen. „Egils Saga“ bot auch ihm Beweise dafür, dass die Wikinger, die den so genannten „Ost-Weg“ (*Austrveg*) entlangfuhren, zu Beginn des 10. Jahrhunderts auch Alt-Kurland besucht hätten. Auch war er der Ansicht, dass eine beträchtliche Menge von Silber und die dänischen Sklaven auf dem Hof eines „kurischen Bauern“ durchaus als Beleg dafür gelten könnten, dass Kuren auf Seereisen gegangen seien.³³

Zurück aber zu Roberts Kļaustiņš. Dieser stellte sich auch die Frage, wo sich die Handlung der im 46. Kapitel der Saga beschriebenen Ereignisse abspielt haben könnte. Seiner Ansicht nach war dieser Ort nicht zwischen den Mündungen der Düna und der Aa zu suchen, weil er dort einen „Hafen der Sengaller“ vermutete. Mit Bezug auf die um 875 verfasste „Vita des hl. Ansgar“ von Rimbert, dem Erzbischof von Hamburg-Bremen, erklärte er, man wisse ja, dass die Kuren zu dieser Zeit bestimmte Gebiete bei Apulia in Kurland bewohnt hätten. Unmittelbar an ihrem Siedlungsort müsse es daher einen schiffbaren Fluss gegeben haben, dessen Name aber nicht überliefert sei.³⁴ Interessanterweise richtete Kļaustiņš sein Augenmerk auf die Frage der geografischen Grenzen, d.h. der Wälder und Sümpfe zwischen den Sengallern, Litauern und Kuren. Denn aus der Darstellung Sturlusons wisse man ja, dass die Wikinger die Häuser der „kurischen Bauern“ erst hinter einem Wald erblickt hatten.³⁵ Diese minutiöse Arbeit mit dem Text zeugt von Kļaustiņš' Bestreben, möglichst viele Informationen aus dem 46. Kapitel über das Leben der Kuren herauszuholen. Doch weiß man heute, dass in der Wikingerzeit nur Handelsorte an der kurländischen Küste lagen, die übrigen Siedlungen sich aber oft tiefer im Landesinneren befanden, um vor Feinden besser geschützt zu sein. In der Nachfolge Kļaustiņš' konkretisierte Arvēds Švābe schließlich den in der „Egils Saga“ geschilderten Ort: Es könne sich nur um eine der vier Flussmündungen handeln – der Ālande, der Saka, der Užava oder der Venta.³⁶

Kļaustiņš zufolge verfügten die Kuren über viele Gebäude, da sie für jedes Bedürfnis ein einzelnes Gebäude errichtet hätten. Dies war noch zu seinen Lebzeiten vielerorts in Kurland üblich. Den Grund dafür erklärte er sich damit, dass es leichter sei, kleine Gebäude aus einzelnen Balken zu bauen; zudem seien solche Häuser auch besser gegen Feuer gesichert. Aus dem Text der Saga ging aber nicht hervor, ob die Menschen, wie er vermutete, auch in Getreidespeichern gewohnt hätten. In Bezug auf ein im

³³ VILNIS PĀVULĀNS: *Latvijas tautību kuģniecība agrā feodālisma laikmetā* [Die Schiffahrt der Völker Lettlands während des frühen Feudalismus], in: *Feodālisms Baltijas reģionā: zinātnisko rakstu krājums*, hrsg. von ALEKSANDRA ROLOVA, Rīga 1985, S. 17–34, hier S. 21, 30.

³⁴ KĻAUSTIŅŠ, *Egils Skallagrimesons* (wie Anm. 13), S. 54.

³⁵ Ebenda.

³⁶ ŠVĀBE, *Senā Kursā* (wie Anm. 6), S. 55.

Text erwähntes Zimmer im zweiten Stock hatte er aber Bedenken, denn er hielt es für wenig wahrscheinlich, dass die Kuren damals mehrstöckige Häuser bauen konnten. Er vermutete daher ein Haus mit einem hohen Holzfundament hinter dieser Textstelle. Den in der Quelle erwähnten „Saal“ interpretierte er als ein einfaches größeres Haus mit Schindeldach. Da die Kuren nicht flüchten konnten, als Egill das Haus ins Feuer setzte, ging er davon aus, dass die Türen eng waren. Klaustiņš betonte aber, wie bereits erwähnt, dass die Saga nur einen allgemeinen Eindruck von den kurischen Siedlungen liefere, weil in ihr sowohl norwegische als auch isländische Vorstellungen verarbeitet sein könnten.³⁷

1938 diskutierte Pēteris Ārends (1900–1960) dieses Thema in einer Beschreibung der archaischen Elemente des lettischen Hausbaus. Auf der „Egils Saga“ basierend, betonte auch er, dass der „kurische Hof“ für jedes Anliegen ein einzelnes Gebäude besessen habe, dass zweistöckige Wohnhäuser gebaut worden seien und manche Häuser Schindeldächer gehabt hätten.³⁸ Auch Mel'nikova widmete sich 1998 der Beschreibung des kurischen Bauernhofs in der „Egils Saga“. Sie hielt die darin enthaltene Beschreibung für ethnografisch korrekt, schließlich habe der Erzähler seine Aufmerksamkeit auf alltägliche Realien gerichtet, wie es immer dann für die Sagas typisch sei, wenn der Erzähler sich in der beschriebenen Umwelt gut auskannte. Im umgekehrten Fall, wenn der Erzähler keine Ortskenntnisse besaß, tauchten im Text meist phantastische Details auf, aber keine Realien des Alltags.³⁹ Leider sind bisher in Kurland keine größeren archäologischen Ausgrabungen an den Orten früherer kurischer Siedlungen durchgeführt worden.⁴⁰

Auch die Kriegskunst fesselte das Interesse von Klaustiņš, wobei er erneut seine Scharfsicht unter Beweis stellte. Da der Saga zufolge Egills Bruder Torolf nach einem Raubzug alle Männer nur mit einem Horn zusammenrief, hätten die Wikinger kein allzu großes Gebiet eingenommen: Egills Leute hätten sich im Laufe des Tages nicht weiter als ein paar Meilen voneinander entfernt.⁴¹ Klaustiņš registrierte auch die Taktik der Einheimischen: Beim Angriff hätten sie ihre Häuser verlassen, sich im Wald versteckt und sich den Angreifern erst dann mit vielen Männern entgegengestellt, als sich diese aufgrund ihrer Beute nicht mehr richtig wehren konnten. Er wies darauf hin, dass die Kuren die Angreifer in die Ecke einer Umzäunung getrieben und Kleidungsstücke auf deren Schwerter geworfen hätten. Bei der Schilderung des Kampfes interessierten ihn

³⁷ KLAUSTIŅŠ, Egils Skalagrimesons (wie Anm. 13), S. 54f.

³⁸ PĒTERIS ĀRENDIS: Archaiskie elementi mūsu etnogrāfiskā celtniecībā [Die archaischen Elemente in unserem ethnografischen Bauwerk], in: Senatne un Māksla 1938, Nr. 2, S. 148-160.

³⁹ МЕЛЬНИКОВА, Образ мира (wie Anm. 9), S. 205.

⁴⁰ Kurši senatnē / Couronians in antiquity, hrsg. von JĀNIS ASARIS u.a., Rīga 2008, S. 114.

⁴¹ KLAUSTIŅŠ, Egils Skalagrimesons (wie Anm. 13), S. 55.

hauptsächlich die Waffen: Die Wikinger hätten mit Schwertern gekämpft, die Einheimischen aber mit Speeren. Schwerter gelten tatsächlich eher als eine Waffe der Wikinger, während an den Ufern der Düna durchaus zahlreiche Speere gefunden worden sind.⁴² Diesbezüglich hatte Klaustiņš also recht: Das Schwert war zur Wikingerzeit auf dem Territorium Lettlands wie in Skandinavien eine Waffe, die dem Führer und seinen ausgebildeten Kriegerern vorbehalten blieb. Stechwaffen und Wurfspeere waren beträchtlich billiger als Schwerter und finden sich häufiger im Zuge von Ausgrabungen.⁴³ Klaustiņš folgerte aufgrund der Ausgrabungen bei Doblen von 1869, wo Speerspitzen gefunden worden waren, dass die „Vorfahren der Letten“ über viele gute Speere verfügt hätten – erneut formulierte er diese Ansicht als bestens bekannte Tatsache ohne jede Angabe der genauen Quellen. Heute weiß man, dass der früheste Fund von Speerspitzen aus den Grabungen bei Doblen dem 5. Jahrhundert zuzuordnen ist.⁴⁴

24 Jahre später interpretierte Švābe das 46. Kapitel der Saga ganz anders. In diesem Zusammenhang machte er auch die bereits erwähnte Beobachtung, dass – wie in anderen nordischen Sagas – auch in „Egils Saga“ viele wiederkehrende Motive mit historischen Ereignissen in einer Erzählung vermischt werden. Er deutete die auf den Kampf bezogene Textstelle als „Idealisierung“ Egills und erkannte darin eine „abwertende Einschätzung der Kampftechniken der Kuren, als hätten sie einen offenen Kampf mit Schwertern gemieden“.⁴⁵ Ist dieses Urteil berechtigt? Pāvulāns erklärte wiederum, die Wikinger hätten mit den Kuren einen Friedensvertrag für einen halben Monat geschlossen, da es gar nicht so einfach gewesen sei, einen „plötzlichen Angriff gegen dieses Land“ zu führen, wie es die Skandinavier gewohnt waren.⁴⁶

Tatsächlich werden die Kuren in der Saga als Sieger dargestellt, denn sie sind schlauer als die Wikinger, und es gelingt ihnen, alle Gegner gefangen zu nehmen. Später stellen die Gefangenen zudem fest, dass die Kuren im vorangegangenen Sommer drei Dänen gefangen genommen hatten und als Sklaven bei sich hielten. Egill, der nach Schilderung der Saga schon in früher Kindheit das Paradebeispiel eines Wikingers abgegeben habe, wird grundsätzlich als mutig und kampflustig geschildert. Švābes Vermutung, die Sagas hätten reale Personen idealisiert, ist nicht unbegründet. Doch benötigte ein erfolgreicher Wikinger auch entsprechende Gegner, denn ein Sieg über Feiglinge brachte keine große Ehre. Wieso also sah Švābe die Kampfszene als demütigend für die Einheimischen an? Vielleicht war seine Interpretation von der Ideologie seiner Zeit beeinflusst. Nach

⁴² Ebenda, S. 55.

⁴³ ALEKŠIS ANTEINS: *Melnais metāls Latvijā* [Das schwarze Metall in Lettland], Rīga 1976, S. 55.

⁴⁴ VLADISLAVS URTĀNS: *Senākie depozīti Latvijā (līdz 1200. g.)* [Die ältesten Depofunde in Lettland (bis 1200)], Rīga 1977, S. 138.

⁴⁵ ŠVĀBE, *Senā Kursā* (wie Anm. 6), S. 54–55.

⁴⁶ PĀVULĀNS, *Latvijas tautību kuģniecība* (wie Anm. 33), S. 20.

dem Umsturz vom 15. Mai 1934 und der Einführung des autoritären Regimes von Kārlis Ulmanis war der historischen Forschung, insbesondere der Erforschung der Vorgeschichte, eine bedeutungsvolle Rolle für die Staatsideologie zugesprochen worden. 1936 erklärte die Zeitschrift „Senatne un māksla“ (Altertum und Kunst) die Geschichte zu einer der wichtigsten Wissenschaften; sie sei von nationaler Bedeutung, da das Volk in Erinnerungen an seine Vergangenheit lebe.⁴⁷ Angesichts der schwierigen ökonomischen Umstände am Vorabend des Zweiten Weltkriegs suchten Historiker wie Švābe nach Stärkung des nationalen Geistes in der Erforschung der Vorgeschichte und des „Heldentums unserer Vorfahren“.

Klaustiņš griff in seinem Aufsatz auch das Thema des Handels auf. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf ein interessantes Phänomen, das er in der Schilderung der Saga fand: Eine Person konnte zugleich Händler, Räuber und Wikinger sein. Er wies darauf hin, dass dieses Motiv auch in anderen Sagen vorkommt, z.B. in der „Saga über Bjarmeland“, wo ein Händler gezwungen war, mit eigener Kraft für seine Leute, sein Hab und sein Gut zu sorgen. Stieß ein Kaufmann auf See auf einen anderen, sei es ihm zufolge meistens zu einem Kampf um den Besitz gekommen. Mit Bezug auf die „Egils Saga“ erklärte Klaustiņš, auch deren Held sei auf See- und Raubfahrt gegangen, wobei alles durch freie Abmachung geregelt worden sei und sich Egill schließlich ja auch mit den Einheimischen geeinigt habe.⁴⁸ Švābe war 1938 bezüglich des Händler-Räuber-Phänomens der gleichen Ansicht wie Klaustiņš: Waffen wurden für den Erwerb von Waren dann eingesetzt, wenn sie auf dem Markt nicht zu beschaffen waren, oder wenn für sie ein zu hoher Preis verlangt wurde.⁴⁹

Heutige Historiker sind nicht mehr so überzeugt von dieser Vorstellung vom Geschäftsleben der Wikingerzeit. Über den Handel im 9. Jahrhundert im nordöstlichen Europa weiß man, dass sich aufgrund des Fernhandels von Westen nach Osten, nach Byzanz und Kleinasien, Handelsorte und Märkte entwickelten und Münzen in Umlauf kamen. Die Wikinger waren aktiv an diesem Fernhandel beteiligt.⁵⁰ Der Archäologe Vladislavs Urtaņš (1921–1989) hat gezeigt, dass die Anzahl der Depotfunde, vor allem der Silberdepots, aus der Zeit zwischen dem 10. und dem 12. Jahrhundert auf dem Territorium Lettlands im Vergleich mit der Periode vom 5. bis 9. Jahrhundert angestiegen ist. Die ostbaltische Küste wurde im 10. bis 12. Jahrhundert von Kaufleuten angesegelt, womit auch die Einheimischen

⁴⁷ Sirsnīgs aicinājums visiem Latvijas vēstures draugiem [Herzliche Aufforderung an alle Freunde der lettischen Geschichte], in: Senatne un Māksla 1936, Nr. 3, S. 219f.

⁴⁸ KLAUSTIŅŠ, Egils Skalagrimsons (wie Anm. 13), S. 55f.

⁴⁹ ŠVĀBE, Senā Kursā (wie Anm. 6), S. 55.

⁵⁰ RICHARD HODGES: Dark Age Economics. The Origins of Towns and Trade A.D. 600–1000, London 1989, S. 5, 14, 50–54, 60–64, 105, 149, 171f.; CHRIS WICKHAM: Rethinking the Structure of the Early Medieval Economy, in: The Long Morning of Medieval Europe: New Directions in Early Medieval Studies, hrsg. von JENNIFER R. DAVIS und MICHAEL McCORMICK, Aldershot 2008, S. 19–32, hier S. 20.

Erfahrungen mit diesem Fernhandel machen konnten.⁵¹ Arnis Rādiņš ist der Ansicht, dass in der Ostseeregion bereits im 8. Jahrhundert ein einheitliches Handelssystem entstanden sei. Neben der Gründung der so genannten frühen Städte sei der Warenumsatz angestiegen und das zur Verfügung stehende Silber habe sich vermehrt. Kriegsführung und Raubfahrten seien häufig mit dem Handel verbunden gewesen, doch seien in dieser Zeit auch die ersten Berufshändler aufgetreten.⁵² Zur Wikingerzeit tauchten in der Ostseeregion sowohl Kriegs- als auch Handelsschiffe auf.⁵³ In den Sagas werden meist friedliche Händler geschildert, die einen guten Ruf hatten und über einen gewissen Reichtum verfügten. Die Menschen hätten den geschäftlichen Umgang mit den Händlern gern gepflegt, sich jedoch vor den Wikingern zurückgezogen.⁵⁴ Es gab sowohl Kaufmannssiedlungen als auch Handelswege, die jährlich gemeinsam von mehreren Kaufleuten aus verschiedenen Ländern bereist wurden, wie etwa der berühmte Handelsweg „von den Warägern zu den Griechen“.

Nach den Sagas war es für junge Männer wie Egill üblich, in einem bestimmten Alter auf Reisen in fremde Länder zu gehen. Meist handelte es sich dabei um junge Männer, die nach ihrer Rückkehr beabsichtigten zu heiraten. So handelten beispielsweise Gunnar aus der „Brennu-Njáls saga“⁵⁵ oder Gunnlaug aus der „Gunnlaugs saga ormstungu“, dem die Fahrt allerdings nicht mit 12, sondern erst mit 18 Jahren gewährt wurde.⁵⁶ Man kann diese Fahrten als eine Art Initiation betrachten. Diese Jugendlichen waren keine Händler. Sie raubten und verkauften das Geraubte. Sie waren Wikinger, die mit den Älteren mitkämpfen durften und auf diese Weise ihren Mut bewiesen und erste Erfolge errangen. Auch Egill war einer dieser jungen Männer, und er war kein Händler.

1937 wurde das 46. Kapitel der „Egils Saga“ in der Originalsprache im ersten Heft der Quellensammlung „Die historischen Quellen Alt-Lettlands“

⁵¹ URTĀNS, Senākie depozīti (wie Anm. 44), S. 88, 101.

⁵² ARNIS RADIŅŠ: Zemgaļu un skandināvu sakari 10.–12. gadsimtā. Tirdzniecības uzbūves dažādi aspekti [Die Beziehungen von Semgallern und Skandinavien im 10.–12. Jahrhundert. Einige Aspekte vom Aufbau des Handels], in: Pētījumi zemgaļu senatnē, hrsg. von RĪTVARS RĪTUMS, Riga 2004 (Latvijas Vēstures muzeja raksti: arheoloģija un antropoloģija, 10), S. 77–87, hier S. 81f.

⁵³ ИОАХИМ ХЕРРМАН: Славяне и норманы в ранней истории Балтийского региона [Die Slaven und Normannen in der Frühgeschichte der Ostseeregion], in: Славяне и скандинавы, hrsg. von ЕЛЕНА А. МЕЛЬНИКОВА, Москва 1986, S. 8–128, hier S. 89.

⁵⁴ Siehe z.B. Þorsteins saga hvíta [Die Saga von Thorsteins Leben], Kap. III (Elektronische Ausgabe), URL: http://sagadb.org/thorsteins_saga_hvita (letzter Zugriff 26.1.2012); Heiðarvígá saga [Die Saga vom Hochlandkampf], Kap. XIII (Elektronische Ausgabe), URL: http://sagadb.org/heidarviga_saga (letzter Zugriff 26.1.2012).

⁵⁵ Brennu-Njáls saga [Die Saga von Brennu-Njáll], Kap. XXVIII, XXXIII (Elektronische Ausgabe), URL: http://sagadb.org/brennu-njals_saga (letzter Zugriff 26.1.2012).

⁵⁶ Gunnlaugs saga ormstungu [Die Saga von Gunnlaug-Schlängenzunge], Kap. IV, V (Elektronische Ausgabe), URL: http://sagadb.org/gunnlaugs_saga_ormstungu (letzter Zugriff 26.1.2012).

publiziert.⁵⁷ Bis 1940 wurde das Augenmerk in Lettland nicht nur auf die Begegnungsorte der Wikinger und Kuren, auf ihre Kriegskunst, auf den Handel oder auf das Bauwesen gelenkt. Auch die politischen Beziehungen wurden thematisiert. Frīdis Zālītis, der mehrere Schulbücher für das Fach Geschichte verfasste, erklärte, die Skandinavier hätten in der Zeit der Wikinger Alt-Kurland besetzen wollen.⁵⁸ Dieser Ansicht waren nicht nur lettische Historiker. Der bekannte schwedische Historiker Birger Nerman (1888–1971), dessen wissenschaftliches Interesse den Verbindungen zwischen den Einwohnern des Ostsee-Raums in der jüngeren Eisenzeit (9. bis 12. Jahrhundert) galt, hatte 1929 betont, dass die Geschichte von Egills Fahrt nach Kurland zwar interessant sei, doch nur wenig Information über Politik enthalte. Nur so viel könne man dem Text entnehmen: Wahrscheinlich herrschten die Dänen oder Schweden in dieser Zeit über die Kuren.⁵⁹

V.

Entscheidende Veränderungen erlebte die Historiografie in Lettland seit 1940. Zum einen sahen sich viele Historiker zur Flucht und Emigration gezwungen. Zum anderen unterwarf der Anschluss Lettlands an die UdSSR die Geschichtsforschung neuen ideologischen Forderungen. Nach Kriegsende wurden die Wikinger den Angreifern aus dem Westen gleichgesetzt, was mit der deutschen Okkupation assoziiert werden sollte. Verbindungen zwischen den Historikern in Lettland und den westeuropäischen Kollegen wurden so gut wie unterbunden, was zu einer Stagnation der Entwicklung der lettischen Geschichtswissenschaft führte. Es wurde sogar eine neue Fachsprache eingeführt. Beispielsweise wurde der Begriff „Vorgeschichte“ durch „Geschichte der Urgesellschaft“ ersetzt; die Bezeichnung „Zeit der Wikinger“ war verpönt. Diese Phase in der lettischen Historiografie spiegelt sich in dem 1948 erschienenen Buch von Jānis Zutis: „Das frühe Mittelalter in Lettland. Vom 9. bis 12. Jahrhundert“.⁶⁰ Der Einfluss der jungen sowjetischen Schule auf die traditionelle lettische Historiografie war sehr stark. Dennoch wurden die altisländischen Sagas weiterhin als Quellen zur Erforschung der Geschichte Lettlands betrachtet.⁶¹ Auch wurden die Kuren immer noch als Seefahrer charakterisiert.⁶² Sogar der Begriff „Vorgeschichte“ wurde gelegentlich noch gebraucht. Der

⁵⁷ Senās Latvijas vēstures avoti / Fontes historiae Latviae medii aevi, Heft 1, hrsg. von ARVĒDS ŠVĀBE, Riga 1937 (Latvijas vēstures avoti / Fontes historiae Latviae, Bd. 2), S. 8–10, Nr. 10.

⁵⁸ ZĀLĪTIS, Latvijas vēsture (wie Anm. 15), Riga 1938, S. 31.

⁵⁹ BIRGER NERMAN: Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit, Stockholm 1929, S. 52.

⁶⁰ JĀNIS ZUTIS: Agrie viduslaiki Latvijā. No IX līdz XII gadsimtam [Das frühe Mittelalter in Lettland. Vom 9. bis 12. Jahrhundert], Riga 1948.

⁶¹ Ebenda, S. 3.

⁶² Ebenda, S. 15.

Hof eines „kurischen Bauern“ wurde noch gemäß der üblichen Auslegung der „Egils Saga“ beschrieben. Die Sklaven bei den Kuren interpretierte Zutis aber dahingehend, dass sie – wie in der „Geschichte aller Völker“ – auch im „Altertum des lettischen Volkes“ die Klasse der Gesellschaft dargestellt hätten, deren bloße Existenz in der ursprünglichen Gentilordnung „bereits die Anzeichen von Zerfall“ erkennen ließ.⁶³

So wurden vorgebliche historische Fakten spekulativ unter dem Einfluss des Marxismus dafür genutzt, eine Klassengesellschaft zu konstruieren. Zutis formulierte seine Äußerungen gemäß den neuen ideologischen Forderungen, doch waren nicht alle seine Schlussfolgerungen davon betroffen. So behauptete er, es habe auf lettischem Gebiet keine derartige gesellschaftliche Ordnung wie im alten Griechenland oder in Rom gegeben, in der Sklaven auf reichen Höfen als zusätzliche Arbeitskraft dienten.⁶⁴ Der Autor erwähnte die Tributherrschaft der Skandinavier über die Kuren und nannte deren Angriffe auf Kurland. Dabei erklärte er, dass dies hätte verhindert werden können, wenn sich die „lettischen Stämme“ politisch in einem Staat vereinigt hätten.⁶⁵ Ganz im Sinne der lettischen Historiografie der 1930er Jahre schrieb er über die politische Abhängigkeit der „lettischen Vorfahren“ von den Skandinaviern in der Wikingerzeit und von den Kämpfen gegen deren Vormacht. Demgegenüber gab es im 10. Jahrhundert jedoch noch keine starke und zentralisierte Staatsmacht in Skandinavien, weshalb von organisierten politischen Maßnahmen der Skandinavier zur Unterdrückung der „lettischen Vorfahren“ keine Rede sein kann. Einzelne Wikinger – wie etwa Egill und seine Kameraden – fielen zahlenmäßig nicht ins Gewicht, um das Leben der Einwohner in Lettland bzw. Alt-Kurland entscheidend zu stören oder gar zu beeinflussen. Außerdem kann die angeführte Passage aus der „Egils Saga“ durchaus als ein Beispiel dafür gelesen werden, dass die „lettischen Vorfahren“ in der Lage waren, sich erfolgreich zu verteidigen. Zutis' Schlussfolgerungen bezüglich der Krieger germanischer Herkunft, die ernsthaft die politische Entwicklung in Alt-Kurland beeinflusst hätten, beruhte auf zwei Quellen: Zum einen auf der lettischen Historiografie der 1930er Jahre, welche die gespannten Beziehungen zwischen den Skandinaviern und den „lettischen Vorfahren“ betont hatte; zum anderen auf der Tendenz in der Nachkriegs-Sowjetunion, die Wikinger in Analogie zu den „faschistischen Besatzern“ als Feind darzustellen.

Mit der Zeit änderte sich die Einstellung gegenüber den Skandinavien-Historikern in der UdSSR. Seit 1956 wurde das Jahrbuch „Skandinavskij sbornik“ (Skandinavischer Sammelband) in Tartu herausgegeben, in dem auch Übersetzungen der alten skandinavischen Quellen erschienen. In Moskau und Leningrad entstanden skandinavistische Schulen. Die

⁶³ Ebenda, S. 28.

⁶⁴ Ebenda, S. 29.

⁶⁵ Ebenda, S. 40f.

Zeit zwischen 1970 und 1980 gilt als eine Blütezeit der sowjetischen Nordistik.⁶⁶ Allerdings gab es in der Lettischen SSR keine derartigen Schulen. Höchstens Vilnis Pāvulāns beschäftigte sich damals systematisch mit der älteren Geschichte Skandinaviens. Die von ihm verfassten Broschüren dienten Geschichtsstudenten zu Studienzwecken. In seinem Buch „Skandināvija agrajos viduslaikos“ (Skandinavier im frühen Mittelalter) wurden Egill, sein Vater und Großvater, welche die Schmiede- und Schiffbaukunst beherrscht haben sollen, mehrfach erwähnt.⁶⁷ Egill gilt als Beispiel für das widerspruchsvolle Leben eines Wikingers in der skandinavischen Gesellschaft: Auch wenn man in der Jugend Heldentaten begangen hatte, starb man häufig eines unnatürlichen Todes oder genoss im Alter keine Ehre, wie es auch Egill widerfahren sei.⁶⁸ Für Pāvulāns war das Wikinger-Dasein „einerseits mit Ruhm, Macht, Reichtum und Ehre“ verbunden, doch habe es zugleich „in einem Teil der Gesellschaft Kritik“ hervorgerufen: bei denjenigen, die ein ruhiges Wirtschaften bevorzugten, denn schließlich hätten die Wikinger selbst in ihrem eigenen Land geraubt.⁶⁹

Ein Teil der lettischen Historiker arbeitete auch im Exil im alten Beruf. Historische Forschung wurde für sie zum Mittel, die Heimat nicht zu vergessen. Arvēds Švābe, der seit 1944 im Westen lebte, forderte seine Landsleute in seinen Aufsätzen dazu auf, für ein freies Lettland zu kämpfen. So schrieb er 1949 in der Zeitschrift „Ceļa zīmes“ (Der Wegweiser), wie wichtig es sei, die Jugend durch die Geschichte zu erziehen.⁷⁰ In derselben Nummer erschien auch eine Nachdichtung des 46. Kapitels der „Egils Saga“ von dem in Schweden lebenden lettischen Philologen, Ethnologen und Archäologen Kārlis Straubergs (1924–1962). Im Unterschied zur Prosa-Übersetzung von Klaustiņš handelt es sich bei dieser Übersetzung um einen lyrischen Text, doch sind vor allem ein paar neue Akzente interessant, mit denen der Autor der Dichtung eine etwas andere Färbung verlieh. Beispielsweise begibt sich der Bruder Egills in Straubergs' Text, anders als bei Klaustiņš, nicht auf die Suche nach Egill, da ihm der Kampf mit den Kuren Angst macht, da diese nicht nur mit Speeren, sondern auch mit Schwertern kämpften. Betont wurden in der Nachdichtung auch die Macht und der Wohlstand der Kuren.⁷¹ „Der Sieg der Kuren über Egill Skallagrimsson“ – so hieß ein 1952 veröffentlichter Artikel von Vilis Biļķiņš (1887–1974), der

⁶⁶ АЛЕКСАНДР С. КАН: Советская и постсоветская историческая нордистика – первые итоги [Sowjetische und postsowjetische historische Nordistik – eine erste Bilanz], in: Северная Европа. Проблемы истории, Heft 4, Москва 2004, S. 5-37, hier S. 17.

⁶⁷ VILNIS PĀVULĀNS: Skandināvija agrajos viduslaikos [Skandinavier im Frühmittelalter], Riga 1976, S. 14f.

⁶⁸ Ebenda, S. 30.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ ARVĒDS ŠVĀBE: Mūsu trimdas problēmas [Probleme unseres Exils], in: Ceļa zīmes 1949, 3, S. 161-167.

⁷¹ KĀRLIS STRAUBERGS: Egils Kurzemē [Egill in Kurland], in: Ceļa zīmes 1949, Nr. 3, S. 202-205.

in den in Deutschland gedruckten Mitteilungen der patriotischen Organisation „Daugavas vanagi“ (Düna-Falken) erschien.⁷²

In den Arbeiten mancher Exil-Historiker verstärkten sich die Tendenzen der Historiografie der 1930er Jahre. Ein gutes Beispiel dafür stellt das 1954 erschienene Buch von Uldis Ģermanis (1915–1997) „Latviešu tautas piedzīvojumi“ (Die Abenteuer des lettischen Volkes) dar, das mehrere Auflagen erlebte. Im Kapitel „Die Kuren – die lettischen Wikinger“ bezeichnet er die Ostsee als Grenze, die Schweden und Dänen aber als gefährlichste Feinde, die sich bereits seit dem 6. Jahrhundert bemüht hätten, die Länder der „lettischen Vorfahren“ anzugreifen. Egill Skallagrímsson sieht er als einen Beweis dafür an, dass Alt-Kurland nicht nur für Krieger von hohem Rang ein Ziel gewesen sei, sondern auch für kleinere Gruppen von Wikingern. Bei seiner knappen Schilderung der Abenteuer Egills in Kurland merkte er an, dass nicht alle Wikinger solch ein Glück gehabt hätten. Viele seien bis zu ihrem Lebensende gefangen gehalten worden und als Sklaven bei den Kuren geblieben.⁷³ Ģermanis zufolge hätten die „Letten“ ihre „Übeltäter“ nie vergessen.

Auch der Architekt und Autor vieler Veröffentlichungen zum Thema „völkisches Bauwesen“ Pauls Kundziņš (1888–1983) griff in einem Artikel über archäologische Funde im Arrasch-See bei Cēsis das Thema auf. Er vermutete, dass die Siedlung in der Mitte des Sees möglicherweise für Kriegsgefangene aus Skandinavien gebaut worden sei, da die „Egils Saga“ von skandinavischen Sklaven in großer Zahl berichte.⁷⁴ Diese Interpretationsmuster für das Verhältnis zwischen den „lettischen Vorfahren“ und den Skandinaviern waren bereits in der Historiografie der Zwischenkriegszeit entstanden und lebten in den Werken der Exil-Historiker fort. Der Archäologe und Spezialist für die ältere Geschichte Lettlands Francis Balodis (1882–1947) z.B. hatte 1936 geschrieben, dass die Burgberge Alt-Kurlands im 9. bis 12. Jahrhundert die Bevölkerung nur gegen Feinde aus dem Westen – also aus Schweden – schützen sollten.⁷⁵ Freilich haben nicht alle im Exil erschienenen Werke einen so deutlichen ideologischen Unterton. Egills Fahrt nach Kurland wurde in den monografischen Werken der Exil-Historiker aber stets als wichtiges historisches Faktum betrachtet.⁷⁶

⁷² VILIS BIĻKINS: Kuršu uzvara pār Egilu Skalagrīma dēlu [Der Sieg der Kuren über Egill Skallagrímsson], in: Daugavas vanagi 1952, Nr. 20, S. 10-15.

⁷³ ULDIS ĢERMANIS: Latviešu tautas piedzīvojumi [Die Abenteuer des lettischen Volkes], Stokholma 1959, hier zit. n. der 2. Aufl., Riga 1991, S. 23f.

⁷⁴ PAULS KUNDZIŅŠ: Izrakumi Āraišu ezera salā 1965.–1969. [Funde auf der Insel im Arrasch-See 1965–1969], in: Latvijas senatnei: rakstu krājums veltīts Valdemāram Ģinteram 80. dzimšanas dienā 27.11.1899 – 24.7.1979, hrsg. von LIDIJA ŠVĀBE, Stockholm 1979, S. 52-57.

⁷⁵ FRANCIS BALODIS: 9.–12. gadsimteņu Latvija [Lettland im 9.–12. Jahrhundert], in: Senatne un Māksla 1936, Nr. 2, S. 5-16, hier S. 6.

⁷⁶ Siehe z.B.: EDGARS DUNSDORFS: Senie stāsti. Latvijas vēstures lasāmgrāmata [Die alten Geschichten. Ein Lesebuch zur Geschichte Lettlands], Melburn 1955, S. 18-21; DERS.: Latvijas vēsture: skolām un pašmācībai [Geschichte Lettlands: für Schulen

VI.

Nachdem Lettland 1991 seine staatliche Unabhängigkeit wiedererrungen hatte, bekamen die lettischen Historiker Zugang zu den Forschungsergebnissen westlicher Autoren und die Möglichkeit zur Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus den skandinavischen Ländern. Auch bekamen Kontakte zwischen Historikern aus Lettland und denen im Exil einen regulären Charakter. 1990 wurde im Bulletin der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR ein Aufsatz des lettischen Exil-Historikers Edgars Andersons (1920–1989) veröffentlicht, in dem unter anderem Egills Erlebnisse in Alt-Kurland um 916 aus der „Egils Saga“ erwähnt werden.⁷⁷ Indriķis Šterns (1918–2005) betonte in seiner Monografie die laut der „Egils Saga“ gefangenen Dänen.⁷⁸ So wiederholen manche Historiker heute die „klassischen“ Thesen von Roberts Kļauņiņš bzw. von Arvēds Švābe. Meist geschieht dies in Schul- und populärwissenschaftlichen Büchern.⁷⁹ Einige Lehrbücher erklären jedoch, dass die Ostsee die Völker und Territorien nicht trenne, sondern sie verbinde.⁸⁰ Die Idee einer verbindenden statt abgrenzenden Ostsee ist modern und einem lettischen Schüler, der zugleich auch in der EU lebt, vielleicht sogar verständlicher. Die These von einer einheitlichen „Zivilisation“ im Ostseeraum während der Zeit der Wikinger wurde bereits in den 1980er Jahren von den Historikern der Ostseeregion aufgegriffen.⁸¹ Doch gibt es auch einzelne lettische Geschichtsbücher, die die Ansicht vertreten, die Kuren

und Selbstbildung], [Rockvil] 1980, S. 64; AGNIS BALODIS: *Latvijas un latviešu tautas vēsture* [Geschichte Lettlands und des lettischen Volkes], Rīga 1991, S. 23.

⁷⁷ EDGARS ANDERSONS: *Dānijas sakari ar Baltijas zemēm no IX līdz XIII gadsimtam vēstures avotu gaismā* [Die Verbindungen Dänemarks mit den baltischen Ländern vom 9. bis zum 13. Jahrhundert im Lichte historischer Quellen], in: *Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis* 1990, Nr. 1, S. 30–46, hier S. 38.

⁷⁸ INDRIĶIS ŠTERNS: *Latvijas vēsture, 1180–1290: krustakari* [Geschichte Lettlands, 1180–1290: die Kreuzzüge], Rīga 2002, S. 52.

⁷⁹ Zum Beispiel: MĀRIS LINDE: *Balti* [Die Balten], Liepāja 2007, S. 109; DERS.: *Balti pirms kristietības ieviešanas* [Die Balten vor der Einführung des Christentums], [Liepāja] 2009, S. 144–147; ANDREJS VASKS u.a.: *Latvijas aizvēsture: 8500. g. pr. Kr. – 1200. g. pēc Kr.* [Vorgeschichte Lettlands, 8500 v. Chr. – 1200 n. Chr.], Rīga [1997], S. 171, 178; *Baltijas valstu vēstures avoti* [Quellen zur Geschichte der baltischen Staaten], hrsg. von RĪTA CIMDIŅA, Rīga 2000, S. 6f.; *Kurši senatnē* (wie Anm. 40), S. 21, 109, 114; JĀNIS APALS, ĒVALDS MUGURĒVIČS: *Vēlais dzelzs laikmets (agrie viduslaiki) 800.–1200.g.* [Späte Eisenzeit (frühes Mittelalter) 800–1200], in: *Latvijas senākā vēsture: 9. g. t. pr. Kr. – 1200. g.*, hrsg. von ĒVALDS MUGURĒVIČS und ANDREJS VASKS, Rīga 2001, S. 290–377, hier S. 294, 305.

⁸⁰ KLIŠĀNS, *Vēsture vidusskolai I* (wie Anm. 16), S. 106.

⁸¹ Zum Beispiel: ХЕРРМАН, *Славяне и норманы* (wie Anm. 53), S. 8; ГЛЕБ С. ЛЕБЕДЕВ: *Балтийская субконтинентальная цивилизация раннего средневековья* [Die baltische subkontinentale Zivilisation des Frühmittelalters], in: *Тезисы докладов X Всесоюзной конференции по изучению истории, экономики, литературы и языка скандинавских стран и Финляндии*, Teil 1, Москва 1986, S. 158–160.

und Skandinavien hätten ständig miteinander um Einfluss an der ostbaltischen Küste gerungen.⁸²

Interessant sind auch die Interpretationen lettischer Archäologen, die den Text der „Egils Saga“ mit archäologischem Fundmaterial in Verbindung bringen. Ēvalds Mugurēvičs z.B. beschreibt einen Fund aus Sabile, bei dem es sich um eine aus der Zeit zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert stammende Einrichtung von 60 m Länge handelt, die höchstwahrscheinlich zu Verteidigungszwecken genutzt wurde. Unter Bezugnahme auf die „Egils Saga“ vermutet er, dass Egill und seine Kameraden von den Kuren möglicherweise in eine derartige Einrichtung getrieben worden sein könnten.⁸³

Ende der 1990er Jahre wurde das 46. Kapitel der „Egils Saga“ neu übersetzt.⁸⁴ Arnolds Kursis übertrug den Text aus dem Altsländischen ins Lettische, so dass das Material endlich in einer wissenschaftlich adäquaten Form dargeboten wird. Allerdings war die Auflage des Buchs sehr gering. Auch Kursis verwies auf die Zaunkonstruktion, mit der die Kuren die Wikinger gefangen gehalten haben sollen, auch wenn er offensichtlich von Mugurēvičs' Feststellungen keine Kenntnis besaß; er hielt die in der Saga erwähnte Schutzvorrichtung für „eine Konstruktion aus dem 10. Jahrhundert“.⁸⁵ Die in der Saga erwähnten vielen Waffen auf dem Hof eines Kuren deutete er als Beweis dafür, dass die Kuren nicht nur Viehzucht und Landarbeit betrieben, sondern auch Krieger und Räuber waren. Auch diskutierte Kursis Fragen der Datierung: Die Ankunft Egills in Kurland wird üblicherweise auf das Jahr 925 datiert. Es wird auch angenommen, dass Egill um 910 geboren wurde und während seiner Kurland-Fahrt 14 bis 15 Jahre alt war. Allerdings erwähnt die Saga auch eine Wikingerfahrt nach Dänemark und einen Angriff auf Lund, die bald darauf erfolgt seien. Diese Ereignisse sollen zu der Zeit stattgefunden haben, als König Harald Blauzahn (Blätann) Dänemark bezwang, also um 940. Doch wurde Lund erst 990 gegründet. Außerdem berichtet die Saga von dem Kampf Winaheds bzw. Brunanburhs in England im Jahr 937, an dem Egill zwei Jahre nach

⁸² Siehe z.B. GUNĀRS KURLOVIČS: *Latvijas vēsture vidusskolai: eksperimentāla mācību grāmata* [Geschichte Lettlands für die Mittelschule: ein experimentelles Lehrbuch], Bd. 1, Riga 1999, S. 43, 50f.

⁸³ ĒVALDS MUGURĒVIČS: *Skandinavische Geschichtsquellen des 9. bis 12. Jh. und archäologische Befunde auf dem Territorium Lettlands*, in: *Austrumbaltijas un Skandināvijas kontakti agrajos viduslaikos: starptautiskās konferences* (Rīga, 1990. 23.–25.X) referātu tēzes / Die Kontakte zwischen Ostbaltikum und Skandinavien im frühen Mittelalter: internationale Konferenz, 23.–25. Oktober 1990: Resumees der Vorträge, hrsg. von DEMS., Rīga 1990, S. 38–41.

⁸⁴ ARNOLDS KURSIS: *Ziemeļnieku sāgas par seno Latviju un latviešiem* [Die nordischen Sagas über Alt-Lettland und die alten Letten], Stokholma 1997, S. 38–41; *DERS.: Mīti un īstenība: ziemeļnieku sāgas par seno Latviju un latviešiem* [Die Mythen und die Wahrheit. Die nordischen Sagas über Alt-Lettland und die alten Letten], Stokholma 1998, S. 38–41.

⁸⁵ KURSIS, *Mīti un īstenība* (wie Anm. 84), S. 40.

seiner Kurland-Raubfahrt teilgenommen haben soll. Aus dieser Konfusion ist ersichtlich, dass sich Egills Fahrt nach Kurland vorläufig nur sehr vage auf die erste Hälfte der 900er Jahre datieren lässt.⁸⁶

* * *

Kann man nun behaupten, dass das 46. Kapitel der „Egils Saga“ keine weiteren Interpretationen mehr bietet? Während der letzten 100 Jahre hat sich die Forschung vor allem folgenden Themen gewidmet: Den Begegnungsorten von Kuren und Skandinaviern, der Zeit der Ereignisse, der häuslichen Einrichtung bei wohlhabenden Kuren, deren Kriegstaktik sowie den von ihnen gebrauchten Waffen, der Handelsorganisation zur Wikingerzeit, den sozial-ökonomischen Strukturen und schließlich der in der Saga erwähnten Sklavenhaltung. Doch lassen all diese Themen viele weitere Fragen offen. Welchen Status hatten Egill und seine Kameraden eigentlich – waren sie Händler oder Räuber? Wie erhielten die Kuren ihre dänischen Sklaven? Waren auch diese Wikinger-Krieger? Wenn ja, warum ereilte dann Egill und seine zwölf Kameraden nicht das gleiche Schicksal? Warum wollte man sie töten? Waren die Kuren in der Lage, das Meer zu befahren, um sich Sklaven zu besorgen? Darüber hinaus gibt es noch weitere offene Fragen: Zwar beschreibt die Saga den Hof eines Kuren, doch fehlen Angaben über sein Alltagsleben, obgleich manche alltägliche Details durchaus erwähnt werden, wie das Kochen und das Bettenmachen. Unbeantwortet bleibt die Frage, warum die Kuren ihre Gefangenen nicht gleich getötet haben? Interessant ist auch, warum die Dänen, Norweger und Isländer zur selben Zeit Alt-Kurland besuchten. Und überhaupt: Wurde die kurländische Meeresküste oft von den Skandinaviern angefahren? Waren ihnen die Wasserwege nach Kurland bereits lange bekannt? Wie kommunizierten die Menschen miteinander? Waren Kontakte über den Ostseeraum hinaus im 10. Jahrhundert so häufig und normal, dass man kein Sprachproblem kannte? Die „Egils Saga“ wartet auf weitere Untersuchungen.

⁸⁶ Ebenda, S. 38-41.

SUMMARY

*Egill Skallagrímsson in
Latvian Historiography*

Sagas are prosaic stories from ancient Iceland written from the 12th century onwards, when Icelanders learned the Latin alphabet and began to read Western European literature. The “Egils saga” belongs to the genre of family sagas; its possible author was Snorri Sturluson. Egill was a *skald* (poet) and a Viking. The saga’s forty-sixth chapter describes a Viking’s journey to Courland around the year 925. It is one of the very few written sources about the history of Latvian territory dated from the 10th century. Thus “Egils saga” attracted the attention of many Latvian historians.

This saga’s forty-sixth chapter appeared for the first time in 1914 in a Latvian translation from German. The author was Roberts Kļaušņš, who was a literary expert. Kļaušņš wasn’t a professional historian, but often paid attention in his works to the history of the Latvian people. At the turn of the 20th century, Latvian writers searched for important events in the past in order to educate Latvians to a higher level of national consciousness. In his research, Kļaušņš used other medieval sources, results of archaeological excavations and ethnographic research. From the information given in this particular chapter, Kļaušņš concluded that Courland was inhabited by rich and powerful people, who were pirates and seafarers, rather than uncivilized barbarians as they had been described by German historians. Quite often, according to Kļaušņš’ reading, they were traders and pirates incorporated into one person, which was later re-inforced by the famous historian, Arveds Švābe. In the second half of the 20th century, historians like Vladislavs Urtāns or Arnis Rādiņš argued that professional (Latvian) traders already appeared in the 10th century.

Until 1940, Latvian historians continued to use “Egils saga” to gather information about the contact zones of the Vikings and the Curonians, their military conflicts, trade and housing conditions in Curonia. After Kārlis Ulmanis’ coup d’état in 1934, there was a tendency to underscore the Curonians’ fearless fight against Scandinavian aggressors. In this particular period medieval history played an important role in Latvia’s ideology.

After the Second World War, Latvian historiography was influenced by Soviet ideology, i.e. the concept of socio-economic formations and class struggle. In 1948 Jānis Zutis in writing about early medieval history noted that “Egil saga” told about slaves in the Curonian peasant homestead, but he argued that slaves had only been an auxiliary working force. Zutis’ conclusion about the German aggressors who seriously hindered the locals’ political development was based on the traditional Latvian national historiography and Soviet ideological demand alike. In the Latvian SSR there

was no research in Scandinavian studies, only Vilnis Pāvulāns wrote some texts about ancient Scandinavia. However, exiled Latvians developed a separate historiographic tradition often based on the history writing of the Republic of Latvia. Uldis Ģērmanis for instance described Vikings as dangerous aggressors against whom the Curonians had successfully defended themselves.

After 1991 cooperation with Scandinavian scholars grew, but Latvian historiography, especially in textbooks and popular scientific publications, still repeats the conclusions made by Klaustiņš a century ago. Some historians, however, use “Egils saga” in order to contextualise archaeological material such as early medieval deposits (Tatjana Berga) or ancient defence structures (Ēvalds Mugurēvičs).

„Mein Haus, mein Land, mein Erb und Eigen“: Deutsche Reaktionen auf das estnische Agrargesetz 1919

VON HEIDI LEPPLAAN

Einführung

Die Entstehung der unabhängigen Republik Estland Anfang des 20. Jahrhunderts ist aus der Perspektive unterschiedlicher nationaler Interessen betrachtet ein komplexes und widersprüchliches Thema. Das betrifft die Herausbildung der estnischen Nation als historisches Subjekt, die Konflikte zwischen den Großmächten und einem noch nicht anerkannten Kleinstaat, aber auch die Kämpfe um wirtschaftliche Vormacht im Lande selbst. Die dringlichsten Probleme, mit denen die estnischen Politiker in den Jahren 1918 und 1919 zu tun hatten, waren neben der Erlangung der faktischen Unabhängigkeit deren diplomatische Anerkennung durch die Westmächte. Um die politische Macht zu festigen, sollten zudem einige radikale Reformen durchgeführt werden – zu diesen zählte die Agrarreform.

Mit dem am 10. Oktober 1919 verabschiedeten Agrargesetz wurde ein großer Teil des deutschbaltischen Landbesitzes verstaatlicht. Diese Reform gilt im Allgemeinen als ein wirtschaftlicher und sozialer Erfolg, da sie einen starken Mittelstand aus estnischen Kleingrundbesitzern hervorbrachte, die ihr Land selbst bestellten. Dies war von entscheidender Bedeutung dafür, dass sich der estnische Staat wirtschaftlich und politisch behaupten konnte. Mit der Gründung dieses Staates, der Republik Estland, verloren wiederum die Deutschbalten nicht nur ihre politische, sondern auch ihre wirtschaftliche Führungsposition vor allem auf dem Land. Das Agrargesetz bedeutete dabei nicht nur eine radikale Umstrukturierung des landwirtschaftlichen Systems, sondern erschütterte auch die deutschbaltische Gesellschaft. Die nach der Unabhängigkeit eingeführte Agrarreform wurde daher von Deutschbalten und Esten völlig unterschiedlich verstanden.

In diesem Beitrag geht es vor allem darum, die estnische Geschichtsschreibung um einen wesentlichen Aspekt zu bereichern, indem er neben dem estnischen Blick auf die Ereignisse um das Agrargesetz eine weitere wichtige Perspektive untersucht – die der deutschen Volksgruppe. Im Mittelpunkt der Abhandlung stehen daher die wesentlichen deutschbaltischen Positionen in Bezug auf die Agrarreform und die Frage, ob diese sich im Laufe der Zeit verändert haben.

Die Quellen

Der vorliegende Beitrag beruht vor allem auf der deutschsprachigen Presse Estlands, auf Broschüren zum Thema Agrarreform, auf den Protokollen der Estnischen Verfassunggebenden Versammlung sowie auf einer Auswahl an deutschbaltischer Erinnerungsliteratur.

In der „Revalschen Zeitung“ und der „Dorpater Zeitung“¹ wurden während der ganzen Unabhängigkeitszeit recht kritische Artikel zum Thema Agrarreform veröffentlicht. Beide Zeitungen waren eng mit dem politischen Leben der deutschbaltischen Volksgruppe verbunden. Michael Garleff hat hierzu festgestellt, dass die deutsche Presse in der „Erfüllung ihrer Hauptaufgaben, die Volksgruppenangehörigen über politische und wirtschaftliche Vorgänge zu unterrichten“, neben ausführlichen Berichten von der parlamentarischen Arbeit „auch regelmäßige Stellungnahmen deutschbaltischer Politiker zum politischen Tagesgeschehen“ brachte.²

Sowohl deutsche als auch estnische Autoren publizierten Broschüren populistischen und appellativen Inhalts, in denen die Agrarreform entweder gerechtfertigt oder abgelehnt wurde. Deutschbalten im Exil veröffentlichten Anfang der 1920er Jahre Pamphlete, finanziert von der reichsdeutschen Regierung, in denen die legislativen, wirtschaftlichen und politischen Grundlagen der Agrarreform angegriffen wurden.³ Auch die Deutschbaltische Partei in Estland und der Verband der Ehemaligen Großgrundbesitzer verbreiteten Publikationen, verfasst von Arthur Weller, George Bogdanoff und Robert Baltenius.⁴ Ihre Leser lebten in Deutschland und anderen größeren europäischen Ländern. Auch deshalb sind diese Publikationen über die Agrarreform parallel auf Deutsch und Englisch erschienen.

Außerdem wurde für den vorliegenden Beitrag eine Reihe von deutschbaltischen Erinnerungstexten und literaturhistorischen Abhandlungen über diese Literatur benutzt, um ein Bild davon zu gewinnen, wie die Autoren später über die Enteignung der Güter dachten. Interessant ist auch die Frage, ob sich ihre Einstellung nach der Umsiedlung und dem Zweiten Weltkrieg eventuell geändert hat. Allerdings wäre eine vollständige

¹ Die „Revalsche Zeitung“ trug zeitweise andere Namen wie „Revaler Zeitung“ (1918–1919), „Revaler Bote“ (1919–1930) und „Estländische Zeitung“ (1934–1935). Die „Dorpater Zeitung“ erschien außerdem unter den Namen „Dorpater Nachrichten“ (1925–1934) und „Deutsche Zeitung“ (1934–1939).

² MICHAEL GARLEFF: *Deutschbaltische Politik zwischen den Weltkriegen: Die parlamentarische Tätigkeit der deutschbaltischen Parteien in Lettland und Estland*, Bonn 1976 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 2), S. 11.

³ Vgl. IMRE LIPPING: *Land Reform Legislation in Estonia and the Disestablishment of the Baltic German Rural Elite*, Michigan 1980, S. 175.

⁴ Siehe den Briefwechsel zwischen W. Baron Wrangell, dem Sekretär der Deutschbaltischen Partei in Estland, und dem Verband der Ehemaligen Großgrundbesitzer, 31.8.1923 und 5.9.1923, in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig: ERA) Bestand 1000, Findbuch 1, Akte 66.

Analyse der Erinnerungsliteratur im Kontext der Bewertung der Agrarreform eigentlich ein Thema für eine eigenständige Abhandlung.

Die Vorgeschichte der Agrarreform

Heute zweifeln auch deutsche Historiker nicht mehr an, dass im Interesse der Sicherung der politischen Unabhängigkeit der Republik Estland eine grundsätzliche Veränderung der überkommenen Verhältnisse auf dem Land erfolgen musste. Für das politische Überleben des Staates war eine gründliche Bodenreform zweifellos notwendig.⁵

Es gab vielfältige Voraussetzungen und Gründe, die für die Durchführung einer Agrarreform sprachen, bei deren Darstellung sich die jüngere estnisch- und deutschsprachige Historiografie im Großen und Ganzen nicht mehr sehr unterscheidet. Der so genannte Landhunger, der sich in Estland schon seit der späten Zarenzeit bemerkbar gemacht hatte, zählte dabei zu den wichtigsten Faktoren. Bisher hatte das Land einer zahlenmäßig kleinen Gutsbesitzerschicht gehört, doch musste nun im Interesse der Republik den Bedürfnissen der Bevölkerungsmehrheit entsprochen werden. Die Gutswirtschaft und die überlebten feudalen Privilegien stellten ein wesentliches Hindernis für die Entwicklung unabhängiger Bauernwirtschaften dar.

Diese Gutsbesitzerschicht wurde überwiegend von Deutschen gestellt, während die Bauern Esten waren. Als die Esten die politische Macht im Staat übernahmen, mussten auch die auf dem Lande herrschenden Disproportionen verschwinden und sich die Agrarverhältnisse grundlegend ändern. Der deutschen Oberschicht sollten die wirtschaftlichen Grundlagen entzogen werden, um ihren politischen Einfluss auf die Geschicke der Republik auszuschließen. Unter den Esten war schon lange die Vorstellung verbreitet, dass das Land den Bauern gehöre, d.h. denjenigen, die es auch bewirtschaften. Die Enteignung der Gutsbesitzer galt daher als moralisch gerechtfertigt.

Unter den damaligen estnischen Politikern herrschte die Ansicht vor, dass kleine landwirtschaftliche Betriebe im Vergleich zu den Großbetrieben mehr produzieren könnten. Kleinbetriebe, so war man überzeugt, hätten ihren Erfolg bewiesen, weshalb es keine Befürchtungen gab, dass die Landwirtschaft mit der Abschaffung der Großbetriebe zusammenbrechen würde. Man hoffte, die Landwirte dahingehend psychologisch beeinflussen zu können, dass eine wachsende Zahl besitzender Landwirte zu einer starken Mittelschicht und tragenden Säule des Staates werde. Es war für

⁵ KONRAD MAIER: Estland in der Zwischenkriegszeit: Die „Ära des Schweigens“, in: Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zu Stalins Tod. Estland 1939–1953, hrsg. von OLAF MERTELSMANN, Hamburg 2005, S. 10-30, hier S. 11; MICHAEL GARLEFF: Die baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2001, S. 111.

die junge Republik in einem kritischen Augenblick wichtig, die Unterstützung der Bevölkerungsmehrheit, insbesondere die der zahlreichen Landbevölkerung, zu bekommen, weshalb die Parteien deren Wünschen entgegenkamen. Schließlich hatte das Schicksal des Landes im Freiheitskrieg an einem seidenen Faden gehangen: Die führenden estnischen Politiker gaben zu, dass ohne das Versprechen, den Soldaten bevorzugt Land zuzuteilen, Estland nicht in der Lage gewesen wäre, genügend Männer zu mobilisieren.⁶

Warum aber fiel auch im Vergleich zu den anderen Ländern Mittel- und Osteuropas die estnische Agrarreform so radikal aus? Zu den Hintergründen dieser Entwicklung gehörte, dass schon mit der Revolution von 1905 der Einfluss der deutschbaltischen Gesellschaft auf die Geschicke des Landes zu bröckeln begann. Die Streikbewegung hatte damals neben politischen Forderungen auch die Umverteilung des Großgrundbesitzes auf die Tagesordnung gebracht. Die Unruhen waren von Gewalt begleitet worden, welche während der darauf folgenden Strafexpeditionen, an denen auch deutschbaltische Offiziere beteiligt waren, eskalierte. Diese brutale Unterdrückung der Revolution blieb der unzufriedenen Landbevölkerung in Erinnerung. Die Jahre der Revolution zeugten von dem immer deutlicher hervortretenden Wunsch der Mehrheitsvölker, an der Regierung ihres Landes beteiligt zu sein. Es wäre falsch zu behaupten, dass die deutsche Oberschicht für die Schlichtung der immer tieferen nationalen Gegensätze nichts unternommen hätte. Die Reformvorschläge kamen allerdings zu spät und standen oft nicht im Einklang mit der Politik der Zentralregierung in St. Petersburg, weshalb sie zum Scheitern verurteilt waren.⁷

Während der im September 1917 begonnenen deutschen Okkupation war nicht daran zu denken, die demokratischen Forderungen der Esten zu erfüllen. Als die Germanisierungs- und Kolonisierungspläne der deutschen Militärs bekannt wurden, wurde die Opposition der estnischen Politiker nur noch verstärkt. Auch nach der Bekanntgabe des estnischen Unabhängigkeitsmanifests im Februar 1918 waren deutschbaltische Politiker nicht fähig anzuerkennen, wie intensiv und vital die estnische nationale Politik mittlerweile geworden war.⁸

Ungeachtet des Zusammenbruchs des deutschen Kaiserreichs im November 1918 und des Rückzugs der deutschen Truppen vom estnischen Territorium blieb die in der ritterschaftlichen Führungselite dominierende

⁶ TIIT ROSENBERG: Agrarfrage und Agrarreform in Estland 1919: Ursachen, Voraussetzungen und Folgen, in: *Eesti Teaduste Akadeemia toimetised. Humanitaarja sotsiaalteadused*, 43 (1994), Nr. 3, S. 326-335; MEINHARD KARELSON: Võimu ja maaomandiõiguse seosest Eesti põllumajanduses [Über das Verhältnis zwischen Macht und Landbesitz in der estnischen Landwirtschaft], in: *Agraarteadus* 1999, Nr. X (4), S. 241-255, hier S. 243; GEORG VON RAUCH: *Balti riikide ajalugu 1918–1940* [Geschichte der baltischen Staaten], Tallinn 1995, S. 48.

⁷ RAUCH, *Balti riikide ajalugu* (wie Anm. 6), S. 17f.

⁸ Ebenda, S. 28-31.

kritische Einstellung gegenüber der Republik Estland unverändert. Zahlreiche Deutschbalten schlossen für sich den Status einer nationalen Minderheit in Estland aus. Eines der charakteristischen Beispiele dafür, wie für die Interessen der Ritterschaften teilweise sogar mit skandalösen Mitteln gekämpft wurde, ist die sogenannte Stryk-Affäre. Der livländische Landespolitiker Heinrich von Stryk⁹ plante, mit Hilfe der auf lettischem Boden operierenden Baltischen Landeswehr und schwedischer Freiwilligentruppen die lettische Regierung von Kārlis Ulmanis zu stürzen. Das Ziel dieses Unternehmens war es, nach der Verdrängung der Bolschewiki auch Estland zu erobern und die Republiken Estland und Lettland durch einen neutralen großbaltischen Staat zu ersetzen, der mit Schweden verbündet gewesen wäre.¹⁰ Man könnte den Fall Stryk für einen Skandal von marginaler Bedeutung halten, doch war Strys Rolle als Vertreter des konservativen Flügels der Ritterschaft nicht anzuzweifeln.

Der militärische Konflikt mit der Baltischen Landeswehr Ende Juni 1919 verschärfte das estnisch-deutsche Verhältnis. Die Radikalität der Agrarreform, das Misstrauen der estnischen nationalen Politiker gegenüber den Deutschbalten und der Konflikt in Cēsis stehen miteinander in einer äußerst engen Verbindung.¹¹ Eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung des psychologischen Rahmens, in dem die Diskussionen über die Bodenreform geführt wurden, spielte der Sturz der Ulmanis-Regierung am 16. April 1919.¹² Vermutlich überstiegen die Befürchtungen der Esten gegenüber den deutschen Plänen sogar die Angst vor dem Bolschewismus. Es bestand die Gefahr, dass die Deutschen auch in Estland eine Marionettenregierung einsetzen und den früheren Status quo wieder herstellen wollten. Obwohl der Konflikt zugunsten der Esten gelöst wurde, beeinflusste er emotional die gleichzeitig geführten Debatten über die Agrarfrage. Andererseits kann man nicht sagen, dass alle deutschbaltischen

⁹ Heinrich von Stryk (1873–1938) war kurze Zeit 1918/19 livländischer Landmarschall und Vertreter der livländischen Ritterschaft in Deutschland und Schweden. Siehe *Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710–1960*, hrsg. von WILHELM LENZ, Köln 1970, S. 780.

¹⁰ ALEKSANDER LOIT: *Baltisaksa rüütelkondade seisukohad ja tegevus Eesti iseseisvumisel 1918–1920* [Die Positionen und Aktivitäten der baltischen Ritterschaften während der estnischen Staatsgründung 1918–1920], in: *Tuna* 2006, Nr. 4, S. 50–74, hier S. 50–55.

¹¹ AGO PAJUR: *Der Ausbruch des Landeswehrkriegs. Die estnische Perspektive*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 4 (2009), S. 145–169; HELEN ROHTMETS: *Vergeltung am Erzfeind? Die Staatsbürgerschaftsfrage der Deutschbalten in der neugegründeten Republik Estland*, in: ebenda 6 (2011), S. 41–162.

¹² Deutsche und lettische Kräfte begannen seit Ende 1918, von Kurland aus der Roten Armee entgegenzutreten. Mit deutschbaltischer Unterstützung stürzte General Rüdiger von der Goltz am 16.4.1919 die von Kārlis Ulmanis geführte lettische Regierung in Liepāja. An ihrer Stelle wurde eine neue Regierung mit dem Pastor Andrievs Niedra an der Spitze eingesetzt, den allein die deutschen Militärs stützten. Nach der estnisch-deutschen Schlacht bei Cēsis musste Niedra am 8.7. wieder Ulmanis weichen. Siehe RAUCH, *Balti riikide ajalugu* (wie Anm. 6), S. 36–39.

Politiker den Einsatz der Landeswehr gegen Estland befürwortet hätten. Zwar wurde deren Vorstoß gegen die Rote Armee in Lettland einhellig begrüßt, doch war nicht jeder dafür, dass die Truppen gegen Estland vorgehen sollten. Ohne diese Ereignisse im Jahre 1919, ohne den Kampf mancher Deutschbalten gegen die Republik Estland, ihr eigenes Vaterland, wie Imre Lipping betonte, wäre das Agrargesetz nicht so radikal ausgefallen.¹³

Die Estnische Verfassungsgebende Versammlung, die am 23. April 1919 ihre Tätigkeit aufnahm, war ihrer Zusammensetzung und ihrem Geist nach radikaler als alle anderen Parlamente nach ihr.¹⁴ Bei den Wahlen siegten die Parteien, die im Wahlkampf auf eine schnelle und radikale Agrarreform inklusive der Auflösung der Großgüter und ihrer Aufteilung gesetzt hatten. Die Nationalversammlung beschäftigte sich schon bald nach der Wahl mit dieser wichtigen und dringenden Frage. Alle in ihr vertretenen estnischen Parteien waren sich darüber einig, dass die Reform so schnell wie möglich verabschiedet werden sollte. Trotzdem wurde über Form und Ausmaß der Reform wie über die Frage, was konkret mit dem Land geschehen würde, gestritten. Die dem vorgelegten Entwurf gegenüber kritisch eingestellten rechten Fraktionen – darunter die Volkspartei und der Bauernbundes – hielten ihn für einen Versuch, historische Rechnungen zu begleichen.¹⁵ Die Arbeitspartei und die Sozialdemokraten sahen in der Agrarreform ein Mittel, um den bisherigen Einfluss des Adels und die bisherige ständische Ordnung abzuschaffen.¹⁶ Durch eine grundsätzliche Reform der Bedingungen auf dem Land sollte historische Ungerechtigkeit wieder gutgemacht werden.

Die politische Vertretung der deutschen Minderheit, die Deutschbaltische Partei in Estland, wurde im Dezember 1918 gegründet.¹⁷ Sie betrieb eine überwiegend defensive Politik, weil sie einer parlamentarischen Gesetzgebung gegenüber stand, in der sie einen „Radikalismus sozialistischer und sozialrevolutionärer Impulse und Ideologien“ zu erkennen glaubte, der gepaart gewesen sei „mit einem übersteigerten und aggressiven Nationalismus“.¹⁸ Die Partei hielt sich für das einzige Vertretungsorgan der

¹³ LIPPING, Land Reform (wie Anm. 3), S. 91-100.

¹⁴ RAUCH, Balti riikide ajalugu (wie Anm. 6), S. 44.

¹⁵ ARTUR MÄGI: Asutav Kogu maareformi otsustamas [Die Verfassungsgebende Versammlung entscheidet über die Landreform], in: Tulumuld 1960, Nr. 1, S. 20-25, hier S. 21.

¹⁶ Zitat von Karl Ast, einem sozialdemokratischen Abgeordneten der Nationalversammlung, nach: ARTUR MÄGI: Asutav Kogu maareformi otsustamas [Die Verfassungsgebende Versammlung entscheidet über die Landreform], in: Tulumuld 1959, Nr. 4, S. 304-308, hier S. 307f.

¹⁷ Bis Herbst 1919 hieß die Partei Deutsche Partei in Estland. MATI GRAF: Partei Eesti Vabariigis 1918–1934 koos eellooga (1905–1917) ja järellooga (1934–1940) [Die Parteien in der Republik Estland 1918–1934 mit Vorgeschichte (1905–1917) und Nachgeschichte (1934–1940)], Tallinn 2000, S. 248.

¹⁸ Zitat des deutschbaltischen Abgeordneten Werner Hasselblatt, nach: GARLEFF, Deutschbaltische Politik (wie Anm. 2), S. 17.

deutschen Minderheit und protestierte gegen die im Geiste eines „nationalen Chauvinismus“ getroffenen Regierungs- und Verwaltungsmaßnahmen, die sich gegen deutsche Vermögensrechte wandten.¹⁹

Die Deutschbalten führten Verhandlungen auch mit den estnischen Parteien des rechten Flügels, die zwar die Beschneidung der Gutsländereien befürworteten, sich jedoch gegen deren Konfiskation ohne jegliche Abfindung aussprachen. Auch wenn es in ihren Ansichten bezüglich der Lösung der Landfrage mehrere Gemeinsamkeiten gab, konnten sich die Deutschbalten und die estnischen Rechten nicht zu einer schlagkräftigen Macht zusammenschließen. Die endgültige Version der Reform glich eher den Vorstellungen der linken Parteien. Schon vor den Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung hatten Deutschbalten ihr Bedauern geäußert, dass der Zeitgeist es vermutlich nicht zulasse, dass die konservativen Kräfte der Gesellschaft eine Koalition bildeten und bei den Wahlen erfolgreich abschnitten.²⁰

Als die Agrarkommission der Versammlung ihre Arbeit aufnahm, reichte auch die deutsche Partei ihren Entwurf einer Agrarreform ein. Ihr Abgeordneter Max Bock erklärte dazu, dass man mit diesem Projekt gezeigt habe, „nicht gegen jede Reform“ und bereit zu sein, „grosse Opfer in dieser Hinsicht zu bringen“.²¹ Indes zeugt dieser Entwurf von einem extremen und unzeitgemäßen Konservatismus der deutschen Seite, der den politischen Bedingungen nicht mehr entsprach – einige Jahre zuvor hätten die Gutsbesitzer mit einem ähnlichen Gesetzentwurf durchaus noch Erfolg haben können. So aber wäre der gesamte Enteignungsprozess äußerst bürokratisch verlaufen und den Gutsbesitzern wären etliche Appellationsmöglichkeiten eingeräumt worden. Deren wirtschaftliche Situation hätte sich in der Folge kaum erheblich verschlechtert, zudem wären ihnen viele Möglichkeiten zugestanden worden, den Enteignungsprozess und die Ausformung der Ansiedlerhöfe zu beeinflussen. Vor allem kirchlicher, städtischer sowie Grundbesitz öffentlich-rechtlicher Körperschaften wäre nach diesem Entwurf geschützt gewesen und nicht unter die Enteignung gefallen.

Die Debatten um die Agrarfrage in der Verfassungsgebenden Versammlung spalteten die Volksvertreter nicht nur nach dem nationalen Prinzip in zwei Gruppen, sondern sorgten zudem für erhebliche Konflikte auch unter den estnischen Parteien und in der Regierungskoalition. Bevor das Gesetz verabschiedet wurde, brach die Koalition der Volkspartei, der Arbeitspartei und der Sozialdemokraten auseinander.²² Das Agrargesetz wurde schließlich am 10. Oktober 1919 mit 63 zu 9 Stimmen angenommen, wobei die

¹⁹ Revaler Bote, 20.12.1922, hier zit. n. GARLEFF, Deutschbaltische Politik (wie Anm. 2), S. 19.

²⁰ GRAF, Parteid Eesti Vabariigis (wie Anm. 17), S. 246f.

²¹ Zit. n. Asutava Kogu protokoll nr 42 [Protokoll der Konstituierenden Versammlung Nr. 42], 5.8.1919, in: Asutava Kogu II istungjärg [17.6–20.12.1919]: protokolliid Nr. 28–97, [Tallinn] 1920, Sp. 606.

²² MÄGI, Asutav Kogu (wie Anm. 16), S. 305.

Volkspartei an der Abstimmung nicht teilnahm. Für das Gesetz stimmten die Abgeordneten der Arbeitspartei und der Sozialdemokraten.²³

Das Gesetz verstaatlichte alle Ländereien der Gutshöfe, die Höfe selbst und deren Inventar. Unter die Verstaatlichung fielen auch die Pastorate. Nicht enteignet wurden Güter und Ländereien der Städte, der Wohlfahrts- und Wissenschaftsorganisationen sowie der Landkreise und Landgemeinden. Auch die Landstellen, deren Besitzer keine Rittergüter besaßen, wurden nicht verstaatlicht. Für das verstaatlichte Inventar – sowohl lebendes als auch totes – sollten die Gutsbesitzer nach den Marktpreisen von 1914 entschädigt werden.²⁴

Von der im Großen und Ganzen als gelungen geltenden Agrarreform waren zwei Drittel der Landbevölkerung betroffen. Durch die Reform sollte die zur tragenden Säule des Staates erklärte Schicht, das Land besitzende estnische Bauerntum, erweitert werden. Tatsächlich wurde dieses Ziel in der Folge auch erreicht. Zudem hatte die estnische Landwirtschaft schnell Erfolg und exportierte ihre Produkte auch ins Ausland.²⁵

Die Heterogenität der deutschbaltischen Gesellschaft

Um zu erfahren, was die Deutschbalten von der Agrarreform hielten, soll zunächst deren allgemeine Haltung gegenüber dem estnischen Staat und den Esten in Betracht gezogen werden. Sie waren aufgrund der individuell recht unterschiedlichen Weltanschauungen (und sozialen Positionen) eine ziemlich heterogene Gruppe. Eine grobe Unterscheidung in zwei Lager sieht folgendermaßen aus: das eine stellten diejenigen, die nach dem Esten Weltkrieg nach Deutschland auswanderten und keine Kooperation mit den ehemaligen Bauernvölkern der Esten und Letten für möglich hielten, während die Vertreter des anderen Lagers in Estland bzw. Lettland bereit waren, mit der Bevölkerungsmehrheit zusammenzuarbeiten.

Weil die Deutschbalten in Estland im Unterschied zu Lettland nur eine nationale Partei hatten, was in der kleinen Zahl der Bevölkerungsgruppe seinen Grund hatte, könnte man leicht den Eindruck gewinnen, dass diese Vertretung eine homogene Einheit gebildet hätten. Tatsächlich jedoch trafen in diesen Parteien Gruppierungen unterschiedlicher wirtschaftlicher und politischer Positionen zusammen. In Estland standen die ehemaligen Großgrundbesitzer zu den estnischen nationalen Kreisen in Opposition. Deutsche Vertreter aus Großindustrie und -handel jedoch sahen in der Zusammenarbeit mit estnischen Parteien Vorteile, schon weil die Agrarreform ihre wirtschaftlichen Interessen kaum beeinträchtigte. Die Literaten und liberalen Kreise hingegen betrieben sogar eine aktiv staatstreue

²³ MÄGI, *Asutav Kogu* (wie Anm. 15), S. 25.

²⁴ *Riigi Teataja* 1919, Nr. 79/80, S. 1ff.

²⁵ ROSENBERG, *Agrarfrage und Agrarreform* (wie Anm. 6), S. 333f.

Politik.²⁶ Im demokratischen Estland waren Standesunterschiede aufgehoben worden; nun fanden Verschiebungen auch in der deutschbaltischen politischen Elite statt: Moderatere Gruppierungen traten hervor, welche für eine Anpassung an die Bedingungen der Republik Estland und einen Kompromiss mit den estnischen nationalen Politikern eintraten.²⁷

Am heftigsten wurde die Agrarreform von den konservativen ehemaligen Gutsbesitzern im Exil bekämpft. Da die emigrierten Deutschbalten auf die Möglichkeit verzichtet hatten, ihre Rechte in Estland zu verteidigen, brachten sie ihr Anliegen bezüglich der Reform auf internationaler Ebene vor. Ihr Ziel bestand darin, für die enteigneten Ländereien eine Entschädigung zu erstreiten. Sie schrieben Memoranden an Vertreter europäischer Großmächte und machten Vorschläge in der Hoffnung, dass die ausländischen Diplomaten und die internationale Presse sich für ihr Schicksal interessieren würden. Auf diese Weise sollte auf die Regierungen von Estland und Lettland Druck ausgeübt werden. Die Anträge, welche ehemalige Gutsbesitzer beim Völkerbund einreichten, fanden indes nicht immer die Unterstützung der Mehrheit der Volksgruppe.²⁸

In der deutschbaltischen Erinnerungsliteratur findet sich diese interne Differenzierung bestätigt. Während in einigen Texten die Gründung der Republiken Estland und Lettland als Zerstörung des so genannten „baltischen Idylls“ kritisiert wurde, zollten andere Autoren den einheimischen Völkern Anerkennung dafür, dass sie unabhängig geworden waren. In der Regel aber wurde die Reform deutscherseits vernichtend beurteilt, wobei es wenige Autoren gab, die deren Bedeutung im Rahmen des Kampfes gegen den Kommunismus verstanden.²⁹

Deutschbaltische Positionen in Fragen der Agrarreform

In der estländischen Gesellschaft der Zwischenkriegszeit nahmen die Deutschen eine defensive Position ein. Diese beruhte auf ihrem Geschichtsverständnis, demzufolge ihre ganze Existenz im Lande ein ständiger Kampf gewesen sei, da sie stets als kleine Gruppe unter größeren

²⁶ GARLEFF, *Deutschbaltische Politik* (wie Anm. 2), S. 18; LIPPING, *Land Reform* (wie Anm. 3), S. 101.

²⁷ MICHAEL GARLEFF: Die Deutschbalten als nationale Minderheit in den unabhängigen Staaten Estland und Lettland, in: *Baltische Länder*, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1994 (*Deutsche Geschichte im Osten Europas*), S. 451-550, hier S. 486.

²⁸ LIPPING, *Land Reform* (wie Anm. 3), S. 86f., 195; LOIT, *Baltisaksa rüütelkondade seisukohad* (wie Anm. 10), S. 73.

²⁹ LIINA LUKAS: Ühest hääbuvast maailmast. Baltisaksa kirjanduslikke identiteedikontsepte Eesti Vabariigi ajal [Aus einer verklingenden Welt. Literarische Identitätskonzepte der deutschbaltischen Literatur in der Republik Estland], in: *Keel ja Kirjandus* 2002, Nr. 3, S. 153-164, hier S. 158-161.

Bevölkerungsgruppen gelebt hatten. Ständig standen sie im Gegensatz zu anderen, seien es – abgesehen von ihrer historischen Heimat – die Großmächte, welche die Ostseeprovinzen erobert hatten, oder die einheimischen Bauern. Ständig hatten sie um ihre Existenz und für ihre Privilegien zu kämpfen.³⁰

In den deutschbaltischen Schriften gegen die Agrarreform finden sich einige charakteristische Ausdrücke und Formulierungen. Ihre Ausgangsposition war dabei klar: Die Reform sei ein Kampf zwischen zwei antagonistischen Lagern. Auf der einen Seite stand praktisch die ganze deutschbaltische Gesellschaft und auf der anderen die estnische politische Elite, besonders aber die linken Kräfte, welche, wie die Wahlergebnisse gezeigt hatten, sich der Unterstützung der Bevölkerung erfreuen konnten. Wesentlich ist, dass beide Seiten oft dasselbe Vokabular benutzten, die Begriffe jedoch eine jeweils völlig andere Bedeutung trugen.

Das Motiv der „700 Jahre“ gemeinsamer Geschichte

Die rhetorische Formel der „700 Jahre“ gemeinsamer Geschichte bildete die Grundlage des deutsch-estnischen Konflikts. Für die Esten bedeutete sie 700 Jahre Sklaverei, Finsternis, kulturellen Untergang und den Sieg der Barbarei. Die Deutschbalten hingegen sahen sich, typisch für das koloniale Verständnis der Zeit, als Kulturträger und Bewahrer der Zivilisation. Daraus leitete sich auch die jeweilige Einstellung der beiden Lager zur Agrarreform ab: Die Esten sahen darin die ersehnte Zerstörung der überkommenen Feudalordnung, die Deutschen jedoch die Undankbarkeit der Esten, denen sie die westliche Kultur nahegebracht hatten und die sie vor der Gefahr aus dem Osten geschützt hatten.

Vielleicht wären diese „700 Jahre“ gar nicht erst so negativ bewertet worden, wenn die deutschbaltische politische Elite der Ritterschaften rechtzeitig Reformen eingeleitet hätte. Als 1919 die Diskussionen um die Agrarreform geführt wurden, hatte sich die deutschbaltische Oberschicht aufgrund ihrer Handlungen am Ende des Ersten Weltkriegs jedoch sowohl in den Augen der Esten als auch der europäischen Großmächte kompromittiert. Hier dürfen die Worte des Journalisten Georg Eduard Luiga zitiert werden, in denen das estnisch-deutsche Verhältnis auf den Punkt gebracht wurde: „Was sie [die Deutschbalten; H.L.] in 700 Jahren gemacht haben, das können wir vergessen, doch was sie nun im Laufe der sieben Monate gemacht haben – dies zu vergessen ist unmöglich“.³¹

³⁰ Siehe hierzu MARIS SAAGPAKK: *Deutschbaltische Autobiographien als Dokumente des Zeit- und Selbstempfindens: vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Umsiedlung 1939*, Tallinn 2006.

³¹ GEORG EDUARD LUIGA: *Eesti-saksa wahkord Baltimaal* [Das estnisch-deutsche Verhältnis im Baltenland], Tallinn 1919, S. 37.

Die deutschen Abgeordneten mussten in der Verfassungsgebenden Versammlung über die deutsche Besatzung, den Konflikt mit der Landeswehr und sogar über die 700-jährige deutsche Herrschaft Rechenschaft ablegen. Auf den Vorwurf des Verrats behauptete der Abgeordnete Johannes Meyer, dass ohne die deutsche Besatzung wohl niemand unter dem Druck des roten Terrors am 24. Februar 1918 die Unabhängigkeit ausgerufen hätte. „Versetzen Sie sich doch in unsere Lage“, bat Meyer, indem er die Strapazen beschrieb, unter denen die Deutschen wegen des roten Terrors hätten leiden müssen: Natürlich habe ihr „Herz damals jubelt“, als sie „von dieser Bedrückung und dem roten Terror“ befreit wurden. „Schwere Enttäuschungen folgten für uns, die Tätigkeit der deutschen Militärverwaltung mit ihren zahlreichen Missgriffen brachte unsere Illusionen zum Schwenden.“ Mit der Teilnahme an den Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung hätten die Deutschen aber „den Staat Eesti voll und ganz anerkannt“ und seien nun bereit, an dessen Aufbau teilzunehmen und ihn zu unterstützen.³² Angesichts der Stryk-Affäre, von der das Vertrauen den Deutschen gegenüber beschädigt worden war, versicherte Meyer, dass niemand von ihnen „diese Diplomatie“ gebilligt habe, sie seien ihnen „dunkel und unverständlich geblieben“. Zum Konflikt mit der Landeswehr erklärte er nur, man habe keine Ahnung, „welche Faktoren dort eine Rolle gespielt haben.“³³

Die 700 Jahre lange deutsche Herrschaft rechtfertigte Meyer typischerweise damit, dass das estnische Volk sonst „unter der von Osten drohenden slawischen Überflutung“ hätte ersticken müssen und „dann wohl auf der Culturstufe der anstossenden Ingermanländischen und Pleskouschen Gebiete“ stünde. Die „Aufhebung der Hörigkeit 1819“, womit er auf die Bauernbefreiung anspielte, die im Gouvernement Estland allerdings bereits 1816 deklariert worden war, sei „auf den Wunsch des Kaisers“ erfolgt, dem er somit indirekt auch die „Verschlimmerung der Lage der Bauern“ anlastete. Tatsächlich sei sogar „eine hohe Blüte der Landwirtschaft und Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung unter Mitwirkung des Adels“ erreicht worden.³⁴

In einer 1922 unter dem Titel „Die Republik Estland und das Privateigentum“ in Berlin veröffentlichten Broschüre schrieb Ernest Fromme, der wichtigste Grund für die Verabschiedung der Agrarreform seien die nationalen Meinungsverschiedenheiten gewesen: Der „nationale Unterschied“ habe „eine bedeutende Rolle gespielt“, wobei es keinem Zweifel unterliege, „daß er das stärkere Motiv war, als der Landhunger“. Der „estnische Chauvinismus, der in der russischen Zeit von der zarischen Regierung genährt“ worden sei, habe „eine Gegensätzlichkeit künstlich

³² Zit. n. Asutawa Kogu protokoll nr 41 [Protokoll der konstituierenden Versammlung Nr. 41], 1.8.1919, in: Asutawa Kogu II istungjark (wie Anm. 21), Sp. 507f.

³³ Meyer erklärte weiter: „Es gibt Momente im Leben der Völker, wo die Flinten von selbst los gehen“. Ebenda, S. 507.

³⁴ Ebenda, S. 507f.

geschaffen, die in Wirklichkeit in dem Maße nicht da war und nicht da zu sein brauchte.“ Neben dieser Spitze gegenüber Russland nutzte Fromme auch die weit verbreitete Rhetorik von den Deutschen als Kulturträgern:

„Es wurde die Parole von der 700jährigen deutschen Knechtung des Estenvolkes ausgegeben und dabei vergessen, daß es die Deutschen gewesen sind, die die Kultur des Westens in das Baltikum gebracht und es gegen den immer wieder von Osten andrängenden slawischen Feind Jahrhunderte lang verteidigt haben. Wäre das nicht geschehen, so gäbe es wohl keine Esten und Letten mehr, die slawische Welle hätte sie verschlungen.“

Fromme hielt es für sinnlos, den heutigen Generationen die Schuld an den Taten der Vergangenheit zu geben:

„Die Abhängigkeiten der alten Zeit sind längst dahin, die Esten sind längst persönlich freie und vollberechtigte Staatsbürger geworden. Es ist Torheit, das, was vor Jahrhunderten geschah und den damaligen Daseinsformen entsprach, nach dem Maßstabe der Gegenwart zu messen und dem lebenden Geschlecht daraus eine Verschuldung konstruieren zu wollen.“³⁵

Die Agrarreform galt der deutschbaltischen Erinnerungsliteratur als ein Racheakt oder zumindest als Undankbarkeit. In ihrem Roman „Die baltischen Brüder“ schreibt Ingeborg von Hubatius-Himmelstjerna, dass nur noch der Tag abzuwarten blieb, „an dem blinder Hass und sinnlose Zerstörungswut vom Erdboden verschwinden ließen, was in jahrhundertelanger Arbeit und mit ungeheurem Fleiße und unter großen Opfern von Generationen geschaffen worden war.“ Ihr zufolge blieb allein die Hoffnung, dass die Regierung letzten Endes doch verstehen wird, „was alles wir diesem Lande geopfert haben in diesen sieben Jahrhunderten!“³⁶

Natascha von Maydell, die Tochter des Präsidenten der Nachfolgerorganisation der Estländischen Ritterschaft, des Estländischen Gemeinnützigen Verbands, Axel von Maydell, erinnert sich, dass in der estnischen Presse gegen die Deutschen gehetzt worden und immer wieder die Forderung laut geworden sei, „dass man den ‚Baronen‘, die 700 Jahre lang das arme Volk geknechtet hätten, die Güter wegnehmen müsse.“³⁷ In ihrer in Kanada verfassten Autobiographie „I Made My Home in Canada“ findet Stella Faure zwar Worte der Anerkennung für die Esten, doch schreibt sie zugleich, dass die Lage, in die die Deutschbalten gezwungen worden waren, ungerecht gewesen sei: „Many people suffered heavily under the conditions which were very unfavorable to us“. Den Durchhaltewillen habe

³⁵ ERNEST FROMME: Die Republik Estland und das Privateigentum, Berlin 1922, S. 9.

³⁶ INGEBORG VON HUBATIUS-HIMMELSTJERNA: Die baltischen Brüder, Reutlingen 1938, S. 151f.

³⁷ NATASCHA VON MAYDELL: Ein reiches Leben. Erinnerungen, 1946 (Privatbesitz), S. 40–43, 51. Ich danke Dr. Maris Saagpakk (Tallinn) herzlich dafür, dass ich ihre Kopie einsehen durfte.

ihnen ihr Geschichtsbewusstsein verliehen: „We had fought for our cultural identity for 700 years and were not about to give up.“³⁸

Im Lande selbst gab es aber auch andere Stimmen: 1919 rief ein anonym-er Autor, der sich hinter den Initialen A. v. B. verbarg, in der „Revaler Zeitung“ die ganze deutsche Minderheit auf, mit dem estnischen Staat zusammenzuarbeiten und diesen zu unterstützen, wodurch gerade auch die deutschen Abgeordneten ihr bisheriges Verhalten wieder gut machen könnten:

„Die leitende Rolle des estnischen Volkes soll rückhaltlos anerkannt werden: wir wollen ihnen gegenüber auch nicht nur unsere Verdienste während der 700 Jahre vorhalten, sondern auch ruhig das zugeben, was wir während der Zeit dem estnischen Volk gegenüber unterlassen haben. Wir wollen es auch zugeben, daß unsere Zeit in leitender Stellung vorbei ist.“³⁹

Auch die Haltung dieses Autors zum Thema des Agrargesetzes war eher ungewöhnlich. Ihm zufolge sollten die Abgeordneten keine Projekte vorbringen, „die vor 15 Jahren a. c. zeitgemäß gewesen wären“, die aber heutzutage keiner mehr beachte. Er hielt es für erstrebenswert, „ein Maximum von 150 Dessjatin Acker“ vor der Verstaatlichung zu schützen und sprach sich auch für „kleine Rittergüter mit 75-100 Dessjatin“ aus.⁴⁰ Das Regieren sollten die Deutschen nach Ansicht von A. v. B. den estnischen Parteien überlassen. Die deutsche Presse müsse nun „jegliche Opposition und Kritik aufgeben“, empfahl er. „Eesti“ sei eben ein „parlamentarisch regierter Staat“, in dem die Majorität „in den Händen der linken Parteien“ liege, welche die Möglichkeit hätten, „ihre Gesetze durchzubringen; natürlich, wie in jedem Staat, so soll auch hier eine gewisse Opposition zulässig sein.“⁴¹ Sicher waren unter den Deutschbalten auch Ansichten zu finden, die sich von der offiziellen Position der deutschen Partei unterschieden. Man mag es aber kaum glauben, dass es tatsächlich derartig differierende Standpunkte gab. Dieser Text mutet an, als wäre er von einem estnischen Linken verfasst worden.

Die Motive Recht und Gerechtigkeit

Auch die Begriffe Recht und Gerechtigkeit wurden im Kontext der Agrarreform unterschiedlich aufgefasst. Die estnischen Linken machten keinen Hehl daraus, dass das Gesetz – nach der Logik der Rhetorik von den „700 Jahren“ – als Racheakt dienen sollte, um historische Gerechtigkeit wiederherzustellen. Die fast vollständige und entschädigungslose Enteignung

³⁸ STELLA FAURE: *I Made My Home in Canada* (1990), S. 25, hier zit. n. SAAG-PAKK, *Deutschbaltische Autobiographien* (wie Anm. 30), S. 119.

³⁹ A. v. B.: *Zur Stellung der Balten in Estland*, in: *Revaler Zeitung*, 2.8.1919.

⁴⁰ Ebenda.

⁴¹ Ebenda.

der Güter war in dieser Sicht moralisch begründet, und die auf demokratischem Weg zur Macht gekommenen Parteien hatten zweifellos jedes Recht dazu. Die Gesetzmäßigkeit der Agrarreform konnte somit nicht angezweifelt werden. Gemäßigtere Politiker wie Jaan Tõnisson von der Volkspartei warnten jedoch davor, sie als einen politischen Racheakt anzusehen.⁴²

Der deutsche Abgeordnete Meyer hingegen erklärte während der Debatten um die Reform in der Konstituante, „dass ein ‚Gesetz‘ noch nicht das Recht bedeutet“. Durch den bereits fünf Jahre währenden Krieg, „durch die stürmischen Ereignisse, die wir durchgemacht haben“, sei das „Rechtsgefühl wohl bei uns allen mehr oder weniger in falsche Bahnen geraten.“ Seiner Ansicht nach sei für „dieses Project Stimmung gemacht“ worden „durch Erregung des Hasses gegen die besitzende Klasse“. Die Enteignung des Grundbesitzes erschien ihm somit „als eine Strafe – ein Racheakt, der an denen vollzogen wird, welche sich am Volke versündigt haben. Seit 700 Jahren ist am Volk gesündigt worden.“⁴³

Das Hauptargument gegen die entschädigungslose Enteignung der Güter war, dass der Bruch des Eigentumsrechts ein absoluter Rechtsverstoß sei. Auf der ersten Seite der „Dorpater Zeitung“ vom 7. Juni 1919 war von zwei gegensätzlichen Weltanschauungen die Rede, die einen völlig gegensätzlichen Begriff von „Recht“ hervorgebracht hätten: Auf der einen Seite „die in der Schule des Römischen Rechtes erwachsene westeuropäische Kultur, des juristischen Individuums mit seinem Recht des Eigentums“, auf der anderen Seite „die sozialistisch-kommunistische, die die Persönlichkeit und ihr Eigentumsrecht verneint und die in Rußland, das die Schule des Römischen Rechtes nicht kennt, ihre vollste Entwicklung erreicht“ habe. Zwar sei es verständlich, dass Ministerpräsident Otto Strandmann und die Arbeitspartei „streng zwischen bisherigen Rechtsbegriffen und gegenwärtigen unterscheiden“ und jeden, der in der Konstituante und ihren Kommissionen vom Eigentumsrecht zu sprechen wage, „einen Reaktionär nennen“. Allerdings hinge Estland „voll und ganz von der westeuropäischen Entente ab!“ Wohl nicht ganz ohne Ironie hieß es hier, die estnischen Parteien wollten nun Westeuropa deutlich machen, dass „die kostenlose Nationalisierung des Landes eine Tat der Gerechtigkeit sei“.⁴⁴

Am 21. Juli 1919 erschien auf der Titelseite der „Revaler Zeitung“ ein Beitrag des bereits enteigneten Gutsbesitzers Nicolai Ruben, in dem er die deutschen Abgeordneten bat, seine Interessen zu vertreten und vor der ganzen Welt Gerechtigkeit zu verlangen. Sein Gut habe sowohl 1915 durch die Einquartierung russischer Soldaten und 1916 durch den Festungsbau als auch im Jahr darauf durch die bolschewistische Politik im Lande gelitten. Nachdem die Bolschewiki abgezogen waren, habe er sein Gut in einem trostlosen Zustand zurückbekommen. Trotzdem habe er im Frühjahr 1918

⁴² MÄGI, Asutav Kogu (wie Anm. 15), S. 21.

⁴³ Zit. n. Asutawa Kogu protokoll nr 41 (wie Anm. 32), Sp. 503f.

⁴⁴ Zwei Weltanschauungen, in: Dorpater Zeitung, 7.6.1919.

in den Haushalt investiert, um z.B. neues Inventar zu besorgen, und alles Mögliche dafür getan, um sein Gut weiter zu bewirtschaften. Trotz seiner mündlichen und schriftlichen Einwände habe man ihm aber das Gut weggenommen. Diesem sei ein Verwalter zugewiesen und es sei in 34 kleinere Parzellen aufgeteilt und verpachtet worden. Die Pächter hätten zudem das Gutsinventar benutzt, um ihre Parzellen zu bestellen. Der neue Verwalter habe sich im Gutshaus eingerichtet, benutze Rubens Mobiliar, Wäsche, Service und Fuhrwerke. Im Herbst werde das restliche Inventar verkauft, die Parzellen verpachtet und das Gutshaus der Gemeinde übergeben. Ruben betonte, dass er kein einziges Dokument über die Zwangsenteignung seines zum Gut gehörenden beweglichen Besitzes erhalten habe. Die Redaktion der Zeitung wollte mit dem Abdruck dieses Briefes ihren Lesern demonstrieren, wie die Zerstörung, die die Bolschewiki nicht zu Ende gebracht hätten, nun sozusagen auf gesetzlichem Wege vollendet wurde.⁴⁵

Der Emigrant Fromme wiederum schrieb in feierlichem Ton über Privateigentum und Privatrecht, dass das „Gefühl für Eigentum“ mit der Kultur wachse. Letztere rufe „immer neue Verbindungen zwischen den Menschen und den Dingen“ hervor. „Väterlich sorgend umgeht das Recht den Besitz und wandelt ihn in persönliches Eigentum.“ Dieser Zusammenhang werde immer inniger, „je mehr der Mensch die Sache als seine Umwelt empfindet.“ Schließlich verwachsen der „Mensch und die Scholle“ miteinander, „das Objekt wird ein Bestandteil des persönlichen Seins: Mein Haus, mein Land, mein Erb und Eigen.“ Hierin liege „eine Daseinsform umschlossen, die von größter persönlicher und staatlicher Bedeutung ist.“⁴⁶ Für Fromme gab es neben der Wiedererlangung des historischen Rechts auf Seiten der anderen ein noch wirksameres Motiv. Die „Habgier“ sei es, „die Sucht, sich auf Kosten anderer zu bereichern.“ Die Revolution habe das Recht erschüttert, die großen Nachbarmächte seien durch den Krieg geschwächt, so dass der Welt die Autorität fehle, welche „unwillkürlich die Rechtsgrundlagen schützte, jetzt galt es, zu nehmen, was genommen werden konnte.“⁴⁷

Die Deutschbalten störte besonders die Tatsache, dass die Veteranen des Freiheitskriegs bevorzugt Land bekamen. Ihrer Ansicht nach verfügten die Soldaten über keinerlei Erfahrung in der Landwirtschaft, weshalb diese Privilegien unberechtigt seien. Um ein weiteres Mal Fromme zu zitieren: „So sehr ein Staat die Pflicht hat, Kriegsbeschädigte zu unterstützen, so wenig kann eine solche allgemeinere Bevorzugung der Kriegsteilnehmer gerechtfertigt werden. Materieller Gewinn darf nicht das Mittel sein, den Geist der Truppen zu heben.“⁴⁸

⁴⁵ Ein Einblick in die estnische Agrarreform, in: *Revaler Zeitung*, 21.7.1919.

⁴⁶ FROMME, *Die Republik Estland* (wie Anm. 35), S. 3.

⁴⁷ Ebenda, S. 9.

⁴⁸ Ebenda, S. 11.

Instruktiv sind in diesem Zusammenhang auch die 1999 erschienenen Erinnerungen von Berndt von Staden. In ihnen liefert der Autor einen recht guten Überblick über die Situation in Estland in den Jahren 1919 bis 1939 aus der Perspektive eines Deutschbalten, der aus einer Gutsbesitzer- und Literatenfamilie stammte. Der Vater Richard von Staden hatte am Freiheitskrieg in den Reihen des aus deutschen Freiwilligen formierten Baltenregiments teilgenommen. 1920 wurde sein Gut trotzdem enteignet, woraufhin ihm nur 40 Hektar Land blieben, was nach Angaben des Sohnes „zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben“ gewesen sei. Um die Atmosphäre unter den Deutschbalten in den 1930er Jahren zu verdeutlichen, erzählt von Staden die folgende Geschichte: Als Junge habe er unter Einfluss eines aus der Feder einer baltischen Autorin stammenden Kinderbuches seinen Familienkreis, der gerade Erinnerungen über die guten alten Zeiten austauschte, mit der Behauptung schockiert, dass „die Gütereinteilung doch eigentlich nur ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit gewesen sei. Schließlich hätten ja unsere eigenen Vorfahren den Esten und Letten das Land weggenommen.“ Über die Gütereinteilung durfte in diesen Kreisen nicht gescherzt werden.⁴⁹

Agrarreform oder Agrarrevolution?

Die Esten bezeichneten die Änderung der Agrarstruktur von 1919 immer als Bodenreform (*maareform*), obwohl heute zugestanden wird, dass sie radikal war. Die Deutschbalten, deren kleine Gruppe erheblich von ihr betroffen war, nannten sie demgegenüber eine Agrarrevolution, eine auf legislativem Wege erreichte Revolution. In deutschbaltischen Texten wurde der Begriff der „Agrarreform“ immer wieder angezweifelt, indem man z.B. von der „so genannten ‚Agrarreform‘“ sprach. Auch in der späteren Historiografie hieß es, das estnische Agrargesetz resultierte in „the ‚social revolution‘ through a radical land reform (took place in both of these newly founded independent states) at the expense of the traditional leading minority“.⁵⁰ Auch Max Bock erklärte vor der Verfassungsgebenden Versammlung 1920, man habe es „nicht mit einer Agrarreform, sondern mit einer Agrarrevolution zu tun.“⁵¹ Später ergänzte er, für die Deutschbalten sei die Reform „keine wirtschaftliche Frage, sondern eine ‚politische‘“.⁵²

⁴⁹ BERNDT VON STADEN: Erinnerungen aus der Vorzeit. Eine Jugend im Baltikum 1919–1939, Berlin 1999, S. 32, 50.

⁵⁰ GERT VON PISTOHLKORS: Inversion of ethnic group status in the Baltic region: governments and rural ethnic conflicts in Russia's Baltic provinces and in the independent states of Estonia and Latvia, 1850–1940, in: Roots of rural ethnic mobilisation, hrsg. von DAVID HOWELL, DEMS., ELLEN WIEGANDT, New York und Aldershot 1993, S. 169–220, hier S. 198f.

⁵¹ Zit. n. Asutawa Kogu protokoll nr 42 (wie Anm. 21), Sp. 606.

⁵² Zit n. Asutawa Kogu protokoll nr 51 [Protokoll der konstituierenden Versammlung Nr. 51], 26.8.1919, in: Asutawa Kogu II istungjark (wie Anm. 21), Sp. 1053.

In Arthur Wellers Analyse der legislativen Seite der estnischen Bodenreform findet sich die zumeist gerechtfertigte Kritik an den Mängeln des Gesetzes und an der Durchführung der Reform. Weller zufolge seien „die Rechtsmittel außerordentlich dürftig, um nicht zu sagen gleich Null“ gewesen: „Die rechtlichen Zustände, die sich hieraus ergeben, kommen einer fast völligen Rechtlosigkeit auf diesem Gebiete gleich.“⁵³ Man habe den Gutsbesitzern so wenig wie möglich bezahlen wollen, das Inventar sei wesentlich billiger als der eigentliche Marktpreis geschätzt worden und schließlich hätten die ehemaligen Grundbesitzer nur 6% bis 8% des Wertes des enteigneten Inventars erhalten.⁵⁴ Weller behauptete, der Verkauf des Inventars an die Ansiedler habe „mit einem Zuschlag von 25-100% zu dem Schätzungswert“ stattgefunden.⁵⁵

Der Historiker Alexander von Tobien⁵⁶ veröffentlichte 1923 seine Broschüre „Die Agrarrevolution in Estland“. Hierin wies er die Bezeichnung Agrarreform für die Umwälzungen in der estnischen Landwirtschaft zurück, da Letztere erstens zu radikal ausgefallen seien und nichts mit der „natürlichen agrarischen Evolution“ zu tun gehabt hätten. Zweitens sei es Ziel des Agrargesetzes gewesen, in erster Linie die Rittergüter abzuschaffen. Tobien betonte in seiner Abhandlung, dass dem Gesetz zufolge Ländereien, die keinen Rittergutsbesitzern gehörten, vor der Enteignung bewahrt bleiben sollten. Daher sei der Reform gar nicht um die Umverteilung des Landes gegangen, sondern sie habe sich gegen konkrete Personen gerichtet – die Rittergutsbesitzer. Er bezeichnete das Agrargesetz als „ein Klassengesetz, das auf die Konfiskation des Vermögens einer numerisch nicht großen, aber einflußreichen Menschenklasse“ ziele.⁵⁷

Der Generalbevollmächtigte des Deutschen Reichs für die besetzten baltischen Länder August Winnig, der sich 1918/19 im Baltikum aufhielt, geht in seinen 1921 erschienenen Erinnerungen noch einen Schritt weiter: Die Abschaffung der großen Landgüter sei „keine soziale Revolution, sondern ein Vernichtungskampf gegen das Deutschtum“ gewesen. Er fuhr fort: „Es liegt gewiß im Plane der Letten und Esthen, die Vertreibung der Deutschen als eine große soziale Befreiungstat auszugeben, wie es ja auch im Plane der Feindmächte lag, ihren Vernichtungskampf gegen uns als einen Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft, der Kultur gegen die Barbarei auszugeben. (...) Kinder und Narren mögen den

⁵³ ARTHUR WELLER: Die Agrarreform in Estland in juristischer Beleuchtung, Berlin 1922, S. 8.

⁵⁴ GEORG BOGDANOFF: Die estnische Agrarreform: ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität, Berlin 1922, S. 15.

⁵⁵ WELLER, Die Agrarreform (wie Anm. 53), S. 7.

⁵⁶ Alexander von Tobien (1854–1929) war von 1888 bis 1919 Leiter des Statistischen Büros und des Katasteramts der Livländischen Ritterschaft. Deutschbaltisches biographisches Lexikon (wie Anm. 9), S. 803.

⁵⁷ ALEXANDER VON TOBIEN: Die Agrarrevolution in Estland, Berlin 1923, S. 16f.

Darstellungen glauben, die die Feinde des baltischen Deutschums verbreiten!“⁵⁸

In einer kurzen Schrift mit dem Titel „Notes to the Esthonian agrarian law in its final form“, die vermutlich an die europäische Öffentlichkeit gerichtet war, wurde behauptet, die „tactics“ des estnischen Gesetzgebers, für das enteignete Inventar Preise der Vorkriegszeit und nicht die geltenden Marktpreise zu bezahlen, „are the simplest robbery imaginable“. Und doch sei sogar dieser „dirty trick“ für die estnischen Politiker nicht schmutzig genug gewesen. Das Landwirtschaftsministerium habe kürzlich sogar versucht „to falsify even the low prices of 1914“. Daher werden die estnischen Politiker in dieser Schrift sogar „Esthonian Vampires“ genannt.⁵⁹ Tatsächlich wäre es für den jungen Staat finanziell untragbar gewesen, den Gutsbesitzern für das enteignete Inventar reale Marktpreise zu bezahlen.

Zehn Jahre nach der Verabschiedung des Agrargesetzes befand ein Artikel im „Revaler Boten“, dass das Gesetz „in erster Linie als Kampfmittel gegen das Baltische Deutschum“ diene, was anhand der Diskussionen in der Verfassungsgebenden Versammlung deutlich zu erkennen sei. Das Agrargesetz sei nicht der Anfang einer Agrarreform gewesen, sondern ein revolutionäres Mittel, dem die Form der Gesetzlichkeit gegeben wurde: „keine Agrarreform, sondern eine völlige Agrarrevolution“. Neben der bolschewistischen Agrarrevolution galt es der Zeitung als das radikalste Agrargesetz der Nachkriegszeit.⁶⁰

Auch der Chefredakteur der „Revalschen Zeitung“ Axel de Vries⁶¹ schrieb 1936, dass das Agrargesetz als Agrarrevolution zu gelten habe. Was zu dieser Revolution führte, sei nicht wirtschaftlicher, sondern politischer Natur gewesen. Die Beibehaltung einer ganzen Reihe von Staatsgütern zeigte ihm zufolge, „daß der Großgrundbesitz als solcher bei unseren klimatischen Verhältnissen eine durchaus konkurrenzfähige und in vielem gesunde Form der Landnutzung ist.“ Aber die Agrarrevolution habe zur „Zerschlagung des Großgrundbesitzes in Kleinwirtschaften“ geführt, ohne dass „irgendwelche neue Gedanken oder Prinzipien“ in die Agrarordnung eingefügt worden wären.⁶²

Vor der Gründung der Nationalstaaten hatte in den Ostseeprovinzen die Ständeordnung die Grundlage für die Oberherrschaft der Deutschbalten und zugleich für ihre Identität gebildet. An der Spitze der ständischen Gesellschaft stand die Ritterschaft, deren politische Macht schon seit dem

⁵⁸ AUGUST WINNIG: Am Ausgang der deutschen Ostpolitik. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen, Berlin 1921, S. 121.

⁵⁹ Notes to the Esthonian agrarian law in its final form, in: ERA, 1000-1-66, Bl. 242.

⁶⁰ 10 Jahre Agrargesetz, in: Beilage des Revaler Boten, 25.10.1929.

⁶¹ Axel de Vries (1892–1963) war von 1924 bis 1934 Parlamentsabgeordneter und von 1926 bis 1933 Vorsitzender der Deutsch-baltischen Partei in Estland. Von 1921 bis 1940 arbeitete er als Redakteur des „Revaler Boten“. Deutschbaltisches biographisches Lexikon (wie Anm. 9), S. 839f.

⁶² A.V.: Agrarpolitik auf weite Sicht, in: Revalsche Zeitung, 1.12.1936.

Mittelalter auf Landbesitz beruhte. Mit der Gründung der Republik wurden die Stände und deren Organisationen aufgelöst. In einem demokratischen Land hätte es nicht gereicht, nur die Stände formal abzuschaffen, auch der Landbesitz, die Machtgrundlage der Ritterschaft, musste liquidiert werden. Die Tatsache, dass die Ritterschaften trotz der demografischen Verhältnisse ihre dominierende Position so lange hatten bewahren können, ist trotzdem einzigartig.

„Das Brechen des Rückgrats“ oder das Motiv der Verfolgung einer nationalen Minderheit

Für die Deutschbalten galt es als ausgemacht, dass die Agrarreform ihnen als nationaler Minderheit das Land wegnehmen und es der estnischen Bevölkerungsmehrheit übergeben sollte. In mehreren, sowohl zeitgenössischen als auch späteren Abhandlungen wird eine von Tobien am 12. Juli 1918 in Riga gehaltene Rede zitiert, in der es heißt: „Neben der wirtschaftlichen Bedeutung haben unsere Güter auch eine ideelle, sie sind das Rückgrat des deutschen Volkstums hierzulande gewesen“. Der Abgeordnete der Arbeitspartei Aleksander Veiler erklärte dazu während der ersten Lesung des Gesetzentwurfs vor der Verfassungsgebenden Versammlung am 29. Juli 1919, „wenn man ein Tier töten will, fängt man mit dem Rückgrat an!“⁶³

Dass das 1920 verabschiedete estnische Grundgesetz die Gleichberechtigung aller Bürger garantierte, das Agrargesetz jedoch den Interessen einer bestimmten Gruppe der Gesellschaft widersprach, galt in deutscher Sicht als Widerspruch. Das Grundgesetz garantierte jedem Bürger ungeachtet seiner Religion, Sprache oder Nationalität die Unantastbarkeit des Privateigentums, welches ohne Zustimmung des Besitzers nur in staatlichem Interesse und nach dem Gesetz enteignet werden konnte. Für die „Dorpatier Zeitung“ stand fest, dass die „zu enteignenden Landesteile“ zum großen Teil im Besitz der deutschsprachigen Staatsbürger waren, während „die in Privatbesitz verbleibenden größtenteils den estnisch sprechenden Staatsbürgern unsrer gemeinsamen Heimat“ gehörten.⁶⁴ Im Unterschied zu den deutschbaltischen Landbesitzern, hieß es in der deutschsprachigen Literatur, sei es in Bezug auf die estnischen Bauern nicht erwünscht gewesen, dass ihre Wirtschaftslage sich verschlechtere.⁶⁵

Die estnischen Politiker mussten alle Kräfte aufbieten, um den Kampagnen der enteigneten Gutsherren, der so genannten „Barone“, und ihrer

⁶³ Asutawa Kogu protokoll nr 40 [Protokoll der konstituierenden Versammlung Nr. 40], 29.7.1919, in: Asutawa Kogu II istungjark (wie Anm. 21), Sp. 459; BOGDANOFF, Die estnische Agrarreform (wie Anm. 54), S. 7; Mägi, Asutav Kogu (wie Anm. 12), S. 308.

⁶⁴ X.Y.: Die Agrarreform – betrachtet vom Standpunkte des Rechts, in: Dorpatier Zeitung, 13.8.1919.

⁶⁵ BOGDANOFF, Die estnische Agrarreform (wie Anm. 54), S. 13.

Sympathisanten entgegenzuwirken. Noch für einige Jahre waren die Aktivitäten der deutschbaltischen Propagandisten dem jungen Staat ein Dorn im Auge. An der Spitze der Gruppe, die gegen Estland agierte, stand Alphons von Heyking.⁶⁶ Noch Jahre nach der internationalen staatlichen Anerkennung der Republik Estland setzte er seine Agitation fort, indem er als Lobbyist bei unterschiedlichen internationalen Zusammenkünften wirkte. Für ihn war die Agrarreform gegen eine nationale Minderheit gerichtet, was im Kontext der Zeit eine durchaus ernst zu nehmende Klage war. Daher drängten die estnischen Diplomaten die Regierung, ein Entschädigungsgesetz zu verabschieden, um von Heyking und anderen deutschbaltischen Apologeten ihr Hauptargument zu nehmen.⁶⁷

Ein weiterer aktiver deutschbaltischer Propagandist im Westen war der bereits erwähnte Heinrich von Stryk. Hinter ihm stand wohl lediglich der konservativere Flügel der deutschbaltischen Exilgemeinde, während sich die deutsche Gesellschaft in Estland von ihm distanzierte. In seinen Schriften malte Stryk ein schwarzes Bild der Lage in Estland. Besonders unmöglich sei das Leben der deutschbaltischen Volksgruppe geworden. Ihre Bürgerrechte seien nicht mehr der Rede wert – statt individuelle Freiheiten zu genießen, dränge man sie ins Exil, anstelle das Eigentumsprinzip anzuerkennen, werde Privatbesitz enteignet, anstelle nationaler Toleranz herrsche grenzenlose Intoleranz. Die Agrarreform sei ein wahnsinniger, chauvinistischer Akt gewesen.⁶⁸

1922 erschien die schon mehrfach zitierte Broschüre von George Bogdanoff unter dem Titel „Die estnische Agrarreform: ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität“. Hierin stellt der Autor die These auf, dass ein Volk nur dann überlebensfähig sei, wenn es über eine direkte Verbindung zum Land verfüge: „Verliert es diesen Besitz, so wird es vom Lande losgelöst, kann sich vielleicht noch einige Generationen hindurch in den Städten behaupten, wird aber bald als nicht zum Lande gehörig betrachtet und entfremdet sich auch selbst dem Lande“. Schließlich seien Auswanderung oder Aufgabe der Nationalität die unvermeidliche Folge dieses Verlusts.⁶⁹ Zu einer solchen Entwicklung könne es Bogdanoff zufolge kommen, wenn Regierungen Maßnahmen ergriffen, mit denen der „Grundbesitz des eigenen Volkes“ geschützt oder der „fremder Stämme“ eingeschränkt werden solle. Dem liege die, wie der Autor befand, durchaus richtige Erkenntnis zugrunde, dass „die Stärke des Volkes, seine Lebenskraft in der Bodenständigkeit liegt.“ Resigniert fragt er sein Publikum:

⁶⁶ Alphons von Heyking (1860–1930) lebte seit 1921 in Genf und vertrat die Interessen der ehemaligen deutschbaltischen Gutsbesitzer beim Völkerbund. *Deutschbaltisches biographisches Lexikon* (wie Anm. 9), S. 316f.

⁶⁷ LIPPING, *Land Reform* (wie Anm. 3), S. 171-179.

⁶⁸ LOTT, *Baltisaksa rüütelkondade seisukohad* (wie Anm. 10), S. 60f., 68.

⁶⁹ BOGDANOFF, *Die estnische Agrarreform* (wie Anm. 54), S. 1.

„Was helfen einem Volke Sprachfreiheit und kulturelle Autonomie, wenn es der Möglichkeit beraubt wird, in seiner Heimat dauernd zu bestehen?“⁷⁰

Bogdanoffs Meinung nach hätten die Deutschbalten als Landesherren die Esten nie wegen ihrer Nationalität diskriminiert: „Wir Balten haben, während wir die Macht dazu hatten, nie einen Versuch gemacht, die Esten zu entnationalisieren, wir halten ein friedliches Beisammenleben für möglich und erwünscht.“⁷¹ In der Einstellung der Esten zur deutschen Minderheit gebe es aber erhebliche Unterschiede. Während er davon ausging, dass die „große Masse der Bevölkerung sich nicht ablehnend“ verhalte, führten die Eliten des estnischen Volkes seiner Ansicht nach aber einen eifrigen Kampf gegen die Deutschen und täten alles, um ihren Landbesitz zu rauben und ihnen eine weitere Existenz in der Heimat unmöglich zu machen.⁷²

Im Gegensatz zu anderen, zurückhaltenderen Autoren beschreibt Fromme in recht schroffem Ton die Ungerechtigkeit, welche er in der Abschaffung der Adelskorporationen und städtischen Gilden als Stände und in der Enteignung ihrer Besitztümer sah, welche die Verfassunggebende Versammlung am 9. Juni 1920 verkündet hatte. Für Fromme war all dies „eine revolutionäre Donquichotterie“, die ohnehin keine machtvollen Organe mehr traf:

„Der Adel hatte bis zum Jahre 1917 noch eine bedeutende Rolle in der Kommunalverwaltung des Landes gespielt, seitdem war er dem Wesen nach nur noch ein Wohlfahrtsinstitut für seine Angehörigen und ein gesellschaftlicher Zusammenschluß. Die Gilden hatten seit fast einem halben Jahrhundert ihren ständischen Charakter verloren, sie hatten tatsächlich nur noch die Bedeutung von Vereinen zur Förderung und Unterstützung ihrer Glieder.“⁷³

Die Enteignung des Besitzes der ständischen Organisationen sei für die Deutschbalten sehr schmerzvoll gewesen, wie er betonte: Dies sei einer „Vertreibung von Haus und Hof“ gleichgekommen, ohne dass ausreichende Gründe für „diesen Gewaltakt“ geltend gemacht werden konnten. Für ihn war ausgemacht, dass dahinter nur „Habgier und nationaler Chauvinismus“ stecken konnten, denn „politischer Radikalismus wollte auch äußerlich die Spuren dieser anders gearteten Vergangenheit auslöschen.“⁷⁴

Aus außenpolitischen Erwägungen und um die Loyalität der im Lande verbliebenen Deutschbalten zu sichern, wurde 1926 das Gesetz über die Entschädigung für die enteigneten Ländereien verabschiedet. Bezahlt wurde mit staatlichen Pfandbriefen, die innerhalb von 60 Jahren

⁷⁰ Ebenda.

⁷¹ Ebenda, S. 4.

⁷² Ebenda, S. 4f.

⁷³ FROMME, Die Republik Estland (wie Anm. 35), S. 19.

⁷⁴ Ebenda, S. 19.

schrittweise eingelöst werden sollten.⁷⁵ Die Höhe der Entschädigung wurde von den ehemaligen Besitzern auf rund 3% des Wertes der enteigneten Güter geschätzt.⁷⁶ Eine vollständige Entschädigung hätte sich der Staat finanziell nicht leisten können; sie hätte der Agrarreform zudem ihren Sinn genommen, ein politisches Zeichen zu setzen. Die estnischen linken Parteien waren ohnehin entschiedene Gegner einer Entschädigung für den enteigneten Landbesitz. Die Konservativen sahen darin wiederum einen nicht nur außenpolitisch notwendigen, sondern auch moralisch gebotenen Akt. Die ehemaligen Gutsbesitzer waren von der Höhe der Entschädigung allerdings dermaßen enttäuscht, dass sie diesen Akt wiederum nur als Konfiskation und nicht als Kompensation begreifen wollten.⁷⁷

Gleich nachdem das Entschädigungsgesetz in Kraft getreten war, richtete der Verband der Ehemaligen Großgrundbesitzer Appellationen an den Völkerbund. Ein Memorandum, unterzeichnet von Eduard von Bodisco⁷⁸ und Carl von Schilling⁷⁹ wurde der internationalen Organisation am 10. Mai 1926 vorgelegt, doch unterstützte die Mehrheit der deutschbaltischen Gemeinschaft diesen Schritt nur zögerlich. Das Dokument beschuldigte den estnischen Staat, die Enteignung sei explizit gegen die deutschbaltische Minderheit gerichtet gewesen und stehe daher im Widerspruch zur estnischen Verfassung. Die Autoren baten den Völkerbund zu untersuchen, ob damit die Rechte der nationalen Minderheit verletzt würden. In seiner Antwort an den Völkerbund argumentierte die estnische Regierung, dass einem Parlament, welches ein Kulturautonomiegesetz verabschiedet habe, durch das den nationalen Minderheiten umfassende Rechte zugesichert würden, nicht vorgeworfen werden könne, in der Agrarfrage chauvinistisch gehandelt zu haben.⁸⁰

Das Kulturautonomiegesetz war am 5. Februar 1925 als Rahmengesetz verabschiedet worden, welches jeder mehr als 3 000 Personen umfassenden nationalen Minderheit in Estland das Recht zugestand, öffentlich-rechtliche Körperschaften (Kultur selbstverwaltungen), zu gründen. Diese Organe konnten eigene verbindliche Verordnungen verabschieden und Steuern erheben. In ihre Zuständigkeit fielen die Verwaltung und Aufsicht der

⁷⁵ ROSENBERG, Agrarfrage und Agrarreform (wie Anm. 6), S. 43f.; Seadused ja määruused maareformi, maakorralduse ja põllumajanduse alal ühes riigikohtu otsustest võetud seletustega [Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiet der Agrarreform, Flurbereinigung und Landwirtschaft samt Erläuterungen aus den Beschlüssen des Staatsgerichtshofs], hrsg. von JOH. KAIV, Tallinn 1930, S. 191ff.

⁷⁶ RAUCH, Balti riikide ajalugu (wie Anm. 6), S. 49.

⁷⁷ LIPPING, Land Reform (wie Anm. 3), S. 205.

⁷⁸ Eduard von Bodisco (1863–1940) war von 1920 bis 1925 Präsident des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins, von 1922 bis 1926 Präsident des Verbands der Ehemaligen Eigentümer enteigneter Güter und 1925/26 Mitglied des Dorpater Kulturrats. Deutschbaltisches biographisches Lexikon (wie Anm. 9), S. 81f.

⁷⁹ Carl von Schilling (1872–1941) war von 1923 bis 1927 Parlamentsabgeordneter der Deutsch-Baltischen Partei. Ebenda, S. 679.

⁸⁰ LIPPING, Land Reform (wie Anm. 3), S. 211, 216ff.

Schulen und Kultureinrichtungen. Das estnische Kulturautonomiegesetz galt seinerzeit als eines der fortschrittlichsten in ganz Europa.⁸¹

Das Motiv der Angst vor dem Bolschewismus

Für beide Volksgruppen war der Bolschewismus ein „Erbfeind“; gegen ihn hatten sie sich im Kampf sogar zusammengeschlossen. Das Ziel der estnischen politischen Führung war es, mit der radikalen Umgestaltung der Besitzverhältnisse auf dem Lande allen Interessenten Land zuzuteilen, um damit der bolschewistischen Propaganda unter den estnischen Unterschichten, zu denen viele Landlose gehörten, zu begegnen. Darüber hinaus hing über der estnischen Regierung stets die Drohung, dass, sobald sie den Deutschbalten entgegenkam, die Bolschewiki den jungen Staat als Schöpfung der baltischen Barone bezeichnen würden. Dies hätte der noch nicht gefestigten Republik zumindest in den Jahren des Freiheitskrieges durchaus Popularität kosten können.

Die Deutschbalten wiederum nutzten das Motiv des Bolschewismus in ihrer Propaganda gegen die Agrarreform als wichtiges politisches Symbol, denn der Kampf gegen dieses Gesetz galt ihnen zugleich als Kampf gegen den Bolschewismus. Die ehemaligen Gutsherren versuchten die europäischen Großmächte von dieser Auffassung zu überzeugen, indem sie Behauptungen wie diese formulierten: „the situation in the Republic of Estonia and Bolshevik Russia shows but small difference.“⁸² Dabei konnten sie sich darauf berufen, dass auch die Siegermächte des Weltkrieges die Reform durchaus kritisch sahen.⁸³

Die führenden Vertreter der ehemaligen Ritterschaft schrieben Briefe an die westlichen Regierungen, in denen sie verlangten, dass die estnische Agrarreform rückgängig gemacht oder eine gerechte Entschädigung gezahlt werde. Am 20. November 1919 schrieb z.B. Alfred von Schilling⁸⁴ an den US-Präsidenten Woodrow Wilson, die Unantastbarkeit des Privateigentums betreffe nicht allein die deutschbaltische Minderheit, sondern die ganze Welt, in der sich der Bolschewismus ausbreite. Diese Entwicklung könne nur durch eine Intervention der Großmächte gestoppt und die katastrophalen Folgen der estnischen Agrarreform wenigstens indirekt gemildert werden.⁸⁵

⁸¹ RAUCH, *Balti riikide ajalugu* (wie Anm. 6), S. 71.

⁸² *Baltische Blätter*, 10.5.1919, zit. n. LIPPING, *Land Reform* (wie Anm. 3), S. 143.

⁸³ KARSTEN BRÜGGEMANN: *Von der führenden Schicht zur nationalen Minderheit. Zur Klärung der Rolle der estländischen deutschen Minderheit bei der Begründung der Republik Estland 1918–1919*, in: *Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte* 4 (1993), S. 453–478, hier S. 474.

⁸⁴ Alfred von Schilling (1861–1922) war als auswärtiger Vertreter der Estländischen Ritterschaft in Deutschland, Finnland und Schweden tätig. *Deutschbaltisches biographisches Lexikon* (wie Anm. 9), S. 678f.

⁸⁵ LORT, *Baltisaksa rüütelkondade seisukohad* (wie Anm. 10), S. 65f.

Auch der Philosoph Hermann von Keyserling stellte sich für die Agitation gegen die Reform zur Verfügung. Der Herr auf Gut Rayküll stand zwar mit seiner liberalen, kosmopolitischen Weltanschauung in schärfstem Konflikt mit dem konservativen Nationalismus der Ritterschaft. Trotzdem vertrat er in britischen und französischen Regierungskreisen, zu denen er gute Verbindungen pflegte, ritterschaftliche Interessen. Seine Einstellung gegenüber der Republik Estland und den Esten war widersprüchlich. Einerseits befürwortete er die Zusammenarbeit mit der estnischen Politik, andererseits war er wegen seiner in der britischen Presse veröffentlichten anti-estnischen Artikel im Lande verpönt. Damit darf man von Keyserling nicht mit seinen Standesgenossen gleichsetzen.⁸⁶ Anfang 1921 veröffentlichte er in der renommierten Wiener Zeitung „Neue Freie Presse“ unter dem Pseudonym Yrjö Leminkainen einen Artikel mit dem Titel „Die politische Bedeutung von Estland“. Das Hauptthema war die Frage, wie groß der Einfluss des Bolschewismus in der estnischen Gesellschaft sei, wofür er als Beispiel in erster Linie die Verstaatlichung der Ländereien heranzog. Die Güter, Wälder und Häuser seien auf dunklem Wege konfisziert worden. Es scheine, als habe Lenin selbst die Vorschläge für diese Maßnahmen gemacht. Indem der Staat Eigentum zu einer Illusion habe werden lassen, unterdrücke er jegliche Privatinitiative.⁸⁷

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre wurden Keyserlings Positionen zur Agrarreform allerdings gemäßiger. In seinem Buch „Menschen als Sinnbilder“ aus dem Jahr 1926 hieß es, es habe sich bei der Reform um eine „in der modernen Geschichte beispiellose Expropriation“ gehandelt, „da sie ja ohne den weltanschaulichen Hintergrund, den man der bolschewistischen Expropriationspolitik doch zuerkennen muß, stattfand: in Estland gilt Privateigentum sonst als heilig.“⁸⁸ In seinem Buch „Das Spektrum Europas“ von 1928 verbindet Keyserling den estnischen Bolschewismus nicht mehr allein mit dem Einfluss Russlands: Die Deutschbalten seien „aus dem Geist desselben Bolschewismus heraus, zu dessen Abwehr die Selbstständigkeitswünsche der Esten und Letten Erfüllung fanden“, gedemütigt worden. Die Siegermächte hätten in diesem Fall jenen Geist noch unterstützt, „weil seine besondere Auffassung von Privatbesitz und -recht die neuen Staatswesen am schnellsten kreditwürdig“ gemacht habe. Grundsätzlich sah er die Notwendigkeit der Reform nun ein: „Gewiß mußte die Landfrage eine neue Lösung finden; wo einmal die alte Herrschaft zur bloßen Minorität geworden war, entsprachen die alten Besitzverhältnisse nicht den neuen historischen Umständen.“⁸⁹

⁸⁶ Ebenda, S. 55-69.

⁸⁷ YRJÖ LEMINKAINEN (= Hermann Keyserling): Die politische Bedeutung von Estland: Das Verhältnis zum Bolschewismus, in: Neue Freie Presse, 8.1.1921, zit. n. HERMANN KEYSERLING: Balti küsimusest [Über die baltische Frage], in: Tuna 2003, Nr. 2, S. 71-78, hier S. 73.

⁸⁸ HERMANN KEYSERLING: Menschen als Sinnbilder, Darmstadt 1926, S. 59.

⁸⁹ DERS.: Das Spektrum Europas, Stuttgart 1928, S. 368, 373.

Zusammenfassung

Zum besseren Verständnis der estnischen Geschichte muss man sich damit beschäftigen, wie sie die übrigen Nationalitäten des Landes sehen. Im vorliegenden Aufsatz wurden die Deutschbalten näher betrachtet, deren Bedeutung nach dem Ersten Weltkrieg, der Gründung der Republiken Estland und Lettland sowie nach den radikalen Agrarreformen schwächer wurde. Die 1919 verabschiedete Bodenreform änderte nicht nur das estnische Agrarsystem, sondern betraf auch die gesamte deutschbaltische Gesellschaft. Im Vergleich zu den Esten wurde die Agrarreform von Deutschbalten sehr unterschiedlich wahrgenommen.

Am aktivsten kämpften konservativ gesinnte ehemalige Grundbesitzer im Exil gegen sie. Weil die emigrierten Deutschen damit auch auf die Möglichkeit verzichteten, in Estland für ihre Rechte zu kämpfen, hievten sie die Frage der estnischen Agrarreform auf die internationale Ebene. Ihr Ziel war in erster Linie, eine ihrer Ansicht nach angemessene Entschädigung zu erstreiten. Mit der Unterstützung des Deutschen Reiches ließen sie Broschüren populistischen und appellierenden Inhalts verbreiten. Daher kann dieser Kampf der 1920er Jahre zwischen den ehemaligen Gutsbesitzern und der estnischen Politik auch als Broschürenkrieg bezeichnet werden.

Die Abgeordneten der Deutsch-baltischen Partei in der estnischen Konstituante gaben die Notwendigkeit der Agrarreform zwar zu, doch versuchten sie deren Auswirkungen für ihre Klientel zu verringern. Somit konzentrierte sich in den ersten Jahren die Tätigkeit der deutschen Abgeordneten auf die Agrarfrage. Seit 1919 wurden in den deutschsprachigen Zeitungen Estlands häufig Artikel über die Lage der Landwirtschaft veröffentlicht. Diese Tendenz setzte sich im Allgemeinen auch in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre fort, als die Reform bereits an Aktualität eingebüßt hatte. Diese Texte spiegelten über lange Zeit die Entwicklung der estnischen Gesellschaft nur in düsteren Tönen wider und fanden keine Rechtfertigung für die Reform. Gleichzeitig erschienen in der Presse auch Beiträge, die sich deutlich von der Mehrheitsmeinung in der nationalen Minderheit unterschieden. Eine wesentliche Rolle für die öffentliche Meinung der Deutschen in Estland spielten die Parlamentsreden der deutschen Abgeordneten und deren Memoranden und Gesetzesentwürfe, da diese stets auch in den Medien zugänglich gemacht wurden.

In den 1930er Jahren wurde in der „Revalschen Zeitung“ schließlich kaum noch über die Agrarreform berichtet. Einerseits kamen selbstverständlich neue und aktuellere Themen auf, andererseits konnten die deutschen Zeitungen das Agrargesetz aufgrund der Bedingungen während der autoritären Regierung von Konstantin Päts nicht mehr so laut kritisieren wie früher. Einzelne Berichte über die Reform hatten einen eher konstatierenden Charakter und reflektierten nicht unbedingt mehr die allgemeine Meinung der deutschen Gesellschaft.

Die Memoiren der Zeitgenossen lassen darauf schließen, dass die deutsche Einstellung zu den Republiken Estland und Lettland maßgeblich von den Agrarreformen beeinflusst worden war, da dieses Thema immer wieder behandelt wird. In diesem Genre erinnern sich die Autoren daran, dass der Verlust des Besitzes ein schmerzliches Thema gewesen sei. Das Agrargesetz habe die deutsche Minderheit nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch zerrüttet. Man erinnert sich an die Bitterkeit und die notwendigen Kämpfe aufgrund der wirtschaftlich schweren Lage. Tatsächlich wird niemand behaupten wollen, dass die Agrarreform die Beziehungen zwischen Esten und Deutschbalten verbessert habe.

Der Wortschatz, der in den deutschbaltischen Schriften über die Agrarreform benutzt wurde, kann als ziemlich laut und provokativ charakterisiert werden, typischerweise wurden stereotype Argumente verwandt. Auch in der späteren Erinnerungsliteratur können in der Darstellung der historischen Ereignisse gewisse Parallelen erkannt werden. Es bleibt somit der Eindruck, dass die Ereignisse kollektiv erlebt und erinnert worden sind. Schon in den Schriften aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, aber oft auch in den späteren Werken, wiederholen sich gewisse Formulierungen bei der Beschreibung der Reform und ihrer Folgen und es werden dieselben Vergleiche gezogen. Man mag daran erkennen, wie stark noch in der Erinnerung die individuelle Ansicht zur Reform von den stereotypen Argumenten der propagandistischen Broschürenliteratur womöglich überlagert worden ist. In diesem Sinne darf man vermuten, dass sich die deutschbaltischen Eliten Estlands, wenn sie schon keine Entschädigung erstreiten konnten, sich genau dies zu ihrem Ziel erkoren haben.

SUMMARY

*“My House, my Land, my Heritage,
my Own”: German Reactions on the
Estonian Agrarian Law of 1919*

Estonian independence in the first half of the 20th century is a very complex and contradictory phenomenon. It includes the rise of the Estonian nation as a historic subject, the conflicts between great powers and a not yet recognized small country, as well as the struggle for economic power. In 1918 and 1919 the most urgent problems for Estonian politicians were, on the one hand, securing political power and in order to do that receiving

recognition from the European great powers, and on the other hand, gaining economic power.

When becoming an independent country, Estonia had to carry out some important reforms that affected fundamentally the society. The agrarian law that was adopted on 10 October 1919 affected enormously the decrease of the Baltic German community's role in Estonian society. With the birth of the Republic of Estonia, the Baltic Germans lost not only their political but also their economic leadership at least in the countryside. For them it meant economic and social deterioration.

In the Estonian Constituent Assembly, the only organisation that represented the Baltic German minority in Estonia – the *Deutsch-baltische Partei in Estland* – developed a protective policy. For the Party it was essential to receive compensation for the expropriated estates and to re-establish the German element in the countryside. During the first years, the Baltic German deputies in the Assembly defended strongly the old agrarian system.

In the legislative assembly the Baltic German minority could easily be outvoted. But on the international arena, the Baltic Germans were able to gain influence in domestic legislation. The former landowners were understandably more active in this dispute and they considered the question of compensation to be of primary importance.

The Baltic exile community in Germany sponsored actively journalistic activities. In the early 1920s several pamphlets were published in the *Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung* in Berlin, attacking the land reform on legal, economic and political grounds. The readership of these brochures was the citizens of Germany and other European countries, because they were published both in German and English.

In content, those brochures were declarative and propagandistic. Most of the pamphlets introduced arguments typical for the more conservative faction of Baltic Germans. The main complaint was that the Estonian government, rushing headlong into agrarian reform, had taken land from the minority and given it to the majority. The authors contented that the pre-war agrarian system was already heavily in favour of the peasants, but now that profitable symbiosis had been upset by Estonian avarice. Such highly critical brochures were accompanied with numerous critical articles in various periodicals.

The Baltic Germans' main attitude towards the agrarian reform of 1919 remained the same in the course of time. We can notice some differences within the German community because it was internally quite heterogeneous. Most of the Baltic Germans found the agrarian reform to be very radical and mostly a political step, but some of them recognized the necessity of the reform. The propaganda against the agrarian reform, especially in the pamphlets and journals, had considerable influence upon the opinions of the Baltic German community.

MITTEILUNGEN

Der Herbst der lettischen Historie? Zum Ersten Kongress der Historiker Lettlands 2011

VON ANDRIS LEVANS

Wozu wird ein wissenschaftlicher Kongress veranstaltet? Weil ein Kongress die Möglichkeit bietet, offen Meinungen auszutauschen. Dabei kommt es weniger auf die Größe und das Format einer solchen Veranstaltung an, aber ihr Sinn darf keinem Zweifel unterliegen. Und wenn es die Geschichte sein soll, welche den Anlass für eine solche Zusammenkunft bietet, dann sollte ein Kongress ein Ort sein, an dem jeder sein individuelles Verhältnis zur Vergangenheit vertreten kann. Die Geschichte als Wissenschaft sollte dabei neue Impulse für die Forschung gewinnen, indem nicht nur Rechenschaft über Geleistetes abgelegt, sondern vor allem auch Anregungen für neue Fragestellungen diskutiert werden. Ein Kongress sollte auch dazu beitragen, eine professionelle Identität – in unserem Falle: der Historiker – zu stiften, falls es sie nicht bereits gibt; er sollte ein Bewusstsein dafür vermitteln, dass das Wissen von der Vergangenheit, das Historiker kreieren und verwalten, der „Zunft“ eine spezielle Verantwortung auferlegt, mit diesem Wissen umzugehen. Schließlich ist es die ureigenste Aufgabe eines zentralen, repräsentativen Kongresses, daran zu erinnern, dass es so etwas wie das Gewissen des Historikers gibt, sollte dies in Vergessenheit geraten sein.

Der Erste Kongress der Historiker Lettlands tagte am 16. und 17. September 2011 in Riga.¹ Die Initiative für diese Veranstaltung ging von der „Stiftung zur Förderung der Kleinen Bibliothek der Geschichte Lettlands“ (*Latvijas vēstures Mazās Bibliotēkas atbalsta fonds*) aus, deren Gründung

¹ Siehe die kritischen Stellungnahmen von KASPARS ZELLIS: Probleme der Geschichte Lettlands. Der I. Kongress der Historiker Lettlands, in: *Zapiski Historyczne* 76 (2011), Nr. 4, S. 7-14; ULDIS KRĒSLIŅŠ: Latvijas vēsturnieku I kongress [Der I. Kongress der Historiker Lettlands], in: *Latvija Vēstures Institūta Žurnāls* (künftig: *LVĪŽ*) 2011, Nr. 4, S. 150-154.

wiederum in erster Linie von einem Kreis um die „Kommission der Historiker Lettlands“ unter der Schirmherrschaft des Staatspräsidenten betrieben worden ist; die offizielle Geburtsstunde der Stiftung fiel auf den 11. Oktober 2010. Damals begann die organisatorische Vorbereitung des Kongresses, deren Mittel laut öffentlich zugänglichen Angaben aus dem Budget der besagten Stiftung und einem für Bildungszwecke vorgesehenen Partnerschaftsfonds der EU-Kommission und der Regierung Lettlands flossen.² Diese günstigen Rahmenbedingungen, die das Zustandekommen des Kongresses wohl überhaupt erst ermöglichten, sind *in grosso* dem Engagement von Inesis Feldmanis zu verdanken, der dank leitender Ämter in den genannten Institutionen eine Schlüsselposition innehatte. Das von den Veranstaltern vorgelegte Konzept für den Kongress lässt auch die Motivation erkennen, die hinter dieser Initiative stand: Zum einen die Besorgnis um die weitere Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Lettland im Zeichen der gesellschaftlichen und finanziellen Krise und zum anderen ein Umdenken in Bezug auf die Aufgaben und sozialen Funktionen dieser Disziplin, die offenbar auch jenseits reiner wissenschaftlicher Erkenntnis verortet werden können – auch die Politik kommt hier als Faktor ins Spiel.

Der erste Tag in der Großen Aula der Universität Lettlands begann laut Protokoll mit diversen Ansprachen und Grußworten des Staatspräsidenten, des Bildungsministers, des Rektors der Universität Lettlands, des Senatsvorsitzenden der Akademie der Wissenschaften, des Direktors des Instituts für die Geschichte Lettlands und des Dekans der Historisch-Philosophischen Fakultät. Daraufhin werden folgende Referate gehalten: Erwin Oberländer (Mainz) sprach zur Erforschung der baltischen Geschichte in Deutschland, Andrejs Plakans (USA) über den Austausch der westlichen und lettischen Geschichtswissenschaft seit 1991, Detlef Henning (Lüneburg) zu den Perspektiven der weiteren Erforschung der Geschichte der deutschbaltischen Minderheit und Boris Sokolov (Russländische Föderation) zum Zweiten Weltkrieg als Forschungsproblem in der modernen russischen Geschichtswissenschaft. Darüber hinaus wurde eine Bilanz der diversen Forschungsgebiete der lettischen Geschichtswissenschaft in den letzten zwanzig Jahren gezogen: Andris Šnē und Guntis Zemītis beschäftigten sich mit dem Gebiet der Vorgeschichte, Ilgvars Mišāns und Gvido Straube mit dem Mittelalter und der Neuzeit sowie Inesis Feldmanis und Ainārs Lerhis mit der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Als neu und zugleich gut vertraut wurden drei schmalere, aber doch etablierte Bereiche der historischen Forschung vorgestellt: Antonijs Zunda sprach zur Außenpolitik Lettlands als Gegenstand der politischen und wirtschaftlichen Geschichte, Vita Zelče zu Geschlecht,

² Siehe das Impressum der Homepage der „Stiftung zur Förderung der Kleinen Bibliothek der Geschichte Lettlands“, einsehbar unter der URL: <http://demoshistoria.lv/portals/par-mums>, sowie die Angabe zur Finanzierung des Kongresses, URL: <http://demoshistoria.lv/portals/par-kongresu> (letzter Zugriff 8.4.2012). Diese Homepage ist übrigens nur auf Lettisch abrufbar.

Familie und Gemeinschaft als sozialhistorische Phänomene und Aleksandrs Ivanovs zu Latgale in regionalgeschichtlicher Perspektive. Der Vortrag von Kaspars Kļaviņš über bislang von der lettischen historischen Forschung vernachlässigte bzw. ignorierte Quellen hob sich mit seinem kritischen und zugleich belehrenden Ton von allen anderen Beiträgen ab.

Am zweiten Kongresstag fanden parallel sieben Sektionen statt: 1) Probleme der Vorgeschichte Lettlands;³ 2) Probleme der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit;⁴ 3) Politische Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert;⁵ 4) Sozial- und Kulturgeschichte Lettlands im 20. Jahrhundert;⁶ 5) Lettland im internationalen Geschehen;⁷ 6) Geschichte der Regionen Lettlands;⁸ 7) Lern- und Unterrichtsprozess der Geschichte in Lettland.⁹ Das gesprochene Wort wurde mit wenigen Ausnahmen in Bild und Ton festgehalten. Die Vorträge können in ganzer Länge auf der Homepage der „Stiftung zur Förderung der Kleinen Bibliothek der Geschichte Lettlands“ angesehen (und -gehört) werden.¹⁰

Als Abschluss des Kongresses war eine Ansprache von Andrievs Ezerģailis aus den USA geplant, die jedoch aus organisatorischen Gründen nicht zustande kam. Das öffentlich vorgetragene Resümee des Kongresses hörte sich sehr sachlich an, aber die Debatte über die vorläufige Redaktion des „Abschlussdokuments des I. Kongresses der Historiker Lettlands“ war wie ein Schlussakkord der Veranstaltung. Erst nach längerer Diskussion

³ In dieser Sektion gab es neun Vorträge. Siehe ELĪNA GUŠČIKA: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 1. sekcija „Latvijas aizvēstures problēmas“* [Der I. Kongress der Historiker Lettlands. Sektion 1: Probleme der Vorgeschichte Lettlands], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 154-155.

⁴ In dieser Sektion gab es acht Vorträge. ANITA ČERPINSKA: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 2. sekcija „Viduslaiku un jauno laiku vēstures problēmas“* [Der I. Kongress der Historiker Lettlands. Sektion 2: Probleme der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 155-157.

⁵ In dieser Sektion gab es 13 Vorträge. KĀRLIS KANGERIS: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 3. sekcija „Latvijas politiskā vēsture 20. gadsimtā“* [Der I. Kongress der Historiker Lettlands. Sektion 3: Politische Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 158-159.

⁶ In dieser Sektion gab es 14 Vorträge. INETA LIPŠA: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 4. sekcija „Latvijas sociālā un kultūras vēsture 20. gadsimtā“* [Der I. Kongress der Historiker Lettlands. Sektion 4: Sozial- und Kulturgeschichte Lettlands im 20. Jahrhundert], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 159-160.

⁷ In dieser Sektion gab es 13 Vorträge. AINĀRS LERHIS: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 5. sekcija „Latvija starptautiskajās norisēs“* [Lettland im internationalen Geschehen], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 161-163.

⁸ In dieser Sektion gab es elf Vorträge. ARMANDS VIJUPS: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 6. sekcija „Latvijas reģionu vēsture“* [Geschichte der Regionen Lettlands], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 163-165.

⁹ In dieser Sektion gab es elf Vorträge. JĀNIS KERUSS: *Latvijas vēsturnieku I kongress, 7. sekcija „Latvijas vēstures apguve un mācīšana“* [Lern- und Unterrichtsprozess der Geschichte in Lettland], in: *LVIŽ* 2011, Nr. 4, S. 165-166.

¹⁰ Die Audio- und Videoaufnahmen vom Kongress sind einsehbar unter der URL: <http://demoshistoria.lv/portals/kongresa-audio-un-video-ieraksti> (letzter Zugriff 7.4.2012).

wurde die endgültige Redaktion dieses Papiers nach der Veranstaltung im Oktober verabschiedet.¹¹

Für den Kongress war den Referenten eine einheitliche Konzeption als Leitfaden mit auf den Weg gegeben worden: „Geschichte Lettlands: Forschungsstand, Probleme der Forschung und deren Lösung“. Somit konnte nahezu jedes Vortragsthema aus zwei Perspektiven behandelt werden: Einerseits als Rückblick auf die Entwicklung und Leistung auf einem bestimmten Forschungsfeld, so dass die Traditionslinien von deutschbaltischer, lettischer und sowjetischer bis hin zur modernen westlichen Forschung deutlich wurden. Zum andern konnte der derzeitige Forschungsstand und die -perspektiven angedeutet werden, wobei eine erhebliche Skepsis angesichts der derzeitigen Umstände in Lettland festzustellen war, welche der geisteswissenschaftlichen Forschung nicht förderlich sind. Gewiss war es erfreulich, dass die Zahl der institutionell gebundenen Berufshistoriker – mehr als fünfzig Personen – immer noch so groß ist; zudem scheint es, dass diese die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgegeben haben. Begrüßenswert ist zweifellos auch, dass der Kongress ein derartig großes gesellschaftliches Interesse erweckt hat: Nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Lehrer und Geschichtsinteressierte nahmen an diesem Ereignis teil. Laut offizieller Statistik waren insgesamt 400 Teilnehmer zu verzeichnen.¹² Der nächste Kongress soll für 2016 einberufen werden. Die Veranstalter fühlen sich zu der Behauptung berechtigt, der Kongress sei „erfolgreich gewesen“.¹³ Daran möchte ich an dieser Stelle jedoch einige Zweifel bekunden.

Kein Kongress ist vollkommen. Bei diesem Kongress vermisste man jedoch gleich mehrere wesentliche Dinge. Vor allem waren seitens der Veranstalter eingehendere Diskussionen über das Selbstverständnis des Historikers in Lettland und über Fragen der geschichtswissenschaftlichen Methodologie nicht vorgesehen. Die Anregung dazu kam von vereinzelt Stimmen, die aber insgesamt wohl zu spärlich waren, um ein größeres Echo zu erzeugen. Ein ernsthafter Versuch, die Historiker des Landes zu einer Selbstreflexion über ihren Beruf, ihre Aufgaben und das Schreiben von Geschichte im Allgemeinen zu bewegen, darf hier jedoch nicht übersehen werden: Eine Woche vor dem Kongressbeginn, am 9. September 2011, fand eine öffentliche Diskussion statt, die der junge Historiker Gustavs Strenga (Riga, Freiburg) unter dem Thema „Lettland. Geschichte. Gesellschaft. 21.

¹¹ Latvijas vēsturnieku I kongresa Noslēguma dokuments [Das Abschlussdokument des I. Kongresses der Historiker Lettlands], in: Latvijas Vēsture 2011, Nr. 4, S. 24-25. Einsehbar unter der URL: <http://demoshistoria.lv/kongresa-aktualitates/latvijas-vesturnieku-i-kongresa-nosleguma-dokuments> (letzter Zugriff 8.4.2012).

¹² Veiksmīgi noslēdzies Latvijas vēsturnieku I kongress [Der I. Kongress der Historiker Lettlands wurde erfolgreich abgeschlossen], auf der URL: <http://demoshistoria.lv/kongresa-aktualitates/veiksmigi-nosledzies-latvijas-vesturnieku-i-kongress> (letzter Zugriff 8.4.2012).

¹³ Ebenda.

Jahrhundert“ initiiert hat.¹⁴ Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, dass die Historiker uneins sind, weil sie eben sehr unterschiedliche Vorstellungen von der Arbeit an der Geschichte und vom Ethos des Wissenschaftlers haben. Wie sieht die Mentalität der Historiker heute in Lettland aus? Als was begreifen sie sich: als Wissenschaftler oder als Beauftragte für Politik? Empfinden sie Verantwortung für die historischen Wissensinhalte, die sie produzieren und der Öffentlichkeit vermitteln? Verstehen sie den Sinn der Worte „moderne Forschung“? Das sind Fragen, die auf die vielen Gesichter des lettischen Historikers und der lettischen Historikerin heutzutage verweisen. Doch keine davon wurde im Rahmen des Kongresses gestellt.

Statt dessen wurde in Erinnerung gerufen, dass die Geschichte der Aufklärung diene:¹⁵ Den Schülern müsse das wahre Bild der jüngsten Vergangenheit, vor allem über den Verlust der Staatlichkeit, über die Okkupationen und die Deportationen lettischer Bürger vermittelt werden, verstellte und falsche Geschichtsbilder müssten zurecht gerückt werden. Dass all dies zu den Aufgaben des Historikers gehört, kann nicht geleugnet werden. Doch trägt der Begriff der „Aufklärung“ mehrere Bedeutungen. Zum einen soll Aufklärung gegen die Unwissenheit in historischen Fragen helfen. Viele lettische Historiker scheinen gradezu von einem missionarischen Geist erfüllt zu sein, die Unwissenheit, d.h. die viel zitierten „Mythen und Stereotypen“ der Geschichte, dem Volk auszutreiben. Sie scheinen zu glauben, damit eine wichtige gesellschaftspolitische Aufgabe zu lösen, denn sie wollen nicht nur den Wissenshorizont erweitern und Kenntnisse über die Vergangenheit der Heimat vermitteln, sondern auch ein Gefühl der Verbundenheit kreieren, weshalb davon gesprochen wird, dass eine Identität „gestärkt werden“ müsse. Zum anderen aber kann die Geschichte ganz individuell zu einem Prüfstein für das Gewissen werden. Dabei geht es um die Frage, zu welcher Geschichtsdeutung sich das Individuum bekennt, zu der „üblichen“ bzw. „offiziellen“, die eine „einheitliche Auffassung“ von der Geschichte Lettlands stiftet, oder zu „irgendeiner“ davon abweichenden. In diesem Sinne hilft die Geschichte also darüber aufzuklären, wer zum „gemeinsamen Informationsraum“ gehört und wer sich diesem verschließt – um es überspitzt zu formulieren: wer mit „uns“ und wer gegen „uns“ ist. Dass die Geschichte als Werkzeug der Politik dienen kann, ist eigentlich nichts Neues. Wichtig ist dabei jedoch, ob ein Historiker noch ein Wissenschaftler bleibt, oder ob er zu einem Anwalt der Politik wird. Historiker, die lieber auf Distanz zur Politik gehen wollen,

¹⁴ Unter dem Titel Diskusija: Latvija. Vēsture. Sabiedrība. 21. gadsimts, Rīga, 2011. gada 9. septembris [Diskussion: Lettland. Geschichte. Gesellschaft. 21. Jahrhundert, Riga, 9. September 2011] ist eine ausführliche Information zu der Veranstaltung vom 2.9.2011 einsehbar unter der URL: http://satori.lv/raksts/3819/Diskusija_Latvija_Vesture_Sabiedriba_21_gadsimts (letzter Zugriff 8.4.2012).

¹⁵ Über „Mission und Ziele“ des Kongresses siehe Par kongresu [Über den Kongress], einsehbar unter der URL: <http://demoshistoria.lv/portals/par-kongresu> (letzter Zugriff 8.4.2012).

sind allein deswegen eigentlich keine schlechteren Patrioten. Doch genau darum geht es oft genug nicht zuletzt dann, wenn die Zustände, in welche die Wissenschaftler durch unkluge Bildungs- und Wissenschaftspolitik gedrängt werden, miserabel sind. Dass ein Teil der Historiker sich der Aufgabe verschreibt, eine an der politischen Kultur orientierte Geschichte zu schreiben, ist dabei sogar noch verständlich. Unverständnis kommt allerdings auf, wenn diese Geschichte im Auftrag der Politik und zum Gebrauch der Politik entsteht.¹⁶

So gerieten auch die Veranstalter des Kongresses in einen gewissen Widerspruch, als sie postulieren, dass sie gegen die Politisierung der Geschichte seien, selbst jedoch indirekt dazu beitrugen.¹⁷ Dass die schmale Grenze zu einer Instrumentalisierung der historischen Forschung für bzw. durch die Politik in Lettland bereits überschritten ist, belegt der Wortschatz, der je nach Auffassung und Erwartung vom Sinn der Geschichte eine Umstellung in der lettischen Gesellschaft signalisiert: Das Bestreben, eine „einheitliche Auffassung von Geschichte“ zu erreichen, wird immer häufiger als „Kampf“ verstanden.¹⁸ So ist die Geschichte, wie etwa bereits zur Zeit des Kalten Krieges oder am Vorabend der „Singenden Revolution“, wieder zu einem Schlachtfeld der politischen Meinung geworden. Der Wissenschaft förderlich ist dies auf gar keinen Fall.

Nicht verständlich und nicht hinnehmbar ist die Ausgrenzung von Historikern, die ihre Forschungen um der Sache an sich, um der Erkenntnis willen betreiben. Denn das Wissen über die Vergangenheit ist ein Kulturgut, das sich nur unter Mühen erarbeiten lässt. Es gibt es nicht, wenn niemand danach sucht. Welche Gesellschaft ist schon so reich, dass sie es sich leisten kann, keine Wissensgesellschaft werden zu wollen? Das Wissen von der Vergangenheit lehrt einen sensiblen Umgang mit dem Kleinen und Unsichtbaren, das in der Kultur verborgen ist. Dieses Wissen schärft die Sinne für Zusammenhänge und lehrt die Kunst des Fragens und Streitens. Nicht aus Mangel, sondern nur aus Dummheit oder *superbia*, aus Hochmut, kann jemand daher denken, politische Ziele seien wichtiger als die Vielfalt der Kultur.

Die lettische Geschichtsforschung hatte ihre Höhepunkte in den 1930er Jahren und in der langen sowjetischen Periode, als sie gerade deshalb als Wissenschaft etabliert war, weil sie als Instrument der Ideologien und der staatlichen Propaganda diente. Die Historiker hatten sich der Pflicht, der

¹⁶ THOMAS ETZEMÜLLER: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, 6), S. 1.

¹⁷ Über die Aufgaben der „Stiftung zur Förderung der Kleinen Bibliothek der Geschichte Lettlands“ siehe „Par mums“ [Über uns], einsehbar unter der URL: <http://demohistoria.lv/portals/par-mums> (letzter Zugriff 8.4.2012).

¹⁸ Siehe z.B. VIESTURS SPRŪDE: Cīņa par vienotu vēstures izpratni turpinās [Der Kampf um eine einheitliche Auffassung von der Geschichte setzt sich fort], in: *Latvijas Avīze*, 27.10.2011.

Ideologie zu beugen, freiwillig oder unfreiwillig zu verschreiben. Doch erhielten sie als Gegenleistung die trügerische Sicherheit eines unbekümmerten und bequemen Lebens. Dabei war der Glaube daran fest, dass es Wissenschaft sei, was betrieben wurde. Dieses Trugbild, demzufolge jegliche Erforschung der Vergangenheit Wissenschaft sei, lebt zum Teil noch fort. Die Trägheit, sich mit Fragen moderner geschichtswissenschaftlicher Methodologie zu befassen, erlaubt es daher nicht schärfer zu sehen. Die Aussichtslosigkeit für den wissenschaftlichen Nachwuchs, jemals den Beruf auszuüben, den sie erlernt haben, macht die jüngere Generation zu Skeptikern und vertreibt sie aus dem Land.

All diese Fragen wurden vom Kongress nicht angesprochen. Diskussionen gab es wenig. Gerade bei den wesentlichen Themen der „offiziellen“ Geschichte des Landes im 20. Jahrhundert kam sie nicht zustande.¹⁹ Der Kongress sollte ein – auch politisch motiviertes – Zeichen setzen, dass die kleine Welt der Historiker heil sei und keine thematischen Kontroversen brauche. Er sollte eine Demonstration der Einheit sein; genau deswegen kann diese demonstrative Einheit jedoch trügen. Das „Abschlussdokument“, das wohl eher als Denkschrift bezeichnet werden sollte, dessen zweite Redaktion nur aufgrund des Drucks einer um Ilgvars Misāns gruppierten Schar von jüngeren Historikern zustande kam, deutet an, dass die lettische Geschichtswissenschaft von sehr ernsten Problemen geplagt wird: 1) Es gibt eine ungleiche Mittelverteilung für die historische Forschung, weil nur die Erforschung von exklusiven Themen des 20. Jahrhunderts der Geschichte Lettlands als prioritär gilt, weshalb andere Aspekte vom 13. bis zum 19. Jahrhundert zwangsläufig verkümmern müssen. 2) Man kann bereits eine Zwei-Klassen-Gesellschaft der Historiker erkennen, die aufgrund dieser Geschichtspolitik entstanden ist. Letzterer Umstand wurde immerhin während des Kongresses zum ersten Mal öffentlich angesprochen,²⁰ doch von keinem der Veranstalter als Problem empfunden. 3) Gerade unter den lettischen Historikern ist die akademische Streitkultur auf einem sehr niedrigen Niveau, was die mangelnde Bereitschaft zum kritischen Austausch während des Kongresses zeigte.²¹

Somit ist es keinesfalls eine rhetorische Frage, die an dieser Stelle gestellt werden muss: Kann man für Lettland überhaupt von der Geschichte als einer *modernen* Wissenschaft oder *überhaupt* von einer Wissenschaft sprechen, wenn systematische Forschung in durchaus unterschiedlicher Qualität und Intention hauptsächlich auf zwanzig bis vierzig Jahre des 20.

¹⁹ Siehe die von einer anderen, bereits 2009 organisierten Konferenz in Riga inspirierten skeptischen Ausführungen von EVA-CLARITA PETTAI: The Convergence of Two Worlds: Historians and Emerging Histories in the Baltic States, in: *Forgotten Pages in Baltic History. Diversity and Inclusion*, hrsg. von MARTYN HOUSDEN und DAVID J. SMITH, Amsterdam und New York 2011 (*On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics*, 30), S. 263-280.

²⁰ *Latvijas vēsturnieku I kongresa Noslēguma dokuments* (wie Anm. 11), S. 24.

²¹ Ebenda, S. 25.

Jahrhunderts konzentriert ist, die anderen Forschungsrichtungen aber stagnieren oder gar zu erlöschen drohen?

Das in der Überschrift gebrauchte Wort vom „Herbst der lettischen Historie“ soll keine jahreszeitliche Melancholie ausdrücken. Für ein näheres Verständnis dieser Metapher sei auf die berühmte Studie des niederländischen Kulturhistorikers Johan Huizinga zum „Herbst des Mittelalters“ verwiesen.²² Der „Herbst“ steht bei ihm für einen Abschied und für ein Ende, das sich während eines Zustands der scheinbar heilen Welt ankündigt. Es ist höchste Zeit, über die Zukunft der Geschichtsforschung in Lettland nachzudenken.

²² JOHAN HUIZINGA: Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden, hrsg. von KURT KÖSTER, 11. Aufl., Stuttgart 1975, S. XIII-XIV (Vorrede des Verfassers zur deutschen Ausgabe der Erstauflage 1924).

Neue Wege der baltischen Geschichtswissenschaft: Zur Gründung des Zentrums für Umweltgeschichte (KAJAK) in Tallinn

VON ULRIKE PLATH

KAJAK (*Keskkonnaajaloo Keskus*) heißt das Ende 2011 am Historischen Institut der Universität Tallinn gegründete Zentrum für Umweltgeschichte, zu dessen Aufgaben die Förderung der interdisziplinären Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt, der Kontaktaufbau zu Kollegen in angrenzenden Regionen, die Verknüpfung der estnischen Wissenschaftslandschaft mit den führenden Zentren und Forschern der Umweltgeschichte weltweit und die Verbreitung umwelthistorischen Wissens in- und außerhalb der estnischen Universitätslandschaft zählen. Zu den Anfang 2012 registrierten 25 Mitgliedern und Partnern des Zentrums gehören WissenschaftlerInnen aus über 10 Forschungsrichtungen und Museen estlandweit – von der Archäologie bis zur Semiotik, von der Geografie zur Ethnologie, von der Ökologie zur Literaturwissenschaft. Die Vielfalt unterschiedlicher Zugänge und Fragestellungen macht die Umweltgeschichte – verstanden als Dach für die *environmental humanities* – zu einem hochgradig interdisziplinären Forschungsfeld, das in seiner institutionalisierten Form dennoch mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Geschichtswissenschaft steht.

Über die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt haben bereits die frühen Hochkulturen nachgedacht. Trotz dieser alten Wurzeln ist die Umweltgeschichte als eigenständige Disziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft eine relativ neue Erscheinung. Nach einigen Vorläufern in Europa, etwa der *Annales*-Schule, erfolgte die Gründung der Umweltgeschichte in den 1970er Jahren in Amerika. Basierend auf den Arbeiten Henry David Thoreaus, John Muirs, vor allem aber auf Rachel Carsons „*Silent Spring*“ (1962) und den Prognosen des *Club of Rome* bezüglich der Grenzen des globalen Wachstums führten Roderick Nash, Donald Worster und Donald Hughes die Umwelt als Grundkategorie der menschlichen Geschichte in die historische Forschung ein. Heute ist die Umweltgeschichte neben den Gender-Studies eine der einflussreichsten und innovativsten Disziplinen der amerikanischen Geschichtswissenschaft. Sie ist an den meisten Universitäten vertreten und mit

herausragenden Forschern wie John McNeill an der Spitze der amerikanischen Geschichtswissenschaft angekommen.

In Europa verlief der Institutionalisierungsprozess langsamer, waren umweltgeschichtliche Zugänge hier doch in verschiedenen Disziplinen wie der Archäologie, historischen Geografie, Ethnologie und Geschichte auf ganz unterschiedliche Weise weiterentwickelt worden. Um die Vielfalt der unterschiedlichen Disziplinen und die individuellen umwelthistorischen Zugänge herausragender Forscher wie Joachim Radkau, Paul Ward, Sverker Sörlin etc. europaweit zu bündeln, wurde im Jahre 1999, also 22 Jahre nach der Gründung der *American Society for Environmental History* (ASEH), die *European Society for Environmental History* (ESEH) gegründet. Treibende Kraft in diesem europaweiten Institutionalisierungsprozess war und ist die österreichische Historikerin und Diplomingenieurin Verena Winiwarter, die langjährige Leiterin des Zentrums für Umweltgeschichte (ZUG) in Wien. Seit 2009 leitet der Amerikanist Christof Mauch zusammen mit Helmuth Trischler, dem Direktor des Deutschen Museums, das *Rachel Carson Center for Environment and Society* in München, das größte Zentrum für *environmental humanities* weltweit, dessen Herzstück das Stipendienprogramm für Spitzen- und Nachwuchswissenschaftler bildet.

KAJAK hat in seiner Gründungsphase wesentliche Unterstützung von vielen der hier genannten Personen und Institutionen erfahren. Die Gründung eines Zentrums für Umweltgeschichte im Baltikum war insbesondere ein Anliegen der ESEH, die sich vor allem durch ihre regionale Struktur und die Themenvielfalt ihrer Konferenzen auszeichnet. Die Gründung eines Zentrums wäre aber nicht ohne die Initiative in Estland möglich gewesen, eine die disziplinären Grenzen überschreitende Zusammenarbeit zu wagen. 2007 führte die interdisziplinäre Zusammenarbeit im Bereich der *environmental humanities* zu einer ersten gesamtbaltischen Konferenz zum Thema „Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum“,¹ auf der unterschiedliche nationale und disziplinäre Forschungsansätze aufeinanderstießen und um eine gemeinsame Sprache und gegenseitiges Verständnis rangen. Was ihr als Leitgedanke fehlte, war das gemeinsame Bindeglied einer baltischen Umweltgeschichte. Dabei war die Umweltgeschichte schon früh in der historischen Forschung in Estland etabliert worden. Während der Umbruchszeit der späten 1980er und frühen 1990er Jahre hatte die in Stockholm beheimatete exil-estnische Archäologin Urve Miller ein zunächst vom Europarat unterstütztes Netzwerk zur Paläoökologie gegründet, das zwischen 1994 und 1997 von einem Programm der Europäischen Kommission zu „Environmental History of the Baltic Region“ abgelöst wurde. Estland war aufgrund der besonderen

¹ Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum / Environmental Philosophy and Landscape Thinking, hrsg. von LIINA LUKAS, ULRIKE PLATH und KADRI TÜÜR, Tallinn 2011 (Collegium litterarum, 24).

politischen Bedeutung der Umweltschutzbewegung während der Perestrojka als Kernregion des Projektes ausgewählt worden, das die Zusammenarbeit zwischen Ost und West in einem neuen Europa zum Schutz des kulturellen Erbes vor der Umweltzerstörung bezweckte. Im Verlauf der 1990er Jahre entstanden in schneller Folge vier Sammelbände, die sich nicht nur der estnischen Umweltgeschichte widmeten, sondern auch Lettland und Litauen miteinbezogen.²

Während in der Nachfolge Urve Millers die Umweltgeschichte bis heute eine feste Größe in der Arbeit der estnischen Archäologen darstellt, fand sie ihren Platz in der allgemeinen Geschichtsforschung erst im ersten Jahrzehnt des neuen Millenniums. Federführend waren dabei zunächst Vorlagen aus Amerika. 2006 erschien die Studie von Katrina Z. Schwartz zu „Nature and National Identity after Communism. Globalizing the Ethnoscape“, in der sie die lettische Umweltgeschichte der jüngsten Zeit nachzeichnet.³ Einen ähnlichen Weg schlug 2009 der amerikanische Historiker und Estophile Robert W. Smurr mit seinem Buch „Perceptions of Nature, Expressions of Nation: An Environmental History of Estonia“ ein,⁴ das bislang die einzige explizit so benannten Monographie zur estnischen Umweltgeschichte darstellt. Sicherlich hat es in der estnischen und baltischen Geschichtswissenschaft auch davor vereinzelt Aufsätze und Ansätze zur Umweltgeschichte gegeben, doch fehlten die disziplinäre Selbstdefinition und das dazugehörige Selbstverständnis, die interdisziplinäre Offenheit gegenüber den angrenzenden Disziplinen und die Vernetzung nach außen.

Im Prozess der interdisziplinären Netzwerkbildung auf dem Gebiet der baltischen Umweltgeschichte waren vor der Gründung von KAJAK unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit erst in Hamburg (NNI = *Nature, Nation, and Identity*, 2006–2007), dann in Estland (NSLS = *Network for Science and Literature Studies*, 2010–2011) ausprobiert worden, die jedoch alle nur wenig Bestand hatten, da ihr umweltgeschichtliches Profil zu unscharf war, die für Netzwerke erforderliche Anzahl aktiver Forscher unterschritten wurde und sich die institutionelle und internationale Verankerung als zu schwach erwies. Auf das dringende Anraten von außen, die Zusammenarbeit im Bereich der Umweltgeschichte auf sichere Füße zu stellen,

² Coastal Estonia: Recent Advances in Environmental and Cultural History, hrsg. von TONY HACKENS u.a., Strasbourg 1996; Environment and Vikings: With Special Reference to Birka, hrsg. von URVE MILLER u.a., Strasbourg 1997; Environmental History and Quaternary Stratigraphy of Lithuania, hrsg. von MEILUTĖ KABAILIENĖ u.a., Rixensart 1998; Environmental and Cultural History of the Eastern Baltic Region, hrsg. von URVE MILLER u.a., Rixensart 1999. Siehe auch Estonia: Nature, Man and Cultural Heritage. Proceedings of a Round Table Held at Tallinn, April 1991 at the Estonian Academy of Sciences, hrsg. von TONY HACKENS u.a., Strasbourg 1992.

³ KATRINA Z. SCHWARZ: Nature and National Identity after Communism. Globalizing the Ethnoscape, Pittsburgh 2006.

⁴ ROBERT W. SMURR: Perceptions of Nature, Expressions of Nation: An Environmental History of Estonia, Saarbrücken 2009.

wurde in Mai 2011 ein Intensivseminar zum Thema „The Co-formation of Human and Natural Communities: An Environmental Historical Perspective“ im Rahmen der estnischen Doktorandenschule für Kulturwissenschaften und Künste (CECT) durchgeführt. Neben Doktoranden aus diversen Fachbereichen waren Vortragende aus Schweden, Litauen/USA und Frankreich vertreten – gefördert wurde das Seminar vom Rachel Carson Center und von weltweit eintreffenden Bücherspenden. Das Seminar führte die Notwendigkeit einer festen institutionellen Verankerung der Umweltgeschichte im estnischen Wissenschaftssystem vor Augen, die im Herbst desselben Jahres durch die Gründung von KAJAK als Unterstruktur des Historischen Instituts der Universität Tallinn erfolgte.

Die Koordinierung der interdisziplinären Zusammenarbeit und die dauerhafte und öffentlichkeitswirksame Verankerung des Zentrums in der estnischen Forschungslandschaft stellen die größten Herausforderungen von KAJAK dar. Das Zentrum lebt von der aktiven Mitwirkung seiner Mitglieder und vom Mehrwert, den der Zusammenschluss jedem einzelnen verspricht; es lebt zudem von der andauernden Unterstützung von außen und den guten Kontakten zu der weltweit eng vernetzten Gemeinschaft von Umwelthistorikern. Es wird getragen von der Hoffnung, dass die festgefahrenen Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften gelockert werden können und interdisziplinäre Zusammenarbeit, die mehr ist als ein Zungenbekenntnis, möglich und wissenschaftlich sinnvoll ist. Die Umweltgeschichte schließt eine Lücke in der baltischen Geschichtswissenschaft und zeigt neue Wege der Zusammenarbeit auf. Nahrungskulturen, Ressourcennutzung, Energiesysteme, Klimawandel und Produktionsmechanismen können hier in ihrer ganzen historischen Dimension in einem neuen Licht untersucht werden. Neben Politik, Wirtschaft, Religion, Kultur, Rasse und Geschlecht ist die Umwelt als eine der Grundkategorien der Historiographie in der baltischen Geschichtswissenschaft angekommen.

Ostseeraum und Schwarzmeergebiet im interregionalen Vergleich. Ein Tagungsbericht

VON STEFAN DONECKER
& STEFAN EWERT

Zum zweiten Mal nach 2010 richtete die *Romanian Association for Baltic and Nordic Studies* (ARSBN) vom 20. bis 22. Mai 2011 im rumänischen Târgoviste eine internationale Tagung zur nordischen und baltischen Geschichte aus. 2008 gegründet, zählt die ARSBN zu den jüngeren und zweifellos auch zu den ungewöhnlicheren Forschungsinitiativen im Feld der baltischen Historiografie. Rumänien ist nicht unbedingt ein Land, dem man eine ausgeprägte Forschungstradition für nordosteuropäische Geschichte attestieren würde. Umso bemerkenswerter sind die Aktivitäten und Projekte, die die ARSBN in den vergangenen vier Jahren initiieren konnte. Neben der Herausgabe der „*Revista Română de Studii Baltice și Nordice*“ (Romanian Journal for Baltic and Nordic Studies) organisiert sie u.a. Ausstellungen zum skandinavischen und baltischen Raum in Rumänien, unterstützt rumänische Wissenschaftler bei ihren Forschungen im Norden Europas und schreibt entsprechende Forschungspreise aus. Im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit stehen aber die jährlichen Fachtagungen.

Die erste Konferenz dieser Art im Jahr 2010 beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit den rumänisch-litauischen Beziehungen; dementsprechend waren v.a. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den beiden Ländern beteiligt. 2011 positionierte die ARSBN ihre Tagung inhaltlich offener: Die Tagung, die auch in Hinblick auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer deutlich internationaler angelegt war, widmete sich den beiden Regionen in ihrer Gänze, den interregionalen Beziehungen und der Vergleichbarkeit beider Räume. Unter der Überschrift „Black Sea and Baltic Sea Regions: Confluences, influences and crosscurrents in the modern and contemporary ages“ fanden insgesamt sieben Panels und mehrere Plenarvorträge statt, in denen historische Verbindungen zwischen Schwarzmeer- und Ostseeraum thematisiert und vergleichbare Perspektiven aufgezeigt wurden.

Obwohl sich einzelne Beiträge mit frühneuzeitlichen Themen beschäftigten, lag der Schwerpunkt der Tagung doch eindeutig auf der rezenten Geschichte, vor allem auf dem 20. Jahrhundert. Methodisch wiederum stand vor allem die Diplomatiegeschichte im Mittelpunkt. So verglich Florin Anghel (Universität Constanța) die Rolle der neu geschaffenen

Staaten Rumänien und Lettland im *cordon sanitaire* der Zwischenkriegszeit. Dalia Bukelevičiūtė (Universität Vilnius) zeichnete die litauische Sicht der 1930er Jahre auf die Kleine Entente Rumäniens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei nach. Eine Reihe von Vorträgen beschäftigte sich mit diplomatischen Kontakten zwischen Rumänien und ausgewählten Staaten der Ostseeregion, wobei hier vor allem die Beiträge von Claudiu-Lucian Topor (Universität Iași) zu den rumänisch-schwedischen Beziehungen während des Ersten Weltkrieges, Dimitis Michalopoulos (Historical Institute for Studies on Eleutherios Venizelos and his Era, Athen) und Ana-Maria Despa (Universität der Walachei Târgoviste) zu den Kontakten zwischen Rumänien und Polen bzw. Norwegen während der Zwischenkriegszeit sowie Cezar Stanciu (Titulescu-College Bukarest) zur Annäherung Rumäniens an Schweden und Finnland in den 1960er Jahren hervorzuheben sind.

Abgesehen von der Diplomatiegeschichte vermochte die Tagung aber die Relevanz ihrer Fragestellung auch für andere Themenbereiche zu beweisen. So präsentierte beispielsweise Imbi Sooman (Universität Wien) vergleichende Beobachtungen zur Minderheitenpolitik in den baltischen Staaten und in Rumänien; Bogdan Murgescu (Universität Bukarest) stellte die Agrargeschichte Dänemarks und Rumäniens im 19. und 20. Jahrhundert einander gegenüber. Eine Reihe von Beiträgen widmete sich Fragen der Selbst- und Fremdwahrnehmung, darunter der Vortrag von Mihaela Mehedinți (Babeș-Bolyai Universität Cluj) zur Darstellung der nordischen Länder in rumänischen Periodika des 19. Jahrhunderts oder das Referat von Will Smiley (Universität Cambridge) zur Identität russischer Sklaven und Deserteure im Osmanischen Reich während des 18. Jahrhunderts.¹

Mit der Einbeziehung zweier Regionen in die Tagung und der expliziten Frage nach der interregionalen Vergleichbarkeit öffneten die Veranstalter eine wichtige, in den *Area Studies* bisher oft vernachlässigte Perspektive. Erscheint ein Vergleich zweier Regionen generell angebracht, um die Besonderheiten einzelner Räume erfassen zu können, so trifft dies insbesondere auf den Vergleich von Ostsee- und Schwarzmeerregion zu: Einerseits besteht eine weitgehende Übereinstimmung naturräumlicher Gegebenheiten – kleinere Binnenmeere in der Peripherie maritimer Kontaktzonen –, die im Braudel'schen Sinne als Ausgangspunkt einer historischen Analyse dienen können. Die Möglichkeit, durch eine Kontrolle der Meerengen bei Kopenhagen bzw. Istanbul Handelswege und militärische Machtprojektion zu kontrollieren, beinhaltet ebenfalls eine vielversprechende vergleichende Perspektive.

Darüber hinaus lassen sich auch konkrete Übereinstimmungen konstatieren: Beide Regionen waren während der Frühen Neuzeit primäre Ziele russischer Expansionspolitik, die in Konflikten mit den lokal dominanten

¹ Eine vollständige Liste der Vorträge ist auf der Website der ARSBN einzusehen – <http://arsbn.ro>.

sea-based empires, Schweden bzw. dem Osmanischen Reich, resultierte. Hier ließe sich in den Raum stellen, inwieweit eine Auseinandersetzung um ein *dominium ponti euxini*, analog zum Kampf um das *dominium maris baltici*, konzeptualisiert werden kann. Die Nachwirkungen russischer bzw. sowjetischer Hegemonialpolitik sind in beiden Regionen bis heute zu spüren, was wiederum Ausgangspunkt zeitgeschichtlicher bzw. gegenwartsorientierter Vergleiche sein könnte. Die ökologisch kritische Lage der die Regionen definierenden Binnenmeere, eine geopolitisch ähnliche Position (z.B. als Energiekorridor zwischen Russland und Europa), aber auch vergleichbare Situationen von Minderheiten in einzelnen Ländern der Regionen sind weitere aktuelle Problemfelder, die mögliche gemeinsame Ausgangsbedingungen eines Vergleiches der Regionen darstellen.

Nur über einen Vergleich verschiedener Regionen ist etwa die These zu überprüfen, dass der Ostseeraum eine Vorreiterregion hinsichtlich der regionalen zivilgesellschaftlichen Strukturen und des Austestens neuer *Governance*-Formen ist. Aber auch der zweite Schwerpunkt der Tagung – die interregionalen Kontakte – stellen ein ausgesprochen spannendes Forschungsfeld dar: Fragen der Diffusion von Wissen oder der gegenseitigen Wahrnehmung, die über die Beziehungen zweier Länder hinausgehen und die regionale Ebene mit in Betracht ziehen, helfen, die Bedeutung von Regionen (und regionalen Besonderheiten) zu verstehen. Systematische interregionale Vergleiche sind bis heute selten geblieben und zweifellos auch mit inhaltlichen und methodischen Problemen behaftet, versprechen aber aufschlussreiche Resultate. Der Vergleich zwischen Ostsee- und Schwarzmeerregion, den die Tagung in Târgoviste aufgeworfen hat, stellt somit zweifellos eine interessante Forschungsperspektive für die Zukunft dar.

Dennoch muss konstatiert werden, dass die Tagung ihre thematischen Vorgaben nicht uneingeschränkt zu verwirklichen vermochte. Die regionale Perspektive, die in Hinblick auf den Ostseeraum durchaus gegeben war, wurde für die Schwarzmeerregion nicht oder nur kaum umgesetzt. In der Praxis thematisierte die Tagung vor allem Vergleiche und Querverbindungen zwischen Rumänien und dem Ostseeraum, nicht zwischen dem Schwarzen Meer und dem Ostseeraum. Andere Anrainerstaaten des Schwarzen Meeres waren nur minimal berücksichtigt, sowohl was die Vortragsthemen als auch die Herkunft der beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler betrifft. Hier wäre zu hoffen, dass Folgetagungen die – aus institutionellen Gründen durchaus verständliche – Schwerpunktsetzung auf Rumänien auflockern und zu einem tatsächlichen systematischen Vergleich der Regionen bzw. einer Analyse der regionalen, und nicht nur der bilateralen Kontakte gelangen können.

Das Fazit fällt aber dennoch sehr positiv aus: Insgesamt gab die Konferenz einen vielfältigen Einblick in die verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven auf historisch-kulturelle Kontakte und aktuelle Vergleichbarkeit von Ostsee- und Schwarzmeeranrainern. Gerade auch für

Wissenschaftler, die aktuell an Forschungen zum Ostseeraum arbeiten, bieten sich so interessante und spannende Anknüpfungspunkte und Erweiterungsmöglichkeiten. Die hervorragende Organisation der Konferenz durch die Veranstalter – und nicht zuletzt das außerordentlich erfreuliche Begleitprogramm (mit der Besichtigung historisch bedeutsamer Orte in der Walachei, lokalen Speisen und exzellenten lokalen Weinen) – lässt hoffen und erwarten, dass sich die Jahrestagung der ARSBN schnell als fester Termin etabliert und so zu einem regen Austausch zwischen Ostsee- und Schwarzmeerregion und einer steigenden Anzahl interregional vergleichender Projekte führt.

„Unser eigenes olympisches Spiel“? Anmerkungen zu einer estnischen Ausstellung zum 30. Jahrestag der Olympischen Segelwettkämpfe von 1980

VON CAROL MARMOR

Kaum einem der Großereignisse im „kurzen 20. Jahrhundert“ ist so wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden wie den XXII. Olympischen Sommerspielen in Moskau. Bis zum Zerfall der Sowjetunion verband den gesamten Ostblock die gemeinsame Vorstellung einer Erfolgsgeschichte der ersten Olympischen Spiele in der „Hauptstadt des ersten sozialistischen Staates der Welt“. Das sowjetische Imperium florierte und stellte sich mitsamt seiner Architektur, seinen olympischen Bauten, den sportlichen Erfolgen und der „sowjetischen Lebensweise“ zur Schau. Neben Moskau durften auch Leningrad, Tallinn, Kiev und Minsk Teil der olympischen Inszenierung werden. Gerade hier sollte die Idealvorstellung eines Sowjetvolks, des friedlichen Zusammenlebens der Sowjetrepubliken in gemeinsamen Anstrengungen zum Ausdruck kommen. Der kleinsten und jüngsten Sowjetrepublik, der Estnischen SSR, wurde zum ersten Mal in ihrer 40-jährigen Geschichte die Mitaustragung einer imperialen Großveranstaltung anvertraut: die olympische Segelregatta in der Tallinner Bucht.

30 Jahre später wissen die Esten nicht einmal mehr, wer auf der höchsten Stufe des Siegertreppchens gestanden hat. Der Name des offiziellen Helden der Spiele, Valentin Mankin, würde auf Irritation stoßen, obwohl der Ukrainer bis heute als einer der besten Segler der Welt gilt. Den estnischen Erinnerungsort „olympische Segelregatta“ prägen vielmehr Veränderungen im realsozialistischen Alltag. Die erste Begegnung mit westlichen Produkten wie dem kapitalistischen Glücksgetränk *Fanta* und dem finnischen *Valio*-Joghurt wird noch heute nostalgisch erinnert.¹ Der Titel der hier besprochenen Ausstellung – „Unser eigenes olympisches Spiel“ (*Meie oma olümpiamäng*) – will somit keine Auseinandersetzung mit dem ideologischen Entwurf des Parteistaates wagen, sondern sich auf die ganz persönliche Erfahrung des „einfachen Menschen von der Straße“ im Umfeld der Spiele konzentrieren.

¹ Auch im Haushalt der Autorin ist ein Becher *Valio*-Joghurt – mit Brombeergeschmack – erhalten geblieben. Es war damals populär, Verpackungen westlicher Produkte aufzubewahren.

Das Estnische Sportmuseum konzipierte diese Ausstellung aus Anlass des 30. Jahrestages der Regatten und für das traditionelle XIII. Festival der Estnischen Museen (Narva, Herbst 2010). Hier wurde sie unter einer Reihe von anderen Wanderausstellungen zum Thema „Eine Ausstellung für jeden Geschmack?“ mit einem 3. Platz ausgezeichnet.² Neben der Grenzstadt Narva war die Ausstellung in der Universitätsstadt Tartu zu sehen, wo das Sportmuseum beheimatet ist.³ Bei ihm handelt es sich um eine Institution, die zum Geschäftsbereich des Estnischen Kulturministeriums gehört und sich als „Akkumulator“ der Sportkultur versteht.⁴ Das Depot des Museums umfasst insgesamt 135 238 sporthistorische Ausstellungsstücke, darunter vor allem Fotomaterial.⁵ Die Ausstellung zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf Estnisch und auf Russisch zu verfolgen war, was ihre Präsenz im russischsprachigen Nordosten Estlands möglich machte. Tatsächlich boten die XXII. Olympischen Sommerspiele Identitätswürfe sowohl für die estnisch- als auch für die russischsprachige Bevölkerung der Sowjetrepublik. Bis heute muss man sie als eine der erfolgreichsten Integrationsstrategien für beide Bevölkerungsgruppen bezeichnen.⁶

Die Segelwettbewerbe überschritten offensichtlich die Grenzen einer gewöhnlichen Sportveranstaltung. Er regte mehrere Erneuerungen an, die vor allem auf das Alltagsleben der Esten ausstrahlten. Für den Kurator der Ausstellung, Kaarel Antons, war die olympische Segelregatta das wirkungsvollste Großereignis in der Geschichte Estlands. Der Ethnologe machte vor allem die Spuren der Regatta im estnischen kollektiven Gedächtnis zum Thema. Das Ziel der Ausstellung war es nach seinen Angaben, den Gegensatz zwischen dem offiziellen, ideologischen Bild der Regatta und der Erinnerung an die Regatta aufzuzeichnen.⁷

² KALEV SAAR: Naitusterohke sügis Narva Muuseumis [Ausstellungsreicher Herbst im Narva Museum], abrufbar unter der URL: http://www.narvamuseum.ee/?next=ajaleht_saar&menu=menu_kula (letzter Zugriff 29.03.2012).

³ Sie wurde vom 27.9.–31.12.2010 im *Narva Muuseum* und vom 23.3.–6.6.2011 im *Spordimuuseum* in Tartu gezeigt

⁴ ENN MAINLA, DAIMAR LELL: Spordimuuseum – Spordikultuuri akumulaa-tor [Das Sportmuseum – ein Akkumulator der Sportkultur], in: Eesti Spordimuu-seumi ja Eesti Spordiajaloo Seltsi Toimetised, Nr. 1: Eesti Spordiajaloo Seltsi ja I teaduskonverentsi ja Eesti Spordimuseumi IX teaduskonverentsi materjale, Tar-tu 1996, S. 31–34.

⁵ Eesti Spordimuseumi kogu [Die Sammlung des Estnischen Sportmuseums], abrufbar unter der URL: <http://www.spordimuuseum.ee/kogu> (letzter Zugriff 24.3.2012).

⁶ CAROL MARMOR: „Tallinn – unsere Heimatstadt“. Die olympische Segelregatta 1980 in Tallinn als ein integratives Projekt des Späten Sozialismus in der ESSR. Ungedruckte Magisterarbeit, München 2010. Einsehbar im Tallinna Linnaarhiiv (Stadtarchiv Tallinn).

⁷ Meie oma olümpiamäng [Unser eigenes olympisches Spiel], abrufbar unter der URL: <http://www.spordimuuseum.ee/meie-oma-olümpiamang> (letzter Zugriff 23.3.2012).

Die Ausstellung des Estnischen Sportmuseums ist nicht für ein bestimmtes Gebäude oder einen bestimmten Raum konzipiert worden. Als Wanderausstellung deckt sie vielmehr thematische Blöcke ab, die das Individuum ins Zentrum der musealen Erzählung stellt. Die Themen „Individuum und familiäre Umgebung“, „Individuum und Konsum“, „Individuum und Wandel“ sowie „Individuum und Partizipation“ sollen vor allem einen Wiedererkennungseffekt beim Betrachter auslösen, wenn nicht sogar einen nostalgischen Rückblick bezwecken. Zu jedem thematischen Block findet sich eine Informationstafel mit O-Tönen anonymer Zeitzeugen, meistens eines „Menschen von der Straße“ oder eines „Mitglieds des Organisationskomitees“. Nach einem Rundgang durch die „durchkomponierten Bildwelten“⁸ der Olympischen Segelregatta werden Eckdaten zur historischen Einordnung der Veranstaltung und allgemeine Feststellungen zu ihrer Bedeutung geliefert. Insgesamt möchte die Ausstellung die emotional aufgeladene Aura der olympischen Vorfreude vermitteln, unterstützt durch buntes Bild- und Sachmaterial.

*„Handgreiflichkeit des Dinghaften“ als
Ausstellungsprinzip und das unbequeme
bequeme sozialistische Erbe*

Dinge besitzen eine Erinnerungskraft.⁹ Gerade materielle Überreste vermitteln schnell eine historische Erfahrung, wenn eine Geschichte erzählt wird. Die Kulturanthropologin Aleida Assmann weist darauf hin, dass Dinge mehr als nur funktionale Geräte sind. Als „Garanten und Stützen“ des individuellen Lebens sind sie ein „Hort für Geschichten und ein Anstoß für Erinnerungen.“¹⁰ Hannah Arendt dagegen stellt sogar die These auf, dass die Erinnerung nur aufgrund der „Handgreiflichkeit des Dinghaften“ funktioniere: „Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnern bedarf, würde das lebendig gehandelte, das gesprochene Wort spurlos verschwinden.“¹¹ Somit wird jeder materielle Gegenstand zu einem Erinnerungsträger. Ob Erinnerung und Dinghaftigkeit wirklich in einer unmittelbaren Wechselbeziehung zueinander stehen, bleibt in der

⁸ GOTTFRIED KORFF: Bildwelt Ausstellung – Die Darstellung der Geschichte im Museum, in: Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, hrsg. von ULRICH BORS DORF und HEINRICH THEODOR GÜNTHER, Frankfurt 1999, S. 319-335, hier S. 328.

⁹ JAN ASSMANN: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 2007, S. 20f.

¹⁰ ALEIDA ASSMANN: Das Gedächtnis der Dinge, in: Recollecting. Raub und Restitution, hrsg. von ALEXANDRA REININGHAUS, Wien 2009, S. 143-150, hier S. 149.

¹¹ HANNAH ARENDT: Vita activa oder: Vom tätigen Leben, München 1981, S. 87.

theoretischen Diskussion ungeklärt.¹² Nichtsdestotrotz wird der „Erinnerungsveranlassungsleistung“¹³ von Dingen eine hohe Bedeutung zugemessen. Sie wirken jenseits der Politisierung.

Das historische Erbe des Staatssozialismus wird im Baltikum meist als unbequem betrachtet. Die schwierige Vergangenheit einer wahrgenommenen „Fremdherrschaft“ beeinflusst auch den Umgang mit den Baudenkmalern – wie z.B. den für die olympischen Segelwettkämpfe erbauten Gebäuden. Statt sich der ganzen Geschichte zu vergegenwärtigen wird sie oftmals verdrängt und physisch entsorgt.¹⁴ Die Überreste des vergangenen Regimes, wenn nicht schon in die Innenhöfe ausgelagert oder auf den Müllhalden beseitigt, bleiben überwiegend ihrem Schicksal überlassen. In Tallinn gehört neben der schon auffällig gewordenen Stadthalle das Segelzentrum in Pirita dazu, das selbst eher unbeholfen zwischen versuchter Privatisierung und erwarteter Blüte des Segelsports schwankt. Von den zur Olympiade errichteten Bauten können sich allein die Hotels, der Flughafen und der Fernsehturm behaupten.

Von diesem Hintergrund hebt sich die Tartuer Ausstellung mit ihrer Vielfalt an materiellen Überresten ab. Während die Geschichte des Staatssozialismus im Museum der Okkupationen (Tallinn) als eine indoktrinierte Fremdherrschaft „von oben“ erzählt wird,¹⁵ macht das Sportmuseum die Perspektive „von unten“ zum Thema. In seiner Dauerausstellung geht es z.B. um die alltägliche Morgengymnastik, die Teilnahme am GTO-Programm – *Готов к труду и обороне* (Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung)¹⁶ –, gemeinschaftliche Wanderungen und betrieblich institutionalisierte Sportveranstaltungen. All das gehörte neben der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit dem sozialistischem „Selbst“ zum Alltag jedes Sowjetbürgers, dem der Besucher im Sportmuseum auf diese Weise nachgehen kann.

Die Gegenstände im Sportmuseum stehen daher für eine Normalität im Staatssozialismus. Sport als Teil der Alltagskultur hat in der estnischen Geschichtsschreibung aber überhaupt noch wenig Aufmerksamkeit erhalten. Unter dem Titel „46 olympische Jahre von der Fremden Gnaden“ (*46 olümpia-aastat võõraste armust*)¹⁷ thematisiert das Estnische Olympische

¹² KORFF, Bildwelt Ausstellung, (wie Anm. 8), S. 330.

¹³ Ebenda.

¹⁴ NORBERT HUSE: Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen?, München 1997.

¹⁵ HEIKI AHONEN: Das Estnische Museum der Okkupationen: Ein Überblick über seine Arbeit, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 233-238.

¹⁶ ANDRÉ GOUNOT: Sport und Inszenierung des sozialistischen Aufbaus. Das Projekt der Weltspartakiade in Moskau (1931-1934), in: Sport zwischen Ost und West. Beiträge zur Sportgeschichte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von ARIÉ MALZ, STEFAN ROHDEWALD und STEFAN WIEDERKEHR, Osnabrück 2007 (Einzelveröffentlichungen des Historischen Instituts Warschau, 16), S. 75-92, hier S. 84.

¹⁷ Eesti Olümpiakomitee 75 [Estnisches Olympisches Komitee 75], hrsg. von SVEN SOMMER, Tallinn 1998, S. 55.

Komitee (EOK) die Sportorganisation und das Sportleben in der ESSR. Welche Identitätsangebote die sportlichen Helden den Sowjetbürgern gemacht und inwieweit diese integrativ gewirkt haben, bleibt einstweilen offen. Dass der Sport zugleich herrschaftsstabilisierend und -normalisierend zu wirken vermochte, wird oft neben der „Geschichte der großen Männer“ als eine den Alltag betreffende „weiche“ Materie herabgestuft. Bequem aber bleibt das Thema „Sport“ vor allem deswegen, weil damit immer noch eine starke, positiv konnotierte Erinnerung an Mitmachen und Partizipation verbunden wird.

Das bequeme Erbe der Estnischen SSR zu visualisieren, versteht sich daher nicht von selbst. Bei der Visualisierung von Diktatur und Alltag läuft man oft Gefahr, sich in Banalitäten zu verlieren und dem historischen Gegenstand nicht gerecht zu werden. Nicht zuletzt öffnet die Visualisierung aber den Raum für Interpretationen. „Denn gerade Visuelles und Sinnliches vermag auch da zu wirken, wo das rationale Argument nicht erst hinkommt.“¹⁸ Das rationale Argument der Okkupation kommt in der Ausstellung zwar zur Sprache, es dominiert aber nicht die museale Erzählung. Die Visualisierung lässt somit Raum für alternative Interpretationen des unbequemen bequemen sozialistischen Erbes zu.

Das Ausstellungsnarrativ: Entpolitisierung durch Emotion und Partizipation?

Zum ersten Mal in der olympischen Geschichte wurde 1980 ein Teil der Spiele auf dem Boden eines annektierten Landes ausgetragen. Die Vorbereitung und Durchführung der olympischen Regatta in Tallinn war somit ein Politikum *per se*. Zur Sprache kam dieser Aspekt in einer innerestnischen Diskussion im Jahre 2000. Der estnische Journalist Indrek Schwede forderte das EOK dazu auf, denjenigen Staaten zu danken, die den Segelwettbewerben von 1980 fern geblieben waren. Mit dieser Entscheidung hätten Großbritannien, Frankreich, Österreich und Neuseeland die Okkupation Estlands durch die Sowjetunion *de facto* nicht anerkannt.¹⁹ Damals wurde das Ereignis der Olympiade in das Opfergedächtnis der Esten eingeordnet: „Die olympische Segelregatta war für Estland beleidigend“, erklärte der Parlamentsabgeordnete Mart Nutt, „sie festigte die Okkupation und übermittelte der westlichen Welt die Nachricht, dass Estland Teil der Sowjetunion und Tallinn eine Vorstadt von Moskau sei.“²⁰ Eine Diskussion um die positiven Folgen der Regatta folgte zwar, in welcher das Nützlichkeitskalkül als Gegenargument genutzt

¹⁸ KORFF, Bildwelt Ausstellung (wie Anm. 8), S. 323.

¹⁹ INDREK SCHWEDE: Tallinna olümpiaregatt – kas pidu või alandus? [Die Tallinner Olympiaregatta – Fest oder Erniedrigung?], in: Eesti Päevaleht, 22.7.2000.

²⁰ Ebenda.

wurde – Investitionen in die städtische und republikanische Infrastruktur –, ohne dem Thema selbst jedoch gerecht zu werden.

Vor diesem Hintergrund ist es umso verwunderlicher, dass das Ausstellungsnarrativ zehn Jahre später die faktische und politische Aufklärung des Ereignisses nicht gleich am Anfang der Ausstellung thematisiert, sondern diese mit „durchkomponierten Bildwelten“ beginnen lässt. „Unser eigenes olympisches Spiel“, so die Informationstafel zu Beginn der Ausstellung, verweise auf die ganz persönliche Beziehung zu den Spielen im estnischen kollektiven Bewusstsein. Die Regatta sei mit ihrer Vor- und Nachgeschichte als eine der größten Sportveranstaltungen mit der größten kulturellen Wirkung für Estland zu bewerten. Das offizielle Bild der Spiele habe dabei nicht demjenigen entsprochen, das sich die „einfachen Menschen“ gemacht haben. Auf individueller Basis seien vielmehr die mentalen Bilder der Veränderungen im Tallinner Stadtbild von Bedeutung, Bilder vom Bau vieler größerer Bauten und Bilder von den ungewöhnlichen West-Produkten im alltäglichen Handel. Unterstützt durch Olympia-Plakate „Tallinn-80“ mit dreieckigen bunten Segeln auf dem hellblauen Meer, lädt die Ausstellung ihre Besucher ein, sich mit dem estnischen Verständnis der olympischen Segelwettbewerbe von 1980 zu beschäftigen.

Das Narrativ eines *eigenen*, sowjet-estnischen olympischen Spiels im Unterschied zum offiziellen Bild der Olympiade von 1980 wird gestützt durch den Blick in das Wohnzimmer einer sowjet-estnischen Familie. „Der Kolchos hat meinem Vater den Farbfernseher geschenkt. Ich erinnere mich, wie sich meine Mutter im Wohnzimmer auf dem Sofa die Eröffnung der Spiele angeschaut hat“, erinnert sich ein „Mensch von der Straße“. Die Inszenierung einer Fernsehcke mit einem Sessel und dem im Fernsehapparat laufenden Olympiafilm „Tallinn olümpiatuultes“ (Tallinn in den olympischen Winden, Regisseur: Heiki Roots, 1980) soll verdeutlichen, dass die Mehrzahl der Esten durch das Fernsehen an den Wettkämpfen teilgenommen habe. Allerdings hatten damals nur wenige einen Farbfernseher und somit die Gelegenheit, die Farbvielfalt der Spiele auch in ihrem Wohnzimmer mitzerleben. Für die Mehrheit blieben sie ein schwarz-weißes Fernsehereignis.

Während die Ereignisse vom 20. bis 30. Juli 1980 den Eindruck eines elitären Unternehmens erwecken, impliziert die Fernsehcke eine Distanzierung von der öffentlichen und einen Rückzug in die private Sphäre. Das Ausstellungsnarrativ klammert die offizielle Seite der Regatta aus, weil „unser Spiel“ sich vom „euren Spiel“ unterschied. Riefen doch die Funktionäre die Tallinner 1980 dazu auf, lieber zu Hause zu bleiben und die Spiele im Fernsehen zu verfolgen. Der Beigeschmack des Unerreichbaren entsteht vor allem dadurch, dass die fünf Jahre davor intensiv für die Spiele geworben und mobilisiert worden war. So bildet das Medium Fernsehen einen Alternativentwurf der „fremden“ Olympischen Sommerspiele



– **Abb 1.** Sowjetische Vigri-Gläser für den süßen Kapitalistentrunk (Foto: Anti Selart)

in Tallinn ab. Wichtig war nicht mehr die offizielle Sprache der Spiele, sondern die gemeinsame Emotion im Familienkreis.

Die Trennung der Sphären „privat“ und „öffentlich“ wird auch beim nächsten Exponat stilisiert. Eine belichtete Glastheke lässt Olympia-Souvenirs aller Art hervortreten. Neben dem olympischen Bär Mischa steht das Maskottchen der Regatta, die Seerobbe Vigri, in mehreren Variationen. Postkarten von der Tallinner Altstadt, Matrosen aus Holz, Vigri-Stecknadeln und Medaillons bilden die vielseitige Souvenirproduktion ab. Aber auch praktische Alltagsgegenstände wie eine Schultertasche „Tallinn 80“, Olympia-Kalender, Olympia-Düfte, Olympia-Geschenkpapier, Olympia-Handtücher und -Kopftücher, Olympia-Hemden, Mützen und Handschuhe sollen verdeutlichen, wie sehr die Öffentlichkeit von derartigen Gegenständen überschwemmt wurde. Auch hier wird der O-Ton genutzt: „Ich erinnere mich an keine sportliche Leistung der Olympischen Sommerspiele 1980. Ich erinnere mich aber an all den olympischen Kram, der auf den Theken der Tallinner Läden gelandet ist.“ Diesen „Kram“ konnte man in zwei offiziellen Souvenirläden erwerben. Nichtsdestotrotz bleibt ein Nachgeschmack – so wie die Gegenstände hinter der Vitrine unerreichbar sind, waren diese Dinge auch damals für die Mehrheit unerreichbar.

Wie haben die Olympischen Spiele 1980 geschmeckt? Der süße Kapitalistentrunk *Fanta* warb mit Spaß und Erfrischung sowie mit einer neuen

kundenorientierten Bedienungskultur. Mehrere *Fanta*- und *Coca Cola*-Becher und Dosen, aber auch ein Bild eines Jungen, der in der sommerlichen Hitze die sowjet-estnische Limonade *Kelluke* trinkt, setzten erste Begegnungen mit Erfrischungsgetränken in Szene. Gerade dieser Teil der Ausstellung wirkt am emotionalsten. Dank der Regatta eröffnete sich für viele Esten die einzigartige Möglichkeit, Erzeugnisse der westlichen Konsumkultur zu erwerben, neben den genannten Dingen auch z.B. finnische Salami oder Zigarren: „Schließlich holte mein Patenonkel mir eine Dose *Fanta* von den Organisatoren. Ich habe in meinem Sommerhaus gelegen und es sehr genossen, mit beim Austrinken Zeit zu lassen“, erinnert sich ein damaliger Jugendlicher. Derartige Begegnungen mit westlichen Produkten basierten sonst meist auf den individuellen Netzwerken und Freundschaften. „Unser eigenes olympisches Spiel“ sollte vor diesem Hintergrund als ein Spiel der Aushandlungen und ein Spiel der Gegenleistungen verstanden werden. Denn für die meisten Esten blieben *Coca Cola* und *Fanta* noch für lange Zeit Traumgetränke.

Im Vorfeld der olympischen Segelregatta wurde in Tallinn enorm gebaut. Für insgesamt 223 Millionen Rubel erneuerte sich das Stadtbild erheblich.²¹ Neben den Sportstätten wie dem Segelzentrum im Stadtteil Piritaa wurden mehrere touristische Objekte wie das Hotel „Olümpia“, aber auch Kommunikationsgebäude wie das zentrale Postamt oder der Fernsehturm errichtet.²² In der Ausstellung vermitteln Gegenstände wie ein Spachtel oder ein Helm mit der Aufschrift „Олимпиада-80“, Zeitungsartikel über den Arbeitswettkampf und diverse Baupläne die partizipatorische Seite der vorolympischen Bauwelle. Das Motiv einer Arbeiterbrigade neben einem Ziegelsteinhaufen thematisiert die gemeinschaftliche Anstrengung, die vor allem während der olympischen *subbotniki* als kollektive Arbeit an Sonntagen vollbracht wurde. Die generationelle Identifikation der Personen mittleren Alters soll vor allem mit Hilfe des Spachtels inszeniert werden. Leider fehlt gerade zu diesem Thema ein O-Ton des „einfachen Menschen von der Straße“. Eine leichte Ironie lässt sich aus dem Hinweis auf der Informationstafel herauslesen, man habe der Bevölkerung die olympischen Bauten durch die gemeinschaftlichen *subbotniki* lieb und teuer gemacht. Somit ordnet sich diese Partizipationsform in die allgemeine Baugeschichte als Geschichte „von oben“ ein. Ein „Mitglied des Organisationskomitees“ äußert sich folgendermaßen: „Im Stadtteil Piritaa wurde ein einzigartiges Segelsportzentrum gebaut, das in dieser Form noch während keiner olympischen Segelregatta gebaut wurde. Alle Bauten wurden extra bis zum Beginn der Regatta vollendet.“

²¹ HENN SAARMANN: *Olümpiaehitised Tallinnas* [Die Olympia-Bauten in Tallinn], Tallinn 1977, S. 4.

²² KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: *Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt*, Köln u.a. 2011, S. 296-300.

Das bunte Bild- und Sachmaterial vermittelt vor allem vorolympische Emotionen des Stolzes, der Freude, aber man erkennt auch Spuren eines allgemeinen Aufblühens. Die Erinnerungen an die Partizipation anhand der Bilder von Olympia und an die sozialistische Mitmachkultur werden besonders im ersten Teil der Ausstellung wach, vor allem weil bewusst auf das offizielle Olympia-Bild verzichtet wird.

1980 wäre es unmöglich gewesen, so wenig Rot zu zeigen und auf das olympische Emblem der Moskauer Spiele mit dem stilisierten Turm einer Zuckerbäckerfassade und einem Sowjetstern auf der Spitze zu verzichten. Neben all den Vigri-Variationen wäre es ideologisch unvertretbar gewesen, den Bären Mischa nur einmal als Souvenir auf der Vitrine zu präsentieren. Die Ausstellung wird bevorzugt mit hellen Tönen in Szene gesetzt, vor allem mit blau und weiß. Dieser lokale Identitätswurf mit den estnischen Nationalfarben soll dem Moskauer olympischen Bild entgegen treten. Statt der ehemals betonten kollektiven Leistung verschiebt sich die Perspektive hier auf das Individuum. Weil die museale Visualisierung auf die affektive Ebene verlagert ist, scheint die Strategie der Entpolitisierung Erfolg zu haben. Durch die Aura des Authentischen soll vor allem Nostalgie erweckt werden.

Olympische Spiele ohne Akteure und Helden?

Im abschließenden Teil der Ausstellung werden auf einzelnen Informationstafeln die wesentlichen Fakten zur olympischen Segelregatta und ihrer historischen Einordnung geliefert. Der Text wird dabei auf den Tafeln nur durch ein Hintergrundbild – Segelboot auf blauem Meer – unterstützt. Durch diesen Verzicht auf Visualisierung erweckt die Inszenierung eine abstrakte Schulbuchsituation, die im Umgang mit unbequemen Themen bewusst auf Akteure verzichtet.

In diesem zweiten Teil der Ausstellung soll die vorhin inszenierte individuelle Wahrnehmung mit dem offiziellen Entwurf der Spiele konfrontiert werden. Auf welche Eckpunkte greift das abschließende Ausstellungsnarrativ nun zurück? Wird die Ausstellung, dem vorhin genannten Ziel, den Gegensatz zwischen dem offiziellen Bild der Olympischen Sommerspiele und ihrer Wahrnehmung durch einen „einfachen Menschen“ aufzuzeigen, überhaupt gerecht?

Spiele ohne Akteure. Die museale Erzählung stützt sich auf offizielle Geschichtsschreibung Estlands, indem auf den Okkupationsdiskurs und den Aspekt der sowjetischen Russifizierungspolitik zurückgegriffen wird: „Für Estland war das Jahr 1980 eine äußerst komplizierte Zeit. Die sowjetische Okkupation dauerte schon 40 Jahre an, einige Jahre zuvor hatte eine neue Russifizierungswelle begonnen, die Anfang der 1980er Jahre kulminierte.“ Die sprachliche und demografische Russifizierung resultierte vor

allen aus einer verstärkten Zuwanderung aus dem russischen Kernland und einer verschärften Kulturpolitik des Zentrums seit 1978. Die vorolympische Periode und die Intensivierung der Russifizierungspolitik fallen zeitlich zusammen. So behauptet die Ausstellung, dass der Anteil der russischsprachigen Bevölkerung in Estland wegen der für die olympischen Bauten notwendigen Arbeitskräfte angestiegen sei. Allerdings ist unbekannt, wie viele der qualifizierten Arbeitskräfte tatsächlich über die Baumaßnahmen hinaus in Tallinn geblieben sind.

Schon die erste thematische Verortung blendet jegliche Identifikation mit der Estnischen SSR aus – auch nach 40 Jahren sei die Sowjetherrschaft immer noch eine *fremde* Herrschaft gewesen. Ob es in der Herrschaftsbeziehung Verschiebungen gab, aus denen sich vielleicht die Gründe dafür ableiten ließen, warum Tallinn die Regatta überhaupt austragen durfte, wird nicht angesprochen. Vielmehr knüpft die Ausstellung an die bipolare Erzählung des Kalten Krieges an, die Tallinn neben Moskau als unmündigen Partner betrachtet. Der sowjetische Einmarsch in Afghanistan Ende 1979 und die Boykottkampagne der westlichen Staaten werden thematisiert. Unerwähnt bleibt aber, welche Akteure aus welchen Gründen gegen die Spiele protestierten und wie die politische Elite in Tallinn reagierte.

Hätte die Ausstellung das offizielle Bild der olympischen Regatta thematisieren wollen, wäre sie nicht ohne die lokale Erzählung von den Vorbereitungen ausgekommen. Aus diesem Bereich erfährt der Besucher aber nur, dass Tallinn 1974 der Status einer Olympiastadt zugesprochen wurde. Unerwähnt bleiben die Rolle der lokalen und nationalen Akteure bei dieser Entscheidung sowie deren Einbindung in internationale Netzwerke. Erst eine Analyse der Vorgaben aus Moskau und deren Umsetzung durch die lokalen Organisatoren hätte Aussagen über das offizielle Bild der Spiele erlaubt. In diesem Punkt wird die Ausstellung dem selbst gesetzten Zweck nicht gerecht, denn sie verbleibt auf der Ebene einer gefühlten, im vergleichsleeren Raum hängenden Konstruktion, die wohl nur den Zeitzeugen selbst verständlich ist. Damit wendet sie sich an ein bestimmtes Generationengedächtnis, denn eine jüngere Generation dürfte das *eigene* olympische Spiel kaum mehr von dem implizierten *fremden* olympischen Spiel unterscheiden können.

Spiele ohne Helden. Die olympische Segelregatta bleibt somit als ein Wettbewerb ohne erwähnenswerte Erfolge, Rekorde und Helden haften. Der estnische Zeithistoriker Lauri Vahtre führte den Begriff der so genannten *poololümpiaregatt* (die halbe Olympiaregatta) ein, mit dem die Spiele als nicht vollwertig charakterisiert werden.²³ Im Vergleich mit der Baltischen Regatta von 1979 war sogar eine geringere Beteiligung zu verzeichnen – statt 27 Nationalmannschaften nahmen 1980 nur 23 Teams teil. Die

²³ LAURI VAHTRE: Poololümpiaregatt [Die halbe Olympiaregatta], in: Postimees, 22.7.2005, abrufbar unter der URL: http://rooma.postimees.ee/220705/esileht/si-seuudised/172028_1.php (letzter Zugriff: 29.3.2012).

Leistung des finnischen Seglers Esko Rechartt in der Finn-Klasse binden die Ausstellungsmacher einzig in das nationale Narrativ ein. Schließlich hat sein Olympiasieg die Melodie der estnischen Hymne, die mit der finnischen identisch ist, im olympischen Segelzentrum von Pirita erklingen lassen. Weitere estnische Segler, die im Vorfeld der Spiele durchaus gute Leistungen gezeigt hatten, bleiben ausgeklammert. So hatte z.B. Aare Kööp 1979 bei einer Wettfahrt in Helsinki und bei der Baltischen Regatta in der Finn-Klasse den zweiten Platz erreicht. Aus bis heute unklaren Gründen wurde ihm allerdings eine Teilnahme an der Olympiade verweigert, so dass ihm nur blieb, seine Segel dem späteren Olympiasieger Rechartt auszuleihen.²⁴ Aus der musealen Inszenierung ausgeschlossen bleiben gleichfalls Sportler wie Valentin Mankin oder Nikolaj Poljakov, die in Tallinn trainiert hatten: Aufgrund ihrer ethnischen Herkunft werden sie aus dem kollektiven Gedächtnis der Esten ausgeklammert.

„*Unser eigenes olympisches Spiel*“ vs. „*Unser olympisches Spiel*“? Die Ausstellung „Unser eigenes olympisches Spiel“ setzt sich keine Neubewertung der olympischen Regatta zum Ziel. Ihr Gesamtnarrativ bleibt daher in die offizielle politische Geschichte integriert, weshalb auch die damit verbundene Politisierung des Themas nicht hinterfragt wird.

Vermieden wird dies vor allem mit Hilfe zweier Strategien. Zum einen konstruiert die Vielfalt der Ausstellung an Bildern und Dingen ein olympisches „Ich“, das auf der Ebene des Individuums zur Partizipation angeregt wird. Einerseits wird der Besucher Teil der „durchkomponierten Bilderwelten“ der olympischen Regatta, andererseits wird der ältere Besucher sich möglicherweise an seine damalige Partizipation zurückerinnern. Die besondere Leistung der Ausstellung besteht gerade in der Visualisierung des Alltags und des öffentlichen Lebens in der vorolympischen Periode, ohne wegen des immer noch in der Öffentlichkeit dominierenden estnischen Opfernarrativs dazu gezwungen zu sein, aufgrund einer rationalen Aussage z.B. zur Okkupation davon zurückzutreten. Die Vermischung dieser beider Sphären wird durch die Trennung der Ausstellungsteile zur Wahrnehmung und zur politischen Interpretation geschickt vermieden. Zum anderen wird darauf verzichtet, über Akteure und Helden der olympischen Erzählung zu berichten. Die Anonymisierung als Strategie hält an der offiziellen Erzählung fest und lässt keine Neuinterpretationen zu.

An dieser Stelle werden die Grenzen einer individualisierten Erzählung ersichtlich. Der individualisierte Alltag vermag das Gesamtnarrativ zu entpolitisieren und zu neuen Erkenntnissen zu führen. Die Individualisierung der politischen Akteure würde umgekehrt eine unerwünschte Politisierung bewirken. Da eine neue öffentliche Diskussion über die olympische Regatta aufgrund der Ausstellung nicht erfolgt ist (und auch nicht

²⁴ Olümpiamängude ajalugu, Neljas raamat: Suvemängud 1968–1980 [Geschichte der Olympischen Spiele. Das vierte Buch: Die Sommerspiele 1968–1980], hrsg. von TIIT KUNINGAS und TIIT LÄÄNE, Tallinn 2007, S. 367.

erwünscht war), kann ihre Strategie, einerseits den Betrachter zu individualisieren und andererseits die Akteure zu anonymisieren, als gelungen bezeichnet werden.

„Unser eigenes olympisches Spiel“ vermittelt ein auf Distanzierung angelegtes Ausstellungsnarrativ. Eine Konstruktion des Eigenen bedeutet ja immer zugleich eine Konstruktion des Gegenübers, des Fremden. So wird hier die ganz persönliche Erfahrung durch das Fernsehen, den Einkauf von Olympia-Souvenirs oder die Erinnerung an den ersten Schluck *Fanta* auf eine Entfremdung hin interpretiert. Der Besucher wird mit den Grenzen des Erreichbaren und Unerreichbaren im Staatssozialismus konfrontiert, die das Konsumfestival der olympischen Regatta von den persönlichen Netzwerken abhängig machten. Das Eigene findet eine Bestätigung vor allem in der lokalen Symbolik und der farblichen Gestaltung, aber auch in der bewussten Absetzung von der eigenen politischen Elite. Die These, die eigene Erfahrung habe sich vom Entwurf des Zentrums unterschieden, wird verfolgt, ohne eine Definition des Fremden anzubieten, und riskiert es daher, nur generationenbedingt verständlich zu sein. Wie der offizielle Entwurf konzipiert wurde und welche Wechselwirkungen zwischen den beiden Ebenen bestehen, bleibt im Rahmen der Ausstellung außen vor.

Zu diskutieren bleibt, inwieweit der Versuch, den historischen Gegenstand der Regatta zu entpolitisieren, tatsächlich den intendierten Verzicht auf Politisierung mit sich bringt. Indem die heutige Rezeption ins Zentrum des Ausstellungsnarrativs gestellt wird, legt die Konzeption ein großes Gewicht auf vorolympische Emotionen und den Faktor der damaligen Partizipation. Dadurch entsteht allerdings zwangsläufig der Eindruck, die offiziellen Identitätsentwürfe seien höchst erfolgreich gewesen, denn sonst hätte man sie wohl nicht an erster Stelle thematisiert. Sollte man dann aber nicht doch von „unserem olympischen Spiel“ sprechen anstatt von „unserem eigenen olympischen Spiel“? Damit allerdings wäre die olympische Segelregatta politischer denn je.

BESPRECHUNGEN

MICHAEL NORTH: *Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen*. Verlag C. H. Beck. München 2011. 448 S. ISBN 9783406621826.

Michael North möchte mit seiner hier anzuzeigenden Geschichte des Ostseeraums demonstrieren, dass es sich dabei nicht nur um einen geografischen Raum, sondern um eine in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht eng zusammenhängende Region handelt, die sich spätestens seit der Wikingerzeit durch fruchtbare kulturelle Austauschbeziehungen ausgezeichnet habe. Charakteristisch sei dabei der Umstand, dass sie mal eine lockere, dann wieder eine engere wirtschaftliche und politische Zusammengehörigkeit aufwies (S. 9f.). Zur Stärkung der Letzteren trage gegenwärtig auch die Regionalpolitik der Europäischen Union bei. In seinem Buch behandelt North aber nicht nur den Ostseeraum, sondern er geht auch etwa auf die Geschichte der Niederlande, Englands und Norwegens ein.

Die überregionale Geschichte des Ostseeraums hat auch schon früher das Interesse der Historiker auf sich gezogen. North verweist in der Einleitung seines Buches auf die Abhandlungen von David Kirby, Matti Klinge und Alan Palmer; zwar ist die diesbezügliche Historiografie durchaus umfangreicher, doch hat sich wohl noch kein anderer Historiker mit der Geschichte der Ostsee so umfassend und ausführlich auseinandergesetzt wie North. Bereits in der Einleitung nennt der Verfasser Fernand Braudels Studie über die Geschichte des Mittelmeers als Vorbild (S. 9), eine Arbeit, die als eines der wichtigsten und am meisten zitierten historischen Werke der letzten hundert Jahre gilt.

Im Unterschied zu Braudel, der über alles schrieb, wodurch das Schicksal der am Mittelmeer lebenden Menschen beeinflusst wurde, hebt North im Titel seines Buches zwei Aspekte hervor: Handel und Kulturen. Denn „Handel und kultureller Austausch“ hätten zunächst die Ostsee als Region konstituiert (S. 360). Behandelt wird in seiner Arbeit, auch wenn das aus dem Titel nicht direkt zu entnehmen ist, jedoch in erster Linie die politische Geschichte der Ostseeländer. Erst an zweiter Stelle steht die Darstellung ihrer kulturellen Errungenschaften (insbesondere ab dem 17. Jahrhundert). Dabei wird die Kultur nicht aus der Perspektive der so genannten Neuen Kulturgeschichte oder der Alltagskultur, sondern im Sinne der klassischen Hochkultur (Kunst, Literatur, Musik, Architektur) betrachtet. Der Wirtschaftsgeschichte wird im Vergleich zur politischen und kulturellen

Geschichte weniger Aufmerksamkeit zuteil. Zugleich gelangt der Autor eben in den Passagen zur Wirtschaftsgeschichte zu den weitreichendsten Verallgemeinerungen, und die entsprechenden Aspekte wie etwa der Hansebund oder der Übergang zur Gutswirtschaft werden im stärksten Maße einer überregionalen Betrachtung unterzogen. Da das vorliegende Buch das Ziel verfolgt, die politische, kulturelle und wirtschaftliche Interaktion der Ostseeländer von der Wikingerzeit bis zur EU-Ostseeraum-Strategie (S. 16f.) zu untersuchen, ist es durchaus verständlich, dass der Autor der Sozial-, Siedlungs-, Umwelt- oder Kirchengeschichte eher zufällige Aufmerksamkeit schenkt. Es hat den Anschein, als ob North bewusst genau die Themen bevorzugt hat, bei deren Behandlung der Ostseeraum einen einheitlicheren Eindruck macht. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass er danach getrachtet hätte, die Unterschiede in der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Geschichte der Ostseeländer zu verneinen, denn diese Unterschiede können bei der Lektüre durchaus wiederholt festgestellt werden.

Das Buch ist in thematischer bzw. chronologischer Hinsicht in zehn Kapitel aufgeteilt. Zu Beginn eines jeden Kapitels wird eine an der Ostsee liegende Stadt oder Ortschaft, die nach Ansicht des Verfassers eben in der im betreffenden Kapitel behandelten Periode an Einfluss gewonnen hat, in den Fokus genommen – so steht z.B. im III. Kapitel „Hanse und Monarchien“ Lübeck im Mittelpunkt. Es handelt sich dabei zwar durchaus um interessante einleitende Exkurse, wenn auch das Bemühen des Verfassers, allen an der Ostsee liegenden Ländern mindestens ein Kapitel zu widmen, in einigen Fällen (etwa im Hinblick auf Eldena, Helsinki oder Tallinn) zwangsläufig einen etwas künstlichen Eindruck macht. Von den Ostseeländern wird Litauen, bei dem es sich um das einzige Land handelt, dem kein „eigenes“ Kapitel gewidmet ist, im Vergleich zu anderen Ländern vernachlässigt. Demgegenüber fällt auf, dass die estnische und lettische Geschichte in erfreulichem Umfang zur Sprache kommt: Insgesamt aber wird den drei baltischen Staaten und ihrer Vergangenheit ebenso viel Raum eingeräumt wie etwa den nördlichen Ländern Dänemark, Schweden und Finnland. Im Unterkapitel über den Zweiten Weltkrieg stehen die baltischen Staaten dann eindeutig im Mittelpunkt des Interesses (S. 284-292). Noch ausführlicher als auf die Geschichte der baltischen Länder geht North nur auf diejenige Deutschlands ein. Was die verschiedenen Epochen betrifft, lässt sich ein leichtes Übergewicht des 20. Jahrhunderts feststellen, doch kann man nicht sagen, dass dies auf Kosten der vorangegangenen Jahrhunderte ging.

Im Unterschied zu vielen anderen ähnlichen Übersichtsdarstellungen besticht Norths Buch durch eine bemerkenswerte Genauigkeit hinsichtlich der Fakten. Im Hinblick auf die Geschichte der baltischen Länder beeindruckt die Korrektheit des Verfassers bei der Schreibung der Namen, die mit diakritischen Zeichen versehen sind (etwa Jaan Tõnisson, Fridrihs

Skuiņš, Tēvynēs Sājunga), obwohl auch hier einige Fehler zu verzeichnen sind: So findet sich „Hiuraa“ statt „Hiiuraa“ (S. 26) und „Alberta jela“ anstelle von „Alberta iela“ (S. 252). Einige Druckfehler mehr haben sich jedoch ins Literaturverzeichnis am Ende des Bandes eingeschlichen.

Von den festgestellten faktischen Fehlern seien die folgenden angeführt: Das Gründungsjahr der Universität Vilnius wird an einer Stelle fälschlich mit 1597 angegeben (S. 112), obgleich es später richtig auf das Jahr 1579 datiert ist (S. 164). Der Reichstag von Petrikau bzw. Piotrków, auf dem die polnischen Bauern zu Leibeigenen gemacht wurden, fand nicht im Jahre 1494 statt, sondern im Jahre 1496 (S. 124). Es ist willkürlich, die in den Jahren 1681 bis 1710 erfolgte Katastrierung des Landes in Livland nur auf das Jahr 1693 zu datieren. Für die estnischsprachige Oberschule, die so genannte Alexanderschule, wurde nicht bereits 1862 (S. 224), sondern erst ab 1872 Geld gesammelt.

Zum Teil zeigt der Verfasser größte Exaktheit in Hinsicht auf Details, zum Teil ist allerdings eine etwas vereinfachte Darstellung anzutreffen. Als Sieger der Schlacht bei Saulė im Jahre 1236 nennt er die Litauer (S. 48), auch wenn der Schwertbrüderorden nach überwiegender Ansicht durch die Žemaiten unter der Leitung von Vykintas geschlagen worden ist; Letztere hat auch North zuvor von den übrigen Stämmen unterschieden (S. 26). Im Hinblick auf die damalige Zersplitterung Litauens fanden die Žemaiten wahrscheinlich keine bemerkenswerte Unterstützung bei Mindaugas. Im Hinblick auf das 17. bis 19. Jahrhundert unterscheidet North zwar sehr genau zwischen den Provinzen Estland und Livland, doch ist die Zuteilung der Ereignisse zu den jeweiligen Gouvernements mitunter durcheinandergeraten. So etwa wurden die Verordnungen der Jahre 1632 ja 1645 gegen die Bauernflucht nicht in Livland, sondern in Estland erlassen (S. 154). Die Sängerfeste fanden genau genommen nicht seit 1869 in Estland und seit 1873 in Livland statt (S. 224), denn tatsächlich fand auch das erste Sängerfest der Esten 1869 in Dorpat bzw. Tartu im Gouvernement Livland statt; das Sängerfest von 1873 war demgegenüber das erste Sängerfest der Letten in Riga.

Die Kapitel des Buches geben keine in chronologischer Reihenfolge dargestellte Übersicht über die Geschichte der Ostseeländer, sondern behandeln aufeinanderfolgend am Beispiel des einen oder anderen Landes die im gesamten Raum erfolgten Prozesse, wobei der Leser fließend von Land zu Land geleitet wird. Dies konfrontierte North vor die permanente Wahl, was ins Buch kommen sollte und was nicht. Nach Ansicht des Rezensenten hätte der Autor im Unterkapitel über die Wikinger (S. 19-22) den Ostseeraum in stärkerem Maße in seinen Fokus nehmen können, doch beschränkt er sich auf die Beschreibung der gut bekannten Ereignisse der europäischen Geschichte. North zufolge sei mit dem Ausbau der Gutswirtschaft zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Fronbelastung in Mecklenburg, Pommern und Preußen auf drei Tage wöchentlich und in Polen und

in Holstein auf vier oder fünf Tage angewachsen (S. 124). Es sei jedoch angemerkt, dass sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Zahl der durchschnittlich zu leistenden Frondienstage in Estland und auf Ösel bereits auf sechs Tage wöchentlich belief. Seltener war dies in Livland der Fall, wo üblicherweise fünf Frondienstage pro Woche geleistet werden mussten.

North stellt in seiner Studie einen Zusammenhang zwischen den wichtigsten Wendemarken, Ereignissen, kulturellen Errungenschaften und ökonomischen Entwicklungslinien in der Geschichte der Ostseeländer her. Das Buch verfolgt nicht in erster Linie das Ziel, neue Fakten und originäre Ansichten darzubieten, sondern es ist bestrebt, die bisherigen Forschungsergebnisse von einem sicheren Standpunkt aus zusammenzufassen. Beeindruckend ist die schiere Zahl der herangezogenen Literatur (S. 400–429), wobei sogar noch 2011 erschienene Publikationen genannt werden. Dem Verfasser ist es durchaus gelungen, den Leser davon zu überzeugen, dass es sich beim Ostseeraum um eine einheitliche Region handelt. Diese synthetische Herangehensweise hätte es dem Autor sicherlich ermöglichen können, in weitaus größerem Maße eigene Schlussfolgerungen zu ziehen. Zusammenfassend lässt sich aber feststellen, dass es sich beim anzudeutenden Buch um eine gelungene Übersichtsdarstellung handelt.

Hilfreich sind die zu Beginn eines jeden Kapitels gelieferten Karten des Ostseeraums im betreffenden Zeitraum. Der Anteil der Illustrationen des Buches hätte sogar noch größer sein können, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass die meisten Abbildungen *Wikimedia Commons* entnommen sind (S. 397ff.).

MARTEN SEPPEL

ANDREJS PLAKANS: *A Concise History of the Baltic States*. Cambridge University Press. New York 2011. XVI, 472 pp. ISBN 9780521541558.

In *A Concise History of the Baltic States*, Andrejs Plakans takes on the difficult task of presenting a broad history of the Baltic Eastern Littoral – the area which would eventually come to comprise modern-day Estonia, Latvia and Lithuania. Following the recent trend of looking at the Baltic Sea Region as a “region,”¹ Plakans identifies overarching trends and themes that go beyond national borders, past and present, including location, language, statehood, leadership and fragmentation. Illustrated with

¹ For example, as articulated in *The Baltic Sea Region – Cultures, Politics, Societies*, ed. by WITOLD MACIEJEWSKI, Uppsala 2002.

beautiful period maps, his work clearly depicts shifting borders, making a complex regional history comprehensible to the reader. It allows the reader to see contemporaneous developments in the various parts of the Littoral in parallel, in an unprecedentedly effective way. Without a doubt, with this regional history, Plakans moves in the opposite direction of the so-called “nationalist histories” which he argues have fallen out of favour among Western academic audiences. Plakans’ book is designed to be a university course reader, as well as a book for business people and travellers to the Baltic States. At a length of 448 pages, Plakans concisely covers a vast period of history: from the end of the ice age to the 21st century. Plakans manages to include political, military, cultural, and social history, of the various entities in the Baltic Eastern Littoral, over this stretch of time.

Plakans’ account of the ancient history of the Eastern Baltic Littoral is very well organized and readable. He looks beyond the first written mention of the Baltic region, into the temporal realm of anthropologists, who excavate graves, hill mounds, pottery, tools, etc., and make hypotheses based on their findings. According to Plakans, little can be said definitively about Baltic pre-history, short of educated guesses. In his detailing of the various Baltic and Finnic tribes of the 12th century – Estonians, Latgalians, Livonians, Couronians, Aukstaitians, Zemaitijans and others – Plakans emphasizes that the territories inhabited by the many tribes commonly understood as proto-Latvians, Lithuanians and Estonians do not correspond to modern day borders, although ancient history has been often used by nationalists for their purposes. He reminds readers that the tribal borders mapped out by historians were not so airtight, and that, subgroups within tribal zones likely attacked each other, as well as Slavic Tribes. Plakans notably adds that Slavic surrounding tribes at this time were similar to Baltic ones, and just as fragmented – although, he regrettably does not dwell on them in detail, preferring to devote attention primarily to Baltic and Finnic tribes. Plakans briefly touches on belief systems in his discussion of ancient Baltic history, although he does not provide specific details about folklore, as can be found in older historical surveys such as Arnolds Spekke’s *History of Latvia*.² Plakans asserts that 19th and 20th century attempts to recover a Baltic “pantheon of gods” have been romanticized over-exaggerations. However, he does feel that the pagan nature of the Baltic tribes is worth mentioning – if only because the Baltic people became of interest to Western European powers, after Scandinavia was Christianized, as the “last pagan region of Europe.”

Plakans provides a stellar account of the introduction of a new, Europeanized / Christianized order to the Baltic region from 1200 to 1500, which is not an easy task, as it took radically different forms in the Estonian-Latvian and Lithuanian contexts. He presents the two histories in a parallel, yet well-integrated format. Plakans details how German crusaders came to

² ARNOLDS SPEKKE: *History of Latvia: An Outline*, Riga 2006.

form a multifaceted polity known as the Livonian Confederation, taking a dominant position over local Balts, while, during the same time period, the Grand Duchy of Lithuania emerged as a multi-ethnic and multi-confessional state – led by Lithuanians, who spoke the Lithuanian language, under the leadership of the King Mindaugas. Plakans attributes the success of Mindaugas and his successors, compared to Estonian and Latvian tribal equivalents, to their having had more time to prepare an offensive, while German crusaders were fighting in the north, and also, to a more successful method of gaining allies through intermarriages, and setting up a Boyar system. Plakans rejects as an explanatory factor the supposed greater “fierceness” of Lithuanians, compared to their northern neighbours. Of note is Plakans’ discussion of religion in both the Livonian Confederation and the Lithuanian Duchy. He argues that, for Latvians and Estonians, Christianity was something negative, forced upon them from the foreigners, whereas in Lithuania, Christianity was accepted willingly by Mindaugas, perhaps for political reasons, and therefore not looked upon so negatively. This foregrounds religious differences which would resonate for centuries.

In his account of the eventful years 1500–1710, Plakans deals with the Livonian Wars, waged by a newly aggressive Muscovy under Ivan the Terrible, and the resulting collapse of the Livonian confederation and transfer of its’ territories to Sweden and to Poland-Lithuania. Here, Plakans addresses the formulation of Poland-Lithuania as a “Republic of Two Nations” with a cultural and linguistic shift towards Polish as the dominant nation. As is characteristic of Plakans’ book as a whole, a lot of attention is given to the unique histories of the Duchy of Courland (formed after the Livonian Wars under the last Master of the Livonian Order, and affiliated with, but not part of, Lithuania-Poland) and Inflanty (Latgale) which was incorporated into Poland-Lithuania, unlike the majority of the lands inhabited by the proto-Latvians. Here, Plakans also deals with the myth of “Good Swedish Times” before moving onto the Great Northern War, through which Swedish Livonia was carved up between the Russian Empire of Peter the Great, and Poland-Lithuania. Plakans makes a very complicated period of history comprehensible, effectively highlighting differences between different parts of the Littoral.

In his account of the years 1710–1800, Plakans describes the bringing of Lithuania-Poland into the Russian fold, through the Partitions of Poland, and the resulting transfer of Courland, Latgale, and most Lithuanian areas to Russia, under Catherine the Great. Plakans identifies during this time period a worsening of the lot of the serfs; he argues that serfdom came qualitatively closer to slavery, as serfs could be bought and sold, moved around, and corporally punished at their masters’ will. Plakans describes 16th century Imperial Russia as “Permissive Autocracy” which allowed a lot of autonomy for the Baltic German nobility – privileges to keep them loyal to Russia, as opposed to Sweden, in the event of her resumed interest in

the region. As a result, this period saw the entrenchment of Baltic German noble families in a register (*Matrikul*), which cemented their position at the top of the social hierarchy. In this chapter, the coming of Enlightenment ideas to the Baltic is also discussed, which manifested in an interest among the new *Literaten* in the state of the peasantry, and in the promotion of their well being. Here, Plakans provides an overview of the key contributions of Germans Jannau, Merkel, and Herder, as well as the Lithuanian Donelaitis, to the intellectual world of the Baltic.

Plakans then turns his attention primarily to the peasantry for two chapters, describing the emancipation of serfs in Estland, Livland and Courland, in the period 1816/19, followed by the much later abolition of serfdom in Lithuania and Vitebsk (including Latgale) in 1861. Plakans spends a good deal of time describing changes in the lives of the peasantry subsequent to emancipation, not surprising, as this is one of Plakans areas of expertise. Topics discussed include the adoption of surnames and new individualized identities, and the increased likeliness of getting an education and becoming a professional/intellectual – although early in the century, assimilation into the German or Polish literati was the norm in these cases. According to Plakans, this tendency would change with the National Awakening, after which writing in one’s own language was linked to identity formation. For Lithuania, however, Plakans finds that this process was more difficult, due to harsh repressions following the 1863 Revolt, including the forbidding of the Lithuanian language in print. Furthermore, Plakans argues that achieving a sense of national identity was more difficult for Lithuanians, due to so much ethnic and religious diversity, and the existence of so many borders dividing the proto-Lithuanian people – although, of course, they did have the past statehood to look back on.

Moving into the 20th century with his chapter “Statehood in troubled times, 1905–1940,” Plakans packs a great number of important events into one short chapter: the 1905 revolution and its aftermath, World War I, the Russian Revolution, the creation of the three independent Baltic States along ethnic lines, and also the history of the entire independence period – including the years of parliamentary democracies and then authoritarian regimes. It is surprising that Plakans did not separate this material into two chapters, giving the independent Baltic States their own independent chapters. Due no doubt to space limitations, and the glut of material to cover, there was not as much focus on social and cultural history as in previous chapters, which was disappointing. Notably, from a historiographical perspective, Plakans condemns interwar Latvian dictator Kārlis Ulmanis, arguing that the often-repeated story of his having become an authoritarian dictator to prevent a coup by extremists was blatantly fabricated, and that this was only used as a pretext for the coup – although in the case of Konstantin Päts, he finds the same argument more acceptable.

Similarly, in “The Return of Empires, 1940–1991,” Plakans deals with a massive number of important events: the first Soviet occupation, the Nazi Occupation, and then the entire Soviet period, all in one chapter. A lot of attention given to the Nazi occupation – nine pages – which is more than Plakans devotes to post-war Stalinism. The discussion of the Holocaust is of interest; Plakans appears to disagree with Ezerģailsis, the leading expert on the Holocaust in Latvia, on various points. Plakans indicates that anti-Semitism had a strong presence in the interwar Baltic States, and that as a result, in numerous localities, Latvians and Lithuanians spontaneously killed Jews in significant numbers (p. 352). (According to Ezerģailsis, the scope of pogroms in Latvia was grossly over-exaggerated by Nazi agencies, in a “misinformation” campaign intended to shift blame to the Latvian population; furthermore, he does not see Latvian anti-Semitism as a significant explanatory factor for the murder of Jews.³) Plakans seems to reject Ezerģailsis’ argument that there could be no true collaboration under the context of occupation.⁴ Unfortunately, as there are no citations in Plakans’ book, it is impossible to know where from he derives these arguments.

Still in the same short chapter, going forward into the second Soviet occupation, Plakans moves through the Stalin times, brilliantly highlighting the atmosphere of fear, and the need for accommodation to the new regime in order to survive. He briefly talks about collectivization of agriculture, the making of kulak lists and the 1948/49 mass deportations, perhaps not devoting quite enough space to these important and disturbing phenomena. There is also some discussion of anti-Soviet resistance movements, although, again, given the constraints of space, it is limited. Plakans moves seamlessly through the Khrushchev, Brezhnev and Gorbachev years, dealing with political developments, as well as social and cultural questions; including artistic and historical representation within the limits of censorship. Plakans also addresses the role of Baltic émigré communities, detailing their representation by the Soviet state, their efforts at keeping alive the nation, and their experiences when visiting the “home country” as tourists. The movements leading to independence, beginning with environmental protests, and culminating in the Popular Fronts are also highlighted. Overall, Plakans does an excellent job summarizing the entire Soviet period, plus the Nazi occupation, in just one small chapter – although it is a shame that he had to do so. It was no doubt a difficult task to cram so much history into sixty-four pages, but Plakans makes it comprehensible, and seems not to have omitted anything absolutely essential.

³ ANDREW EZERĢAILIS: *The Holocaust in Latvia, 1941–44: The Missing Center*, Riga 1996, pp. XVI–XVIII.

⁴ IDEM: *Collaboration in German Occupied Latvia: Offered and Rejected*, in: *Latvija nacistiskās Vācijas okupācijas varā 1941–1945: Starptautiskās Konferences referāti 2003. gada 12.–13. jūnijs / Latvia under German Occupation, 1941–45. Materials of an International Conference 12–13 June, 2003*, Riga, pp. 119–140.

In his concluding chapter, Plakans turns his attention to the post-Soviet Baltic States – taking as key themes demographic change, increases in income disparity, employment problems, the great turn toward the West linguistically and otherwise, and the important role of émigrés. He provides a rather extensive focus (considering the fact that this is a concise history) on the political parties of post-Soviet Latvia, Lithuania and Estonia – a useful contribution, which would no doubt be appreciated by readers of general interest, hoping to gain political orientation in any one of the three Baltic States. Plakans does an excellent job addressing the lingering problem of fragmented public opinion on what the state should be, with well-articulated position statements on Right, Left and Centre political philosophies. Plakans covers many of the lingering issues facing the post-Soviet Baltic States, including corruption, speculation, the persistence of the black market, the migration of young skilled workers, the reduction of pensions and elimination of formerly “free” social services, and of course the Russian-minorities existing to this day within Latvia and Estonia as “resident non-citizens.” Naturally, Plakans also devotes attention here to the joining processes of Western Institutions – EU, NATO, etc. Fittingly, Plakans closes his book with a discussion of the problems arising from the “rewriting of history.” Overall, this closing chapter is a very sensitively written and well-balanced conclusion to Plakans’ book, which takes into account different perspectives in a way that does not privilege one over the other.

Throughout this work, Plakans is very explicit and self-conscious about primary sources used in the making of Baltic history, inherent biases in them, and historiographical shifts over time. Short descriptions of relevant Chronicles, ethnographic treatises, topographical surveys, and literary works provide an orientation for the reader interested in the process of the crafting of history. However, perhaps the greatest criticism that can be directed at Plakans is that *A Concise History of the Baltic States* is completely lacking in citations, and furthermore, that it also lacks a works cited page, having only a “suggested readings” list at the end of the book. While perhaps this follows the requested format of the Cambridge Concise Histories series, it makes the book far less useful than it could have been for the academic who wants to know the sources of arguments and ideas. In particular, the discussion of such contentious and controversial topics as the Holocaust in the Baltic States, knowing the source from which the author has drawn his arguments is essential. Also, this format hides the contributions of countless historians and other academics, who have no doubt informed Plakans’ narrative – not to mention, it clouds the reliability of some of the statements made.

In particular, Plakans’ chapters dealing with the Medieval and Imperial Russian phases of Baltic History are strong, and in their unprecedented concise and comparative nature, innovative. Furthermore, while comparative

examinations of the 20th century Baltic States have been published before, this fresh examination, taking into account historiographical shifts, is very useful. Overall, this book is exactly what its title says it is – “concise” – and it would thus make a good textbook for an introductory Baltic History course covering the entire scope of Baltic history. It certainly does cover all of the most important topics and themes, at least briefly, and in an enjoyable format. Given the task of combining thousands of years of the histories of Lithuanians, Latvians and Estonians, as well as other peoples living amongst them, Plakans has done an excellent job. Who could be better suited to this formidable task? After a lifetime career dedicated to Eastern European and especially Baltic History, and the publication of such well-respected works as *The Latvians* (1995) and *Historical Dictionary of Latvia* (2008), Plakans is arguably the biggest name in Latvian history in North America.⁵ For a non-sentimental, objective, and most importantly, comparative look at the histories of Estonia, Latvia, Lithuania, and the many entities that preceded them, taking into account the complexities and specificities inherent, and that would perhaps have been overlooked by a less diligent scholar, Plakans’ most recent work certainly deserves praise as a significant contribution to English language historiography on the Baltics.

KRISTINA PAUKSENS

ДЕНИС Г. ХРУСТАЛЁВ: *Северные крестоносцы: Русь в борьбе за сферы влияния в Восточной Прибалтике XII–XIII вв.* [Die Kreuzfahrer des Nordens. Die Rus’ im Kampf um Einflussphasären im östlichen Baltikum des 12.–13. Jahrhunderts]. Verlag Евразия. Санкт-Петербург 2009. 2 Bde.: 416+464 S., Abb. ISBN 9785918520055.

Die östliche Küste der Ostsee geriet seit den 1180er Jahren in den Fokus sowohl der römisch-katholischen Welt als auch der russischen Fürsten, wobei dieses Interesse rasch stärker wurde. Die Welt des Westens expandierte nach Nordosten in Form der Kreuzzüge, womit für diesen Kulturraum das Mittelalter begann und sich neue soziale, politische und kulturelle Phänomene entwickelten, durch die die Region zu einer *frontier* der katholischen Welt wurde. Das Zeitalter der baltischen Kreuzzüge, die christliche Mission im Baltikum und die deutsche Ostsiedlung fand traditionell besondere Beachtung in Arbeiten deutscher Historiker. In den

⁵ ANDREJS PLAKANS: *The Latvians: A Short History*, Stanford 1995; *Historical Dictionary of Latvia*, ed. by IDEM, Lanham 1997 (2nd ed. 2008).

letzten Jahrzehnten sind auch skandinavische Wissenschaftler mit einigen wichtigen Veröffentlichungen in die Diskussion eingestiegen, in denen sie sich vor allem mit den Aktivitäten der Dänen oder der Schweden als Kreuzfahrer zu dieser Zeit beschäftigt haben. Zugleich ist auch ein größeres Interesse an der Rolle der russischen Fürstentümer im politischen Geschehen während der baltischen Kreuzzüge zu beobachten. Denn dieser Abschnitt der baltischen Geschichte wurde sowohl in der bisherigen sowjetischen als auch in der neueren russischen Historiographie stets aus ideologischer Perspektive betrachtet.

Das Bemühen, das Erbe der sowjetischen Historiografie zu überwinden, kennzeichnet die vom russischen Historiker Denis G. Chrustalev vorgelegte und in St. Petersburg erschienene zweibändige Monographie. Der Verfasser erläutert im Vorwort, dass er sich von den ideologischen und politischen Bewertungen historischer Begebenheiten distanzieren und auch der zurzeit populären „politisch korrekten“ Art der Geschichtsschreibung keinen Tribut zu zahlen bereit sei (S. 13). Das Werk hat 2010 bereits seine zweite Auflage in einem Band erlebt, in welcher allerdings die umfangreichen Anlagen nicht aufgenommen sind.

Diese Arbeit ist nicht die erste Monografie Chrustalevs, denn er hat bereits zwei größere Studien zur Geschichte der Rus' veröffentlicht: In einer behandelte er das Leben und die politische Tätigkeit des Mönchs Efreim von Perejaslav aus dem 11. Jahrhundert, in dem anderen geht es um die russischen Fürstentümer zu Beginn der Mongolenzeit.¹ Bereits in diesen Darstellungen ist die sehr eigene Herangehensweise des Autors zu erkennen – er stützt sich auf eine sehr umfangreiche Grundlage von Quellen, zitiert sie ausgiebig, achtet sehr auf die Details, ohne sich dabei in Theorien und allgemeinen Problemen der Geschichte zu verlieren. Er erzählt die Geschichte mit Leidenschaft, in einer gepflegten literarischen Sprache, und behauptet sich nicht nur als fleißiger Historiker, sondern auch als begabter Literat. Doch ist dies zugleich auch seine Schwäche, denn gerade seine Erzählleidenschaft führt ihn nicht selten zu Übertreibungen und nicht angebrachten Epitheta und er tendiert dazu, gleich einer ganzen Reihe von Ereignissen epochale Bedeutung zu verleihen und zu einem Wendepunkt der Geschichte zu erklären.

Für die Darstellung der Politik der Fürstentümer der Rus' im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhundert – eigentlich umfasst seine Studie die Zeit bis 1270 – bearbeitete Chrustalev einen sehr umfangreichen Quellenkorpus, der schon seit dem 19. Jahrhundert gut bekannt ediert worden ist; zudem hat er eine kaum zu überschauende Menge an Forschungsliteratur herangezogen. Er stützt seine Aussagen auf zeitgenössisches Quellenmaterial, doch wäre gerade hier eine kritische Lektüre nicht selten angebracht.

¹ ДЕНИС Г. ХРУСТАЛЕВ: РАЗЫСКАНИЯ О ЕФРЕМЕ ПЕРЕЯСЛАВСКОМ [Untersuchungen zu Efreim von Perejaslav], Санкт-Петербург 2002; DERS.: Русь от нашествия до „ига“ [Die Rus' von der Invasion bis zum „Joch“], Санкт-Петербург 2008.

Auch vermeidet er eine Auseinandersetzung mit offensichtlich überholten Thesen der Forschung. Dabei ist bereits viel über den Wert der im 18. Jahrhundert konzipierten Geschichte Russlands von Vassilij N. Tatiščev oder über das sehr widersprüchliche Erbe aus der Sowjetzeit – genannt seien Vladimir T. Pašuto und Michail N. Tichomirov – diskutiert worden. Eine Stellungnahme des Autors zu diesen Fragen wäre hilfreich gewesen. Gerade in diesem Zusammenhang überrascht auch die von ihm häufig verwendete Bezeichnung „Eroberer“ (*захвачники*) für die Kreuzfahrer, die die Fürstentümer hätten angreifen wollen. Denn so macht er doch von dem ideologisch gefärbten Lexikon der sowjetischen Historiographie Gebrauch, von deren Schablonen er sich im Vorwort noch distanzierte.

Der erste Band besteht aus zwei Teilen: im ersten wird das politische Interesse der russischen Fürsten am Geschehen im Baltikum am Ende des 12. Jahrhunderts und um die 1220er Jahre herum behandelt. Der Verfasser bietet dabei einen sehr traditionell strukturierten historischen Überblick, wobei die Fürstentümer Polock und Novgorod im Mittelpunkt stehen. Polock habe, geschwächt durch innere Konflikte, bereits um 1206 den Kampf mit Novgorod um den Einfluss im Baltikum verloren (S. 64); dem „litauischen Faktor“ misst Chrustalev dabei eine zweitrangige Bedeutung zu. Den Beginn dieser Rivalität zwischen den beiden russischen Fürstentümern macht er bereits im 10. Jahrhundert fest. Dass Novgorods Einfluss in den estnischen Siedlungsgebieten vor dem 12. Jahrhundert nicht Fuß fassen konnte und mit dem Kriegszug des Fürsten Mstislav in den Jahren 1111 bis 1113 gegen die *чудь* (Esten) eine neue Expansionswelle begann, ist korrekt. Letztere hatte für den Autor auch die Christianisierung der Gegner zum Ziel. All dies habe dazu geführt, dass der griechisch-orthodoxe Glaube in den lettgallischen Regionen Adsel und Tolowa eingeführt werden konnte. Der Autor räumt den „frühen staatlichen Gebilden“ als Indikator für die Beziehungen zwischen den ostbaltischen Ländern und den russischen Fürstentümern einen wichtigen Platz ein. Er zweifelt nicht daran, dass diese Fürstentümer ihre westlichen Nachbarn wie etwa Gerzike, das er als russisch-lettgallisches „staatliches Gebilde“ betrachtet, unter ihre Tributherrschaft gebracht haben. Dabei begründet er nicht weiter, warum die Veränderungen, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts in der Region eintraten, ausgerechnet durch die Passivität der russischen Fürsten gegenüber den deutschen Missionaren zu erklären seien. Die russischen Kriegszüge vor dem 13. Jahrhundert hätten eine Rolle bei der Befriedung der Bewohner gespielt, die ständig in Kämpfe verwickelt gewesen seien. Doch im Gegensatz dazu hätten die Russen zu Beginn des 13. Jahrhunderts keinen bestimmten Plan gehabt. Sie hätten nur versucht, die früher gewonnenen Positionen mit militärischen und nicht mehr mit politischen Mitteln zu behalten. Chrustalev kommt zu dem Schluss, dass während die Russen kamen und gingen, die Deutschen im Baltikum geblieben seien. Sie hätten zudem eine stete Erneuerung ihrer Kräfte aus dem Westen erfahren,

wodurch letzten Endes bestimmt worden sei, unter wessen Einfluss und Macht die autochtonen Einwohner der Region gerieten.

Dennoch geht Chrustalev davon aus, dass das Erzbistum Hamburg-Bremen keine besondere Hoffnung auf die Mission Meinhards (um 1182–1196) gesetzt hätte. Diesem sei der Missionsauftrag erteilt worden, ohne dass das Bistum wirklich dazu bereit gewesen sei. Meinhards Mission war schon seit ihrem Beginn durch ungünstige Umstände und Mangel an Ressourcen gekennzeichnet. Selbst Kaufleute hätten an diesem Unternehmen kein Interesse gezeigt. Zwar könnte an diesen Behauptungen Chrustalevs durchaus etwas dran sein, doch scheint seine Argumentation hier zu kurz zu greifen.

Im zweiten Teil des ersten Bandes – „Die Rus’ und Livland“ – werden in zwei Abschnitten die Ereignisse von 1226 bis 1239 und von 1240 bis 1242 behandelt: die Kriege zwischen den russischen Fürstentümern und dem katholischen Lager, die Versuche der Dänen und Schweden, Einfluss in den estnischen Gebieten zu gewinnen, sowie die Legationen der päpstlichen Bevollmächtigten Wilhelm von Modena und Balduin von Alna. Um 1220 sei das Interesse der Kreuzfahrer erwacht, auch die russischen Territorien an die römisch-katholische Welt anzuschließen, doch habe diese Absicht erst ab 1240 in die Tat umgesetzt werden können. Im Kontext dieses Geschehens hebt Chrustalev den Kriegszug des Fürsten Jaroslav in das finnische Tavastland von 1226/27 hervor, das früher Novgorod tributpflichtig gewesen sei, nun aber von den Schweden beansprucht wurde. Jaroslav habe in den Ländern der Ostseefinnen eine zielgerichtete Kolonialpolitik betrieben, indem er aus den anliegenden Gebieten mit „Feuer und Schwert“ eine „Pufferzone“ habe bilden wollen.

Die 1240er Jahre sind bei Chrustalev durch die Ankunft der Deutschordensbrüder in Livland gekennzeichnet, aber auch durch die Angriffe der Mongolen auf die russischen Fürstentümer. Dabei handelte es sich um neue Kräfte, die unmittelbar auf die politischen Beziehungen zwischen Livland und der Rus’ einwirkten. Chrustalev macht seine Leser nur sehr oberflächlich mit der Geschichte des Deutschen Ordens bekannt, wobei ihm auch einige Fehler unterlaufen. Das Gründungsjahr des Ordens wird bekanntlich auf 1190 und nicht auf 1189 datiert, und ob die Initiative, den Orden in die preußischen und ostbaltischen Länder zu holen, nicht doch von den kirchlichen Institutionen ausging und nicht vom Orden selbst, bleibt umstritten (S. 197). Nicht wenige Seiten widmet der Autor der Persönlichkeit Aleksandr Jaroslavič, der unter dem Beinamen Nevskij bekannt ist, wobei er sich zum größten Teil auf die mittelalterliche hagiographische Vita „Das Leben des Aleksandr Nevskij“ stützt. Nur für die Schlacht mit den Schweden an der Neva von 1240 nutzt er Darstellungen moderner Historiker, denn bekanntlich schweigen die westlichen zeitgenössischen Quellen davon. Chrustalev zweifelt nicht an der großen Bedeutung dieser Schlacht, die mit Aleksandrs Sieg endete. Doch gerade bei ihrer

Schilderung wird er plötzlich sehr oberflächlich in seinem Sprachgebrauch: Es wimmelt hier nur so von Begriffen wie „Kreuzfahrer“, „die Deutschen“ oder „der Orden“, was auch den aufmerksamen Leser verwirrt, weil er sich nun nicht mehr sicher sein kann, wer gemeint ist – das „Heer“ des katholischen Westens, der Schwede Jarl Birger und selbst Alexander (S. 241) sind auf einmal alle „Kreuzfahrer“. Manchmal fragt man sich, ob der Autor sich überhaupt immer sorgsam Rechenschaft über seine Begriffe abgelegt hat. Auch der Begriff „Rus“, der in der historischen Literatur so geläufig ist, erscheint hier recht unklar, weshalb es eines knappen Kommentars bedurft hätte. Denn wenn Chrustalev von der „Rus“ schreibt, meint er häufig nur Novgorod.

Den Höhepunkt des ersten Bandes stellt der Abschnitt über die Schlacht auf dem Peipussee 1242 dar (S. 273-316), doch werden hier keine neuen Erkenntnisse präsentiert. Ausführlich geht er der Vorgeschichte, dem Verlauf und den Protagonisten der Schlacht und der Frage nach möglichen alternativen Schlachtfeldern nach. Insgesamt misst der Verfasser ihr eine epochale Bedeutung zu, da der Deutsche Orden damals keineswegs eine unbedeutende Niederlage erlitten hätte, denn nun musste die Ostgrenze Livlands wieder auf die Linie von 1224 zugunsten Novgorods zurückgezogen werden. Nur noch einmal, erklärt Chrustalev, habe der deutsche Feind so tief in das russische Land eindringen können: 1941.

Im zweiten Band werden die Beziehungen zwischen Novgorod und der westlichen Welt für die Zeit von 1250 bis 1260/1270 (Teile 3 und 4) untersucht. In einem Überblick zeigt der Autor die relativ rasche Intensivierung des Austausches zwischen der päpstlichen Kurie unter Innozenz IV. und dem Kiever Fürsten Vladimir, weil die „Mongolenfrage“ dazu drängte. Auch der mongolische Kriegszug gegen Vladimir 1252 wird in diesem Zusammenhang ausführlich behandelt. Doch im Unterschied zu anderen russischen Historikern sieht Chrustalev die Rolle Aleksandr Nevskijs für den Ausgang dieser Schlacht als weniger bedeutend an. Der vom Rigaer Erzbischof Albert Suerbeer organisierte Angriff auf Pskov von 1253 und der Angriff der Schweden auf Narva 1256 werden genauso beschrieben wie die russischen Kriegszüge nach Finnland 1256/57 und der gemeinsam mit den Litauern durchgeführte Angriff auf Dorpat 1262. Nur der Tod der beiden Hauptdarsteller dieser Ereignisse, Aleksandrs und des litauischen Fürsten Mindaugas, habe den Strom der Aggressionen gegen Livland einstweilen beendet. Nun schenkt Chrustalev auch den Litauern, die im politischen Geschehen der Region seit den 1250er Jahren immer mehr von sich reden machten, größere Aufmerksamkeit. Er weist darauf hin, wie aus dem litauischen Fürsten Dovmont (Daumantas) ein Pskover Fürst (reg. von 1266 bis 1299) wurde, der gegen Litauen kämpfte, und dass dieses russische Fürstentum sich gerade zu seiner Zeit sich von seiner Abhängigkeit von Novgorod löste. Nicht selten versucht sich Chrustalev auch an einer politischen Biografie seiner Protagonisten: So untersucht er z.B. die Motive,

warum sich Aleksandr mit den Mongolen zusammentat, um gemeinsam gegen den Westen vorzurücken oder um Unruhen in Novgorod zu unterdrücken (S. 41f.). All dies dient in erster Line der Rechtfertigung des Fürsten. Auch den Novgoroder Kriegszug nach Finnland (um 1256), das seit einigen Jahren bereits zu Schweden gehört hatte, betrachtet Chrustalev als eine historische Notwendigkeit, als einen „Versuch der Befreiung der Länder“ Aleksandrs (S. 62).

Im Mittelpunkt des vierten Teils steht die Schlacht von Wesenberg (1268). Dieses Ereignis hinterließ auch in den schriftlichen Quellen des 13. bis 14. Jahrhunderts ein Echo – in den Pskover und Novgoroder Chroniken sowie in der Älteren Livländischen Reimchronik. Chrustalev wendet sich gegen die Auffassung, diese Texten beschrieben eigentlich zwei unterschiedliche Ereignisse, die nahezu gleichzeitig bei Wesenberg stattgefunden haben sollen – eine Schlacht am 23. Januar und eine andere am 18. Februar. Er plädiert dafür, nur von einer Schlacht am 18. Februar auszugehen. Zu Recht erklärt er, dass es in dieser Schlacht keinen Sieger gab – die Russen hätten große Verluste hinnehmen müssen, während die Livländer gern zu diplomatischen Verhandlungen gegriffen hätten, um einen Zusammenstoß auf dem Schlachtfeld zu vermeiden. Die Gewinner seien schließlich die livländischen Städte gewesen.

Zum Schluss seiner Monografie bietet Chrustalev nicht nur eine weitere Verteidigung Aleksandr Nevskijs, sondern auch eine neue historische Periodisierung für die politischen Beziehungen zwischen Livland und der Rus': Er bezeichnet die Zeit von 1200 bis 1209 als Periode von Polock, die von 1209 bis 1242 als Periode von Novgorod und die von 1242 bis 1270 als Periode des Novgoroder Großfürsten. Nach 1270 seien die Grenzen der Gebiete beider Seiten stabil geblieben, denn es sei in den zahlreichen Konflikten zwischen den russischen Fürstentümern und Livland nur selten um Grenzfragen gegangen. Da in dieser Zeit keine der beiden Seiten einen wirklichen Gebietsanspruch erhoben habe, könne man sogar von einem „zwischenstaatlichen“ Verhältnis sprechen, das beide Seiten im 13. Jahrhundert gepflegt hätten.

Den zweiten Band runden umfangreiche Anlagen ab. Darunter finden sich übersetzte Fragmente aus 15 Quellentexten des 13. Jahrhunderts (S. 204-270) und kleinere Aufsätze aus der Feder des Autors und seiner Kollegen. Einen Text über die Hl. Marien-Kapelle am Ort der Schlacht von Wesenberg im Kontext der russischen Architektur schrieb Chrustalev zusammen mit Nikolaj V. Novoselov; ein weiterer stammt von Anti Selart, der den Bischof von Dorpat und Karelien, Friedrich von Haseldorf, behandelt.² Eine chronologische Tabelle, Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie ein Verzeichnis der Abbildungen beschließen das Werk.

² ANTI SELART: Friedrich von Haseldorf, Bischof von Karelien, in: *Sõnasse püütud minevik. In honorem Enn Tarvel*, hrsg. von PRIIT RAUDKIVI und MARTEN SEPPEL, Tallinn 2009, S. 79-91.

Zweifelsohne sind die Ereignisse des 13. Jahrhunderts in der Geschichte der Ostseeregion von kaum zu überschätzender Bedeutung, dies gilt gewiss auch für das Selbstverständnis der heutigen Völker der baltischen Staaten. Daher werden gerade diese Ereignisse nicht selten so gedeutet, wie es Politik oder Ideologie gerne hätten. In diesem Kontext ist auch der Verfasser der vorliegenden Monografie leider keine Ausnahme. Denn er wiederholt zum Teil Relikte des historischen Denkens, die in der heutigen Wissenschaft eigentlich längst überholt sind und als tendenziös gelten. So behauptet er z.B., dass der Katholizismus zu Beginn des 13. Jahrhundert die Orthodoxie im Baltikum bedroht haben soll (Bd. 1, S. 248). Es fällt auf, dass trotz des umfangreichen Literaturverzeichnisses Chrustalev keine in den letzten Jahren in den nationalen Sprachen des Baltikums erschienene einschlägige wissenschaftliche Abhandlung herangezogen hat, auch übergeht er das umfangreiche archäologische Material. Zu stark stehen Schlachten und Missionspolitik im Vordergrund, zu wenig werden wesentliche Aspekte wie der Handel oder die Interessen der livländischen Städte berücksichtigt. Abgesehen von aller Kritik ist seine Monografie aber dennoch ein beachtens- und lesenswertes Buch.

ANDRIS ŠNĒ

IVAR LEIMUS, REIN LOODUS, ANU MÄND, MARTA MÄNNISALU, MARIANN RAISMA: *Tallinna Suurgild ja gildimaja* [Die Revaler Große Gilde und das Gildehaus]. Hrsg. von TÖNIS LIIBEK. Verlag Eesti Ajaloomuuseum. Tallinn 2011. 527 S., Abb., engl. Zusammenfassung S. 447-497. ISBN 9789985988954.

Die Große Gilde zu Reval hat ein derartig großformatiges und schönes Buch zweifellos verdient. Geplant war dessen Erscheinen nach der gründlichen Renovierung zum 600-jährigen Jubiläum des Gebäudes 2010; allerdings verzögerten sich sowohl das Erscheinen des Bandes als auch die Fertigstellung der Bauarbeiten, so dass die Eröffnung der neuen Exposition des Estnischen Historischen Museums, das seit 1952 im Gildehaus beheimatet ist, um ein Jahr verschoben werden musste. Das Buch soll gleichzeitig dem wissenschaftlichen Standard entsprechen und die Erwartungen eines breiteren Leserkreises erfüllen – eine schwierige Aufgabe, die aber im Großen und Ganzen gemeistert wurde.

Die nun vorliegende Publikation besteht aus zwei Hauptteilen: die Geschichte der Gilde als Organisation und die kunsthistorische Analyse

der Geschichte des Gebäudes. Der Inhalt des Bandes spiegelt den Forschungsstand wider: Während mit der Darstellung der Neuzeit tatsächlich Neuland betreten wurde, kann die mittelalterliche Geschichte der Gilde auf zahlreichen Vorarbeiten aufbauen, unter deren Autoren auch die Verfasser des Bandes sind. Entsprechend unterschiedlich fallen die diversen Abschnitte aus.

Anu Mänd thematisiert die Entstehung der Gilde, ihre Schragen und die Mitgliederstruktur im Mittelalter und im 16. Jahrhundert. Zudem behandelt sie die Feste der Gildenbrüder, das kirchliche Leben und die Rolle der Gilde für die Kirchenkunst, indem diese als Auftraggeberin von Altarretabeln und anderen Kunstwerken in Erscheinung trat. Die Armenfürsorge fiel zwar in den Tätigkeitsbereich der Tafelgilde, die eine selbständige Institution mit eigenen Schragen und Älterleuten war, doch rekrutierte sie ihre Mitgliedschaft nur aus der Großen Gilde. Viele der Forschungsergebnisse von Mänd sind bereits veröffentlicht worden.¹ Hinzuweisen ist hier aber auf die Feststellung der Autorin, dass die Revaler Großkaufleute in der Mitgliedschaft der mittelalterlichen Großen Gilde zwar absolut dominierten, doch unter den Gildebrüdern auch einzelne Vertreter anderer Gruppen zu finden waren: Priester, Ratsherren und Kaufleute anderer Städte, Stadtschreiber oder Schiffer. Zu den Mitgliedern – obwohl mit begrenzten Befugnissen – zählten auch die Ehefrauen und Witwen der Gildebrüder. Es sei ergänzt, dass bei der Thematisierung der Etymologie der älteren Bezeichnung der Großen Gilde als „Kindergilde“ eine im mittelalterlichen Hanseraum vorkommende Nebenbedeutung des Begriffs „Kind“ – Mitglied einer Schiffsbesatzung – in Betracht zu ziehen wäre.

Der Zeitabschnitt von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wird von Ivar Leimus behandelt. Als Quelle dienen ihm vor allem die Rechnungsbücher der Gilde, so dass hier die wirtschaftliche Seite ihrer Tätigkeit in den Vordergrund tritt. Zudem werden auch die rechtlichen Rahmenbedingungen des Funktionierens der Gilde geschildert. Dank der vom Verfasser beschriebenen Beispiele aus dem Gildeleben sind die Abschnitte mit Genuss zu lesen.

Anders sind die Beiträge von Rein Loodus aufgebaut, in denen die Geschichte der Gilde im 19. und 20. Jahrhundert behandelt wird. Durch die Reformen unter Zar Alexander II. verlor die Große Gilde 1877 ihre wirtschaftspolitische Sonderrolle und wurde wie alle ständischen Organisationen in den Jahren 1920 bis 1922 aufgelöst. Das Haus stand bis 1944 dem Revaler Börsenverein zur Verfügung, bevor schließlich 1955 die Exposition des historischen Museums eröffnet wurde. Loodus stellt die vielfältigen

¹ ANU MÄND: *Urban carnival. Festive culture in the Hanseatic cities of the eastern Baltic, 1350–1550*, Turnhout 2005 (*Medieval texts and cultures of Northern Europe*, 8); DIES.: *Hospitals and Tables for the Poor in Medieval Livonia*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 115 (2007), S. 234–270; DIES.: *On two medieval seal matrices and the guild seals from Tallinn*, in: *Baltic Journal of Art History* 2010, Spring, S. 117–138.

kulturellen Aktivitäten in den Mittelpunkt, die im Gildehaus stattgefunden haben. Schon im 18. Jahrhundert bot es die Bühne für Theatervorstellungen. Im 19. Jahrhundert war der Saal ein vornehmer Ort für Konzertaufführungen, hier wurden Theaterstücke geboten und Kunstausstellungen gezeigt – bis zur Demonstration einer lebendigen Damenbüste oder der „elektromagnetischen Produktion“. Während des Wiederaufbaus der einem Feuer zum Opfer gefallenen Revaler OlaiKirche in den Jahren 1820 bis 1840 fand deren Gemeinde im Gildehaus eine Notunterkunft. Auch wurde dort 1896 zum ersten Mal ein Film in Estland vorgeführt. Somit thematisiert der Autor eigentlich das kulturelle Leben der Stadt und vernachlässigt etwas die Schilderung der Funktion der Gilde als Verein. Immerhin erfährt der Leser, dass 1910 während des Laetare-Festmahls der Gilde erstklassige Weine angeboten wurden – Kiedricher Gräfenberg Auslese von 1893 und Berncasteler Doctor von 1901 – wodurch der gehobene Geschmack der Gildebrüder belegt ist. Immerhin befand sich von 1854 bis 1940 im Keller des Hauses die bekannteste Weinhandlung Revals, die im Volksmund als „süßes Loch“ bezeichnet wurde. In der Zwischenkriegszeit wurden im Gildehaus vor allem Industrieausstellungen organisiert.

Der kunsthistorische Teil des Buches informiert nicht nur über die Baugeschichte des Hauses, sondern auch über die Möbel, Kunstgegenstände und Wertsachen der Gilde. Die Autoren des Abschnittes zu den älteren Zeiten sind Anu Mänd und Ivar Leimus, während über die späteren Jahrhunderte Marta Männisalu, Rein Loodus und Mariann Raisma informieren. Es bleibt jedoch fraglich, ob nicht die quellenkundliche Einführung der bessere Ort gewesen wäre, die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Brüder- und Rechnungsbücher der Gilde zu beschreiben.

Dem reich bebilderten Haupttext sind zahlreiche nützliche Anhänge beigefügt: ein Überblick über die Silbersammlung der Gilde (1556–1800), Listen der Älterleute (1363–1922) und der Vorsitzenden des Börsenkomitees (1872–1941), eine umfangreiche englische Zusammenfassung sowie eine Bibliographie und ein Namensregister.

ANTI SELART

Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721. Teil 2. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 70). Hrsg. von MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLZ und ANTON SCHINDLING. Verlag Aschendorff. Münster 2010. 220 S. ISBN 7893402110881; Teil 3. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 71). Hrsg. von MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLZ und ANTON SCHINDLING. Verlag Aschendorff. Münster 2011. 184 S. ISBN 9783402110898.

In einem Abstand von einem Jahr sind nun auch die Bände zwei und drei der auf insgesamt vier Bände angelegten Reihe zur frühneuzeitlichen Kirchengeschichte der baltischen Länder¹ erschienen. Der zweite Band nimmt laut den Herausgebern „konsequent einen kulturgeschichtlichen Blickwinkel ein“ (S. 7). Den Schwerpunkt des Bandes stellen die kunsthistorischen Beiträge von Krista Kodres und Ojars Spāritis, zudem behandeln Raimo Raag und Pēteris Vanags die christlichen Personennamen und die christliche Terminologie im Estnischen und Lettischen. Vilis Kolms beschäftigt sich mit dem Gesangbuch und der Kirchendienstordnung von Riga aus dem Jahre 1530. Außerdem behandelt der Aufsatz von Jens E. Olesen die Hauptzüge der Geschichte der Hochstifte Ösel-Wiek und Kurland im 16. bis 17. Jahrhundert, in der Zeit also, als diese Gebiete unter dänischer Herrschaft standen.

Raag und Vanags informieren den Leser über die christlichen Lehnwörter und Lehnübersetzungen in den Texten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der Überblick ist allgemein gehalten; leider gibt es aufgrund der fehlenden Quellenangaben keine Möglichkeit zu entscheiden, aus welchem konkreten Kontext einzelne Wortbeispiele stammen. Ebenso bleibt unklar, welcher Teil der vorgeführten Begriffe aus dem städtischen, welcher Teil aus dem ländlichen Milieu stammt, was nicht ohne Bedeutung ist. Dass die Akzeptanz der niederdeutschen Namen seitens der estnischen und lettischen Landbewohner im Mittelalter und in der frühen Neuzeit „ein Indikator für den Grad der Christianisierung“ (S. 25) gewesen sei, ist durchaus eine umstrittene These. Ebenso gut könnte man diese Entwicklung als Beleg für eine Akkulturation interpretieren, der explizit keine Aussagekraft über das religiöse Weltbild der Bauern beigemessen werden kann.

Die Grundlage des Aufsatzes von Kodres bildet ihre eigene Forschung, weshalb dieser Text auch unter den anderen in diesem Band hervorragt. Sie betont die lange Übergangszeit von „katholischer“ zu „lutherischer“ kirchlicher Kunst auch im Baltikum, welche in der Literatur oft durch

¹ Vgl. die Rezension des ersten Heftes von JÜRGEN BEYER, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 5 (2010), S. 307-315.

den Topos der „Bilderstürme“ überlagert worden ist. Faktisch wurden die mittelalterlichen Kunstwerke in den Kirchen meistens auch noch nach der Umgestaltung der Gottesdienste akzeptiert und genutzt. Sie wurden erst im Laufe der Zeit beseitigt, wobei die veränderte Mode wohl ein ebenso wichtiger Faktor war wie die Konfession. Während Kodres die von ihr behandelten Beispiele der Kirchengebäude und Kunstgegenstände dem estnischen Gebiet entnimmt, thematisiert der parallele „lettische“ Aufsatz von Späritis vor allem die politischen Rahmenbedingungen der kirchlichen Kunst in Riga und in Kurland. Die Kanzel in der Heiliggeistkirche zu Reval wurde übrigens nicht, wie die Autorin hier behauptet, im Zweiten Weltkrieg zerstört (S. 78), sondern existiert – wie auch das hier abgedruckte Foto beweist – noch heute. Seltsam sind die Ungenauigkeiten auf der Karte Estlands, wo Piersal, Allatzkiwwi und Neu-Rosen nicht dort eingetragen sind, wo sie eigentlich liegen. Neu-Rosen ist sogar um etwa 80 km verschoben worden; auch wenn dies aus deutscher Perspektive wenig zu sein scheint, macht es im baltischen Kontext doch schon etwas aus. Ebenso merkwürdig ist die Tatsache, dass nur Estland – in den politischen Begriffen der frühen Neuzeit: das Gouvernement Estland und Nordlivland – sowie Kurland kartografisch dargestellt sind, während das lettische Livland und Lettgallen hier fehlen.

Der Beitrag von Olesen überblickt die politische Geschichte Ösels bis zum Jahre 1645, als die Insel schwedisch wurde; dem Schicksal des Stiftes Pilten wird hier weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Die „reine“ Kirchengeschichte spielt in diesem Aufsatz allerdings eine eher untergeordnete Rolle. Auffällig ist hier ein kleines Kuriosum, das vielleicht dadurch entstanden ist, dass die Redakteure zu sehr auf die Hilfsprogramme des Computers vertraut haben: Der Name der Deutschordensburg Soneburg (=„Sühneburg“) wird hier konsequent als „Sonnenburg“ wiedergegeben.

Obwohl das Inhaltsverzeichnis des dritten Teiles recht vielfältig aussieht, ist dieser erste Eindruck irreführend: den Kernstück des Bandes bilden zwei umfangreiche Aufsätze von Enn Tarvel und Martin Klöker, während die anderen Beiträge kaum mehr als Kommentare zu den Abbildungen und den hier beigefügten Plänen livländischer Städte darstellen. Der Band konzentriert sich laut dem Konzept der Herausgeber auf die Reformation und die Konfessionalisierung in den Städten. Enn Tarvel behandelt entsprechend die kirchenpolitischen und sozialgeschichtlichen Aspekte, während Martin Klöker die livländische geistliche und humanistische Literatur thematisiert.

Die beiden Beiträge geben einen eher knappen, aber doch instruktiven Überblick zur Kirchen- und Kulturgeschichte Estlands und Lettlands im 16. und 17. Jahrhundert. Die Darstellung Tarvels über die Kirchenpolitik der vielen Herrscher, die das Gebiet des mittelalterlichen Livland in dieser Zeit regierten, ist kompetent, systematisch aufgebaut und gut lesbar. Nur das städtische Leben als solches bleibt neben den allgemeinen

Entwicklungszügen etwas im Hintergrund. Gleichzeitig ist es aber auch klar, dass die Städte nicht irgendwie isoliert existieren konnten. Im Text kommen einzelne kleinere Ungenauigkeiten bezüglich mancher Details vor: So verfügte beispielsweise Wolmar im Mittelalter durchaus über eine Ringmauer (S. 20), die auch archäologisch erforscht ist; es ist zudem fraglich, ob die zuerst rein kirchliche Idee des „dritten Rom“ die Moskauer Außenpolitik wirklich bereits im 16. Jahrhundert beeinflusst hat (S. 47). Inhaltlich ist besonders Tarvels Ansicht zur historiografischen Tradition hervorzuheben – ein „Überlieferungsbild eines einseitig positiv gewerteten, angeblich teleologischen Konfessionalisierungsprozesses“ sei „wohl kaum tragfähig“ (S. 37). Das Ende der „alten Kirche“ in Livland betrachtet Tarvel vor allem mithilfe der Beschreibung des Schicksals der altkirchlichen Institutionen wie der Domkapitel und Klöster, die seit 1558 nach und nach aufgelöst wurden. Eigentlich sagt aber der Fortbestand der Stifte und anderer Einrichtungen nichts über die religiösen Anschauungen der einzelnen Personen. Nicht wenige livländische Domherren waren Mitte des 16. Jahrhunderts doch eher protestantisch gesinnt.²

Die beschriebenen Objekte auf den Plänen des dritten Bandes wurden leider nicht systematisch ausgewählt und beschrieben. Überholt ist der Stadtplan von Dorpat (S. 100f.), denn heute werden die Dorpater Klöster der Zisterzienserinnen und der Franziskaner woanders lokalisiert.³ Die russisch-orthodoxe Nikolaikirche zu Reval ist an dem hier angezeigten Ort (S. 119) erst für das frühe 15. Jahrhundert urkundlich belegt. Einige Unzulänglichkeiten kommen auch in den Beiträgen von Ojärs Späritis vor, wie z.B. die falsche Datierung der *Cosmographia* Sebastian Münsters (S. 14).

Zwar sind die einzelnen Beiträge der hier rezensierten Bände keineswegs schwach, im Gegenteil. Doch hinterlässt das Gesamtwerk einen eher ambivalenten Eindruck. Als problematisch erweist sich dabei die thematische Einteilung der Hefte (I. Land, II. Kulturgeschichte, III. Stadt), die zwar sicher gut gedacht war, aber doch nicht ganz so erfolgreich realisiert wurde. Zudem kann man sich durchaus fragen, ob die im Vorwort des zweiten Bandes deklarierte Auseinandersetzung mit der deutschbaltischen Geschichtsschreibung immer noch relevant ist (S. 8). Letztere war u.a. ausgeprägt lutherisch, eine Einseitigkeit, die in den bislang vorgelegten Bänden der Reihe ohnehin meist beibehalten worden ist. Und zumindest einen gravierenden Vorteil hatten die alten deutschbaltischen Autoren: Ihnen wäre es nicht eingefallen, Livland nach den Sprachgrenzen aufzuteilen. In der kunstgeschichtlichen Forschung z.B. ist diese Unterteilung besonders schwer zu rechtfertigen. Dass die Autoren dem Stil der Reihe entsprechend auf unmittelbare Quellen- und Literaturhinweise verzichten,

² Vgl. zur Lage im livländischen Deutschen Orden JUHAN KREEM: Der Deutsche Orden in Livland unter Hermann von Brüggenei. Bemerkungen zu Regierungspraxis und Religionspolitik, in: *Ordines Militares* 16 (2011), S. 303-315.

³ KAUR ALTOA: Kloostriest keskaegses Tartus, in: *Ajalooline Ajakiri* 2008, Nr. 4 (126), S. 295-316.

verkompliziert die wissenschaftliche Benutzung der Bände ganz erheblich. Ingermanland bleibt in den Bänden 2 und 3 übrigens ganz unerwähnt – abgesehen vom Titel. Intensivere redaktionelle Arbeit, strengere Themenauswahl und auch wohl die Edition eines großen Bandes anstelle der etwas amorphen Einzelhefte hätte die Möglichkeit geboten, Wiederholungen zu vermeiden, der thematischen Logik besser zu folgen und das ganze Publikationsprojekt somit erheblich leserfreundlicher zu gestalten.

ANTI SELART

Ajalooarhiivi varasakvest. Dokumente Eesti ajalooost Rootsi ja Vene ajal (17.–20. sajandi algul) [Aus der Fundgrube des Historischen Archivs. Dokumente über die estnische Geschichte aus der schwedischen und russischen Zeit (17. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts)], hrsg. von KERSTI LUST, ENN KÜNG, TÕNU TANNBERG und TÕNIS TÜRNA. Kirjastus Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2011. 605 S., Abb. ISBN 9789985858783.

Der vom Estnischen Historischen Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*, Tartu) veröffentlichte Sammelband mit Dokumenten über die estnische Geschichte aus der schwedischen und russischen Zeit (vom 17. Jahrhundert bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts) besteht aus 148 vornehmlich aus anderen Sprachen ins Estnische übersetzten Dokumenten und 65 Abbildungen. Das Buch besteht aus drei Teilen, die folgendermaßen überschrieben sind: das Dorf und die Bauern, das Gut und der Adel sowie die Stadt und die Städte. Jeder der drei Teile ist wiederum in fünf Abschnitte gegliedert, von denen der erste die rechtliche Lage der Bauern bzw. der Adligen oder der Städte, ihre Selbstverwaltung und die Beziehungen mit der Zentralmacht behandelt. Darauf folgen im zweiten Abschnitt die demografischen Veränderungen und im dritten die sozialökonomische Lage der jeweiligen Gruppen. Schließlich bietet der vierte Abschnitt Quellentexte über das geistige Leben und der fünfte führt ein in die Themen Krieg und Militärdienst. Jeder Teil wird von einer erklärenden Einführung eingeleitet und vor jedem Quellentext bzw. vor jeder Abbildung findet sich ein Regest zur Quelle und ihren Kontext.

Im Buch haben wir Zugriff auf sehr unterschiedliche Quellen: Auszüge aus der Gesetzgebung (z.B. aus der Landespolizeiordnung des livländischen Generalgouverneurs Clas Tott vom 28. Januar 1668), aus Gerichtsprotokollen (z.B. ein Auszug aus dem Untersuchungsprotokoll des Dorpater

Landgerichts in Sachen der Hexerei des Tatra Santi Michel vom 5.–27. April 1699) sowie Karten (z.B. zu den Truppenstandorten im Gouvernement Estland) und Fotos (z.B. von Dorpater Taschendieben aus dem Jahre 1896). Den Benutzern, worunter hoffentlich auch Schülerinnen und Schüler sein werden, wird in diesem Band spannende Lektüre geboten, z.B. in Form diverser Eigentumslisten, Beschwerdebriefe oder Auszüge aus privaten Briefen und Tagebüchern. Am Ende des Buches befinden sich dankenswerterweise Worterläuterungen mit Hinweisen zu den damaligen Maßeinheiten, den wichtigeren Institutionen usw. Im Anhang befinden sich eine Karte der estnischen Kirchspiele vom Anfang des 20. Jahrhunderts, eine Liste der schwedischen und russischen Monarchen sowie eine der estländischen und livländischen Gouverneure und Generalgouverneure. Außerdem verfügt der Sammelband über ein Personen- und ein Ortsverzeichnis.

Die Herausgeber des Buches haben sich zum Ziel gesetzt, vor allem Gymnasiallehrern und Gymnasiasten, aber auch Studenten und anderen Interessenten Zusatzmaterial zu bieten, mit welchem die Lehrbücher ergänzt, das dort Gebotene vertieft und diversifiziert, aber zugleich auch Möglichkeiten zur selbständigen Arbeit geboten werden können. Dabei ging es nicht um die unerfüllbare Aufgabe, die estnische Geschichte vom 17. bis zum 19. Jahrhundert vollkommen mit Quellen abzudecken. Den Herausgebern ist es aber dennoch gelungen, interessantes und willkommenes Material mit gründlichen einführenden Kontexterläuterungen und Erklärungen zu veröffentlichen. Zwar hat es auch früher schon in Estland Sammlungen von Quellentexten und Quellenpublikationen gegeben, doch finden sich darunter nicht derartig umfangreiche Materialien über die schwedische und die russische Zeit.

Alle Programme für den schulischen Geschichtsunterricht der letzten 20 Jahre sahen Quellenübungen vor. Das zur Zeit gültige Programm setzt sich zum Ziel, dass die Schülerinnen und Schüler in der Lage sein sollen, Informationen von historischer Relevanz zu finden und diese kritisch zu analysieren, die Glaubwürdigkeit der Quellen einzuschätzen und gezielt unterschiedliche Informationsquellen einzusetzen. Das Lehrprogramm sieht im Gymnasium sechs Pflichtkurse für Geschichte von je 35 Unterrichtsstunden vor: allgemeine Geschichte, estnische Geschichte bis zur Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, estnische Geschichte vom 17. Jahrhundert bis zum 19. Jahrhundert, Zeitgeschichte (estnische Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts), Zeitgeschichte (estnische Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts) und schließlich die Grundzüge der Entwicklungen des 20. Jahrhunderts: Estland und die Welt. Somit können die im anzuzeigenden Band publizierten Quellen zumindest in zwei der obligatorischen Geschichtskurse benutzt werden.

Die estnischen Geschichtslehrerinnen und -lehrer sind damit vertraut, Quellenaufgaben im Unterricht einzusetzen. Die Arbeit mit Quellen ist

auch Teil des seit 1997 durchgeführten staatlichen Abiturrexamens. Obwohl es ab 2014 keine staatliche Abiturprüfung im Fach Geschichte mehr geben wird, bleibt die Forderung im Lehrprogramm bestehen, den Schülerinnen und Schülern die Arbeit mit Quellenmaterial zu vermitteln. Der Vergleich und die Analyse unterschiedlicher Quellen aus dem nun vorliegenden Sammelband können zweifellos einen größeren Tiefgang in den Unterricht der estnischen Geschichte bringen.

LIISI RANNAST-KASK

Россия и Балтия. Вып. 6. Диалог историков разных стран и поколений [Russland und das Baltikum. Heft 6: Der Dialog zwischen den Historikern verschiedener Länder und Generationen]. Hrsg. von АЛЕКСАНДР ЧУБАРЬЯН. Verlag Весь Мир. Москва 2011. 272 S. ISBN 9785777705068.

In der Reihe „Россия и Балтия“¹ (Russland und das Baltikum) des Instituts für allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften wurde 2011 der sechste Band unter dem Titel „Der Dialog zwischen den Historikern verschiedener Länder und Generationen“ herausgegeben. Es sei jedoch gleich angemerkt, dass in dem hier anzuzeigenden Buch nur sporadisch direkte Dialoge geführt werden, doch vermindert dies keinesfalls seinen Wert.

Der Band versammelt insgesamt zehn Aufsätze, auch wenn einer von ihnen, verfasst vom Mitarbeiter des Litauischen Historischen Instituts, Česlovas Laurinavičius, in die falsche Rubrik geraten zu sein scheint. Es handelt sich bei seinem Text eher um einen Essay, der Diskussionsthemen für die litauische und die russische Geschichtswissenschaft aufwirft und eher vielleicht in die Rubrik „Informationen zum wissenschaftlichen Leben“ hätte eingeordnet werden sollen, in der die Zusammenarbeit zwischen russischen und baltischen Historikern dokumentiert wird.

Die zwei ersten wissenschaftlichen Beiträge beschäftigen sich mit der Geschichte des russischen Imperiums im 19. Jahrhundert. Tõnu Tannberg, Dozent an der Universität Tartu, behandelt die Versuche St. Petersburgs, die Offiziersausbildung auf eine neue Grundlage zu stellen, was der Ergänzung des Offizierskorps der russischen Armee dienen sollte. Vor diesem Hintergrund sollten neben den bestehenden Kadettenkorps neue

¹ Rezensionen zu früheren Bänden dieser Reihe stammen von: TÕNU TANNBERG, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 280-285, und SIRJE TAMUL, in: ebenda 5 (2010), S. 326-328.

Militärschulen in den Gouvernementszentren gegründet und Unterricht in militärischen Fächern auch an den Universitäten eingeführt werden. Tannberg richtet sein Hauptaugenmerk auf den Unterricht in den militärwissenschaftlichen Disziplinen an der Universität Dorpat den Jahren 1802 bis 1830, der zwar in akademischer Hinsicht ungewöhnlich war, doch trotzdem zeit- und sachgemäße Ergebnisse vorzuweisen hatte.

Toms Kikuts, ein Doktorand der Lettischen Universität Riga, liefert eine gute Übersicht über die Herausbildung der lettischen Gemeinden im Gouvernement Ufa in Baschkirien. Er geht auf die Ursachen der Auswanderungsbewegung ein, beschreibt den Prozess der Gründung der Ansiedlungen sowie die damit verbundenen Probleme und macht die Leser mit sozialen, kulturellen und alltäglichen Aspekten des Lebens der Ansiedler vertraut. Der Beitrag wird ergänzt durch recht emotional gehaltene Erinnerungen der emeritierten Dozentin an der Pädagogischen Universität der Moskauer Oblast, Tamara V. Maljarovskaja, die über ihren persönlichen Kontakt mit den Letten in Baschkirien in den 1920er Jahren berichtet.

Die drei nächsten Aufsätze konzentrieren sich auf die Kämpfe im Anschluss an den Ersten Weltkrieg von 1918 bis 1920 auf dem Territorium des ehemaligen russischen Imperiums. Der Dozent an der Staatlichen Technischen Universität Iževsk, Jevgenij G. Renëv, widerlegt den weitverbreiteten Mythos, dem zufolge die „lettischen roten Schützen“ im Herbst 1918 bei der Unterdrückung des anti-bolschewistischen Arbeiteraufstands in den Fabriken von Iževsk und Votkinsk eine entscheidende Rolle gespielt und die von ihnen gefangen genommenen Aufständischen brutal behandelt hätten. Renëv, der sich auf zeitgenössische Presseartikel und Erinnerungen von Augenzeugen stützt, kommt zu dem Schluss, dass der Aufstand in erster Linie an der großen zahlenmäßigen Überlegenheit der Roten gescheitert sei. Zudem belegt er, dass diejenigen, die aufseiten der „Weißen“ kämpften, die lettischen roten Schützen in erster Linie als gut ausgebildete militärische Einheiten mit großer Kampferfahrung und hoher moral angesehen hätten und nicht etwa als blutige Henker der Tscheka.

Igor' Kopytin, Doktorand am Institut für Geschichte der Universität Tallinn, setzt sich mit der Geschichte des aus Russen zusammengestellten Kačanovo-Bataillons, das im Estnischen Freiheitskrieg als Teil der estnischen Armee gegen die Rote Armee kämpfte, auseinander. Die Truppe wurde im Frühsommer 1919 im Kreis Ostrov in der Gemeinde Kačanovo aus einer Partisaneneinheit aus lokalen Bauern aufgestellt, die den Bolschewiki gegenüber feindlich gesinnt waren. In der zweiten Sommerhälfte wollte Generalmajor Stanislav N. Bulak-Balachovič, der formell dem Oberbefehl der russischen Nordwest-Armee unterstand, auf der Basis der Partisaneneinheit ein Regiment formieren, doch ist dieser Versuch gescheitert. Daraufhin wurde das eigenständige Kačanovo-Bataillon formiert, das der 2. Division der estnischen Armee unterstellt war und sich an den letzten Kämpfen des Freiheitskrieges im Raum Pskov beteiligte. Der vorliegende

Aufsatz zählt somit zu den wenigen, heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Studien über den Beitrag, den die nationalen Minderheiten im estnischen Freiheitskrieg geleistet haben.

Der Mitarbeiter des Lettischen Kriegsmuseums Krišs Kapenieks geht auf eine der abenteuerlichsten Perioden des lettischen Freiheitskrieges zwischen dem Abschluss des geheimen Waffenstillstandes (am 1. Februar 1920 in Moskau) und der endgültigen Unterzeichnung des Friedensvertrages (am 11. August 1920 in Riga) ein. Der Verfasser, der sich auf den Frontabschnitt Drissa (heute: Verchnjadzvin'sk in Belarus) konzentriert, gibt eine auf Archivrechnen beruhende genaue Übersicht über die Aktivitäten der lettischen Truppen – Truppenverschiebungen, Befestigungsausbau, Aufklärungstätigkeit, bewaffnete Konflikte –, wobei die Ereignisse sachkundig mit der Entwicklung der lettisch-sowjetrussischen Beziehungen und insbesondere mit dem Polnisch-Sowjetischen Krieg in Verbindung gebracht werden. Die Beschreibungen, die auf der Ebene der Kompanien und mitunter sogar auf derjenigen der einzelnen Trupps gegeben werden, sind äußerst detailliert. Es wird eine Vielzahl von Namen kleiner Dörfer und Güter aufgezählt, so dass eine großmaßstäbliche Karte unabdingbar gewesen wäre: Die am Ende des Artikels beigefügte äußerst vage Karte dürfte nicht einmal annähernd den Bedürfnissen der interessierten Leser entsprechen.

Sowohl in zeitlicher als auch in thematischer Hinsicht unterscheidet sich die Studie des Moskauer Historikers Vidvud P. Štraus von den anderen Beiträgen. Der Autor beschäftigt sich mit der russischen Übersetzung der Werke lettischer Schriftsteller, die in den 1920er und 1930er Jahren in der Sowjetunion lebten. Auf der einen Seite fällt auf, wie viele lettische Schriftsteller es damals dort gab – die lettische Sektion des sowjetischen Schriftstellerverbands zählte um die Mitte der 1930er Jahre 22 Mitglieder, die durch mehr als 50 Amateurschriftsteller, die mit der Sektion eng verbunden waren, ergänzt wurden; auf der anderen Seite lässt sich feststellen, dass in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre recht günstige Bedingungen in Hinblick auf russische Übersetzungen lettischer Literatur und deren Veröffentlichung herrschten. In den Jahren 1925 bis 1931 wurden mindestens 13 Bücher und zwei Almanache verlegt, außerdem gab es literarische Prosa in der Presse. Später geriet diese Tätigkeit ins Stocken, und in den Jahren des großen Terrors wurden 18 von insgesamt 22 Mitgliedern der lettischen Sektion des Schriftstellerverbands erschossen.

Die drei abschließenden wissenschaftlichen Beiträge behandeln die Jahre des Zweiten Weltkrieges. Jelena Nõmm, Dozentin am Narva Kolleg der Universität Tartu, analysiert die Veränderung im Bild von Estland und den Esten in der sowjetischen Presse in den Jahren 1939/40. Die Verfasserin stellt drei wesentliche Wendemarken vor. Im Oktober 1939, nach dem Abschluss des gegenseitigen Beistandspaktes, begann man den, wie es damals hieß, „sowjetfeindlichen Kleinstaat“, der bislang von den

„ausländischen Imperialisten“ am „Gängelband“ geführt worden sei, als Verbündeten und Freund der Sowjetunion darzustellen. Zudem wurde behauptet, dass sich Estland mit dem Stützpunktevertrag völlig zufriedengebe und sogar Erleichterung empfinde, da die Errichtung von Militärbasen der Roten Armee erheblich zur Stärkung der Sicherheit des Landes beitrage. Im Mai 1940, kurz vor der Okkupation Estlands, wurden in der sowjetischen Presse Beiträge publiziert, in denen die estnische Staatsführung erneut beschuldigt wurde, sowjetfeindliche Pläne zu hegen; der estnischen Intelligenz wiederum wurde vorgeworfen, zu englandfreundlich zu sein. Die letzte Wende folgte sehr bald – unmittelbar nach der Okkupation und der Bildung der Marionettenregierung im Juni 1940 erklang ein überschwängliches Lob für die sowjetfreundlichen Stimmungen unter allen Schichten der estnischen Arbeiter. Um jeden Preis sollte demonstriert werden, dass das estnische Volk die eingeleiteten radikalen Veränderung begeistert begrüße.

Der Professor an der Kaliningrader Universität, Gennadij V. Kretinin, setzt sich in seiner Studie mit der Einrichtung und Tätigkeit der sowjetischen Militärkommandanturen in Ostpreußen vom Oktober 1944 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa auseinander. Der Verfasser richtet seine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Beziehungen zwischen den Kommandanturen und der deutschsprachigen Bevölkerung, es geht ihm u. a. um die Erfassung, Zusammenziehung und den Arbeitseinsatz der Zivilbevölkerung. Die Untersuchung beruht sowohl auf den früheren Studien des Autors als auch auf reichhaltigen Archivquellen hauptsächlich aus dem Archiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation.

Olga G. Fedorova, eine Aspirantin der Kaliningrader Universität, unterzieht den Aufbauprozess in Kaliningrad, dem alten Königsberg, und in Memel bzw. Klaipėda in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren einer vergleichenden Analyse, indem sie eine Reihe von Unterschieden anführt. Bei einer sonst unparteiischen Herangehensweise betont die Verfasserin jedoch wiederholt, dass die Staatsführung der Litauischen SSR nicht in der Lage gewesen sei, die Probleme des Memelgebiets selbstständig zu lösen, weshalb sie sich immer wieder mit Bittgesuchen an Moskau gewandt habe. Eben darauf sei der verhältnismäßig große Anteil von Russen an der Einwohnerschaft von Klaipėda sowie deren Vorzugsstellung zurückzuführen.

In der Rubrik „Publikationen“ veröffentlicht Evgenija L. Nazarova, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften und eigentliche Herausgeberin der Reihe „Россия и Балтия“, Briefe des in Lettland und Litauen gut bekannten Ethnologen und Enthusiasten für Bibliothekswesen Eduard Wolter an den Moskauer Bibliophilen und Verleger Lev Ė. Buchgejm aus den Jahren 1913 bis 1916. Zwar sind nur acht Briefe erhalten, die meist nur ein paar Zeilen lang sind, doch hat Nazarova ein ausführliches Vorwort

geschrieben, in dem sie Wolter und die Tätigkeit der Russischen Bibliologischen Gesellschaft vorstellt.

Der Sammelband wird abgeschlossen mit den Rubriken „Historiographische Überblicke“, die eine ausführliche Annotation der ersten fünf Bände der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ von Julija L. Michajlova enthält, und „Informationen zum wissenschaftlichen Leben“, welche über die russische-baltischen akademischen Beziehungen berichtet.

AGO PAJUR

TÕNU TANNBERG: *Eesti mees Vene kroonus. Uurimusi Baltikumi ja Venemaa sõjaajaloost impeeriumi perioodil 1721–1917* [Der Este in der russischen Armee. Untersuchungen zur Militärgeschichte des Baltikums und Russlands in der imperialen Periode 1721–1917]. Verlag Ilmamaa. Tartu 2011. 392 S. ISBN 9789985773840.

Dieses Buch versammelt 14 zwischen 1996 und 2010 in Estland und Russland veröffentlichte Aufsätze von Tõnu Tannberg über die Militärgeschichte des Russländischen Imperiums. Die vornehmlich auf Archivquellen basierenden Studien bieten die Möglichkeit, die stufenweise Integration der drei Ostseegouvernements Est-, Liv- und Kurland in das militärische System des Imperiums zu verfolgen, wobei man drei Etappen ausmachen kann: 1) die Jahre der Befreiung vom Militärdienst (1721–1796), 2) die Phase der Rekrutenpflicht (1796–1874) und 3) die Zeit des allgemeinen Wehrdienstes (1874–1917). Inspiriert von den Ideen und methodologischen Rahmen des „imperial turn“ bzw. der „new imperial history“ vertieft sich der Autor in die Funktionsmechanismen des Imperiums, indem er den Beitrag der Esten und der anderen baltischen Völker für das militärische Potential der Großmacht beschreibt. Dabei liefert der Band auch einen allgemeinen Überblick über die Prinzipien, nach denen die russische Armee zusammengesetzt wurde, über die militärischen Aktivitäten im baltischen Raum sowie über die militärwirtschaftliche Infrastruktur und die sozialen Folgen des Armeedienstes.

Der erste Teil des Buches bietet Texte allgemeinerer Art über die wichtigsten Schritte beim Übergang zur Massenarmee und über die baltische Frage in der russischen Innenpolitik zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Im zweiten Teil finden sich detailliertere Studien über die Bildung der Miliz während des russisch-französischen Krieges 1812, über die Ostseegouvernements im Krimkrieg 1854/55 und über die Mobilisierung zu Beginn

des Ersten Weltkriegs 1914. Im dritten Teil schließlich erfährt der Leser Genaueres über die Besonderheiten des Rekrutierungswesens in den Ostseegouvernements, über das Studium der Militärwissenschaft an der Universität Dorpat, über die religiösen und nationalen Einschränkungen bei der Zusammensetzung der russischen Armee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie über Offiziere estnischer Nationalität.

Eingangs seien einige Worte zum konzeptionellen Hintergrund des Problems erlaubt. Die These der für die baltischen Völker überaus günstigen „200 Friedensjahre“ unter dem russischen Doppeladler nach den verheerenden Kriegen und der demografischen Katastrophe dient der apologetischen Historiografie des russischen Imperiums seit jeher als Ausgangspunkt. Mit ihrer Hilfe wurden und werden seit den Tagen des Zarenreichs die „Vorzüge“ gepriesen, welche das russische Staatswesen und das „gemeinsame historische Schicksal“ mit dem großen Nachbar im Osten der Bevölkerung der Ostseeprovinzen beschert hätten. Daher kritisieren einige der heutigen russischen Historiker, Publizisten und Verfasser von Memoiren die postsowjetischen „nationalen Narrative“ dafür, dass sie kein objektives Bild vom russischen und sowjetischen Imperium zeichnen. Nach Ansicht von Aleksandra Ju. Bachturina herrsche in einer Reihe von Werken estnischer und lettischer Historiker „ein negatives Bild der russischen Politik vom Ende des 19. Jahrhunderts“ vor. Die Bemühungen der russischen Autokratie, den deutschen Einfluss in den Ostseeprovinzen zu verringern, würden als „Russifizierung der Letten und Esten“, als „Zerstörung des nationalen Bildungssystems“ bezeichnet. Die Periode nach 1940 werde gar „sowjetische Okkupation“ genannt.¹ Aleksej I. Miller kritisiert die „ethnisierten“ und „selbstbezogenen“ nationalen Geschichten, die sich vom Mainstream entfernt hätten und im Imperium nur die Verkörperung des Bösen sähen. Miller weist darauf hin, dass die Esten dank der russischsprachigen Schulbindung schon Ende des 19. Jahrhunderts „verblüffende Karrieren“ im Staatsdienst gemacht hätten.² Die Autorin einer zweibändigen „Geschichte Lettlands“, Ljudmila M. Vorob'eva, wirft den baltischen Historikern und Politikern eine „tendenziöse, unehrliche und unverantwortliche“ Interpretation der russischen Geschichte vor, in

¹ АЛЕКСАНДРА Ю. БАХТУРИНА: „Национальный вопрос“ в Российской империи в постсоветской историографии [Die „nationale Frage“ im Russländischen Imperium in der postsowjetischen Historiografie], in: Русский национализм. Социальный и культурный контекст, hrsg. von МАРИЕН ЛАРИУЭЛЬ, Москва 2008, S. 105-130, hier S. 129.

² АЛЕКСЕЙ И. МИЛЛЕР: Империя Романовых и национализм. Эссе по методологии исторического исследования [Das Imperium der Romanows und der Nationalismus. Ein Essay über die Methodologie der historischen Forschung], Москва 2008 (Historica Rossica), S. 7-11, 63f. Kritik an Millers Auffassung schon bei ТООМАС КАРЖАНÄРМ: Rezension zu Vene impeerium ja Baltikum, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 332-340, hier S. 334f.; DERS.: Vene impeerium ja rahvuslus. Moderniseerimise strateegiad [Das Russische Imperium und der Nationalismus. Strategien der Modernisierung], Tallinn 2012, S. 153-162.

der das Imperium zu Unrecht als „großes Gefängnis der Völker“ und als Russifizierer der Peripherie dargestellt werde.³

Die Forschungen Tannbergs widerlegen mit konkreten Daten diese idealisierte These der 200-jährigen Friedenszeit, denn die Esten blieben keineswegs von den Kriegen des Imperiums und von großen Menschenverlusten verschont. In den Jahren zwischen 1797 und 1917 wurden aus Estland insgesamt 300 000 Mann in den Militärdienst eingezogen (S. 36), was für ein kleines Volk eine erhebliche Zahl darstellt. Auch als sich die Armee im 18. Jahrhundert aus Russen aus den Binnengouvernements zusammensetzte, da Peter I. eine ethnisch homogene Armee wollte, trugen die Bewohner Est- und Livlands deren Unterhalt. Nachdem Ende des 18. Jahrhunderts auf eine mononationale Armee verzichtet und die Rekrutenstellung auch auf den Ostseeprovinzen ausgedehnt worden war – bei zunächst 25-jährigem Dienst – wurden während der folgenden 78 Jahre rund 100 000 Mann aus dem estnischen Gebiet eingezogen. Die meisten von ihnen kehrten nicht wieder in ihre Heimat zurück.

In der zweiten Hälfte der 1860er Jahre waren die Esten und Letten im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl die am meisten durch die Rekrutenstellung belasteten Nationalitäten des Imperiums. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Mitte der 1870er Jahre verkürzte sich die Zeit des Wehrdienstes auf sechs Jahre in den Landstreitkräften und sieben Jahre in der Marine. In den Jahren von 1875 bis 1913 wurden rund 110 000 Esten zum Wehrdienst eingezogen, die meisten von ihnen dienten in Polen. Während des Ersten Weltkriegs gingen rund 100 000 Männer aus dem estnischen Gebiet in die Armee, rund 10 000 von ihnen fielen (S. 34).

Tannberg interessiert sich nicht nur für diese ziemlich hohen Zahlen, sondern auch für die demografischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Wehrpflicht. Besonders schwer waren die Jahre der napoleonischen Kriege, des Krimkriegs und des Ersten Weltkriegs, in denen die normale demografische Entwicklung destabilisiert wurde und die Einwohner die Kosten der Kriegsführung tragen mussten. Zwar trugen sich die wichtigsten Ereignisse des Krimkrieges in der Schwarzmeerregion zu, doch wurde auch die Ostseeküste zur Kriegszone. Ein eigenes Kapitel stellt die Mobilisierung des Jahres 1914 dar. Obwohl Tannberg die negativen Einflüsse und Folgen der Massenrekrutierungen im Allgemeinen beschreibt, müssten diese Informationen in Hinblick auf die verschiedenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens noch genauer untersucht werden.

Im militärischen Bereich kreuzten sich die Interessen der Zentralmacht, des deutschbaltischen Adels, d.h. der Ritterschaften, und der sich allmählich zu Nationen entwickelnden estnischen und lettischen Bauern. Die Ritterschaften zogen die Rekrutierung einer Miliz vor und machten der

³ Людмила М. ВОРОБЬЕВА: История Латвии от Российской империи к СССР [Die Geschichte Lettlands vom Russländischen Imperium bis zur UdSSR], Bd. 1, Москва 2009, S. 11.

Regierung mit drohenden Bauernunruhen Angst. Ausführlich beschreibt Tannberg die Auseinandersetzungen um die Formierung der diversen Einheiten in Est- und Livland, die in engem Zusammenhang mit der baltischen Frage in der imperialen Innenpolitik Anfang des 19. Jahrhunderts standen, welche wiederum cum grano salis mit den Projekten der Agrarreform und Bauernbefreiung zusammenfiel. Die Wenigsten wissen, dass an der Universität Dorpat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Militärwissenschaft unterrichtet wurde, um die erhöhte Nachfrage nach Offizieren zu decken. Die Dorpater Absolventen machen in der imperialen Armee glänzende Karrieren.

Das Militärsystem des russischen Imperiums bot den Esten eine kostenlose Bildung und die Karrieremöglichkeiten der Offizierslaufbahn. In den Jahren von 1870 bis 1914 dienten wenigstens 300 Kaderoffiziere estnischer Herkunft in der Zarenarmee, 1917 waren es schon 3 000. 95 bis 100 estnische Offiziere wurden bis 1917 in den Erbadel versetzt, was den Rang eines Obersten oder bestimmte Verdienstorden voraussetzte. Mehr als 70 Offizieren wurde der prestigeträchtige Orden des Heiligen Georg in verschiedenen Stufen oder das Georgsschwert verliehen (S. 286f.).

Die Regierung war sich der Loyalität der nicht-russischen Nationalitäten nicht sicher, weshalb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts damit begonnen wurde, einen Numerus clausus in der Armee einführen, um den Russen in allen Einheiten ein deutliches Übergewicht zu garantieren. Aktuell wurde diese Frage aufgrund des russischen bzw. nicht-russischen Nationalismus und wegen der Belebung der Freiheitsbewegungen unter den Nicht-Russen. Einen direkten Einfluss auf die Nationalitätenpolitik der Regierung übte der polnisch-litauische Aufstand von 1863/64 aus, während dessen sich polnische Offiziere den Aufständischen anschlossen. In erster Linie wurde daraufhin der Anteil der Polen, Katholiken und Juden, die als die am wenigsten vertrauenswürdigen Gruppen galten, in den Einheiten und Militärschulen eingeschränkt. Mit einer von Alexander III. unterschriebenen Vorschrift von 1888 wurden ethnische Einschränkungen unter anderem auch für die Einwohner der Ostseeprovinzen eingeführt, zu denen die Deutschbalten, Esten, Letten, Schweden und Finnen gezählt wurden. Die Vertreter dieser Nationalitäten durften in den Einheiten, die in Est-, Liv- und Kurland stationiert waren, nicht mehr als 20% ausmachen.

Die erwünschten Proportionen waren jedoch nicht ganz so einfach zu erreichen, weil die Russen nach Angaben der Volkszählung von 1897 weniger als die Hälfte der Einwohner des Imperiums ausmachten. Bei einer ständigen Unterbesetzung der Einheiten und besonders während der Kriege konnten diese Normen nie exakt eingehalten werden. Die grundsätzliche Einführung des nationalen Projekts im modernen westeuropäischen Sinne wurde dabei vor allem durch den Umstand verhindert, dass das dynastische Imperium der Romanovs kein Nationalstaat war und ständische und religiöse Zugehörigkeiten traditionell eine wichtigere Rolle spielten als

das Merkmal der ethnischen Abstammung. Fragen der äußeren und inneren Sicherheit, die Revolution von 1905 und die Autonomiebestrebungen der Nicht-Russen zwangen die politische und militärische Führung des Imperiums dazu, sich mehr mit der Kontrolle der Loyalität der Soldaten zu beschäftigen. Dazu kam noch der Erste Weltkrieg, in dem beide Seiten in einem noch nie gesehenen Ausmaß die nationale Frage für eigene Zwecke manipulierten.

Aus einer militärischen Notwendigkeit heraus wurden seit 1915 lettische nationale Einheiten aufgestellt, wodurch der *Numerus clausus* revidiert wurde. In einer offiziellen, von der Regierung der Russländischen Föderation 1997 herausgegebenen Darstellung kann man lesen, dass die Formierung von lettischen und estnischen Einheiten während des Ersten Weltkriegs einen „besonderen Grad des Vertrauens“ (*особая степень доверия*) gegenüber diesen Nationen demonstriert habe.⁴ Andererseits sollte die Armee das universelle Instrument sein, welches die Nationalitäten des Imperiums miteinander verschmolz, d.h. ein Instrument der Politik der Russifizierung. Die Bedürfnisse der modernen Massenarmee ließen die Regierung dazu übergehen, die von Nicht-Russen besiedelten Gebiete zu unifizieren, zu zentralisieren und zu russifizieren. Die polynationale, aber russischsprachige Armee benötigte Soldaten, die der Staatssprache mächtig waren. Vor den russifizierenden Schulreformen der 1880er Jahre konnten die aus den Ostseeprovinzen stammenden Rekruten nur mäßig Russisch, waren aber im Unterschied zu den Russen zumeist des Schreibens mächtig – wenn auch nur in „deutschen Buchstaben“.

Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass bis zum Ende der Monarchie offiziell der staatliche Patriotismus des Imperiums vorherrschte und nicht etwa der russische ethnische Nationalismus. Letzterer nahm zwar durchaus mit Unterstützung der Regierung ständig zu, doch wurde er nie zu einer offiziell vorherrschenden Ideologie. Richard Wortman weist darauf hin, dass sich die Monarchie erst unter Alexander III. deutlicher mit dem russischen Volk zu identifizieren begann.⁵ Die zarischen Beamten indes sprachen nicht von der Assimilierung der Nicht-Russen, sondern nutzten meist Begriffe wie „Annäherung“ (*сближение*) oder „Verschmelzung“ (*слияние*), worunter man in jedem einzelnen Fall unterschiedliche Dinge verstehen konnte. Doch war die Einführung des Russischen als Unterrichtssprache in den muttersprachlichen Grundschulen auf lange

⁴ Национальная политика России: История и современность [Russlands Nationalitätenpolitik: Geschichte und Gegenwart], hrsg. von СЕРГЕЙ В. КУЛЕШЕВ und ВАЛЕРИЙ А. МИХАЙЛОВ, Москва 1997, S. 55.

⁵ RICHARD S. WORTMAN: *Scenarios of Power. Myth and Ceremony in Russian Monarchy. Bd. 2: From Alexander II to the Abdication of Nicolas II*, Princeton 2000, S. 161-195; PAUL WERTH: *Changing Conceptions of Difference, Assimilation, and Faith in the Volga-Kama Region, 1740–1870*, in: *Russian Empire. Space, People, Power, 1700–1930*, hrsg. von JANE BURBANK, MARK VON HAGEN und ANATOLYI REMNEV, Bloomington und Indianapolis 2007, S. 169-195, hier S. 188.

Sicht ein auf die Assimilation zielendes Mittel, das als solches auch von den nationalen Bewegungen der Esten und der anderen nicht-russischen Völker gedeutet worden ist.

In der heutigen russischen Historiografie herrscht die Meinung vor, dass das Imperium kein Kolonialstaat, sondern ein Vielvölkerstaat gewesen sei. Für diese These sind verschiedene Argumente vorgebracht worden. Es gab in Russland nicht die für ein klassisches Kolonialimperium charakteristische „Metropole“ und die Überseekolonien als Rohstoffanhängsel, juristisch fehlte auch das Herrschervolk, das die anderen Völker unterdrückt und nach dem Vorbild der westeuropäischen Imperien „erbarmungslos ausgebeutet“ hätte. Keine der unterworfenen Ethnien hat man aussterben lassen, die Unterschiede zwischen den Eroberern und den eroberten Völker glichen sich an, man arbeitete zusammen und es wurden auch Nicht-Russen in die herrschende Elite aufgenommen. Es ist auch behauptet worden, dass die ethnischen Russen viel stärker vom Staat unterdrückt worden seien als die Nicht-Russen: So seien sie intensiver ausgebeutet worden, ihre Steuerbelastung sei höher gewesen und sie wären proportional häufiger rekrutiert worden. Die Nicht-Russen hätten dafür viele Vorteile gehabt, die Ressourcen wären zugunsten der Peripherie verteilt worden und die Lebensqualität der Nicht-Russen sei höher als in den zentralen russischen Provinzen gewesen.⁶

Im Gegensatz dazu beruhen Tannbergs Konzept und Terminologie darauf, dass er das koloniale Modell des Imperiums akzeptiert. Er benutzt Begriffe wie „Kolonialstaat“, „Kolonialexpansion“ und „Kolonialpolitik“, welche auf drei miteinander verbundenen Prinzipien basierten: Unifizierung, Bürokratisierung und Russifizierung (S. 15). Der koloniale Diskurs wird dabei allerdings vom Autor nicht weiter ausgeführt, auch nimmt er die Verbindung zwischen Modernisierung und einer unvermeidlichen administrativen Vereinheitlichung aus seinen Betrachtungen aus. Auch der Begriff der „Russifizierung“, der zurzeit im Mittelpunkt einer größeren internationalen Debatte steht, wird nicht weiter diskutiert.

Es sei noch angefügt, dass im Gegensatz zum inneren Alltag des Imperiums, der in den vorrevolutionären Jahrzehnten von politischer Zersplitterung und diversen Interessenkonflikten charakterisiert war, in der Regierung und den beiden Häusern des Parlaments – Staatsduma und Staatsrat – eine seltene Einigkeit in Fragen der expansionistischen Außenpolitik herrschte. Die Eroberung der Schwarzmeerengen wurde sowohl von der Regierung und den nationalextremistischen Falken als auch von den oppositionellen und liberalen konstitutionellen Demokraten unter Führung von Pavel N. Miljukov befürwortet. Die Ausdehnung des Staates bis zu seinen

⁶ ТАТЬЯНА Д. СОЛОВЕЙ, ВАЛЕРИЙ Д. СОЛОВЕЙ: Несостоявшаяся революция. Исторические смыслы русского национализма [Die Revolution, die nicht stattfand. Historische Bedeutungen des russischen Nationalismus], Москва 2009, S. 41-44.

„natürlichen Grenzen“ brachte dem Imperium viele Feinde, was wiederum als Berechtigung für eine aggressive Außenpolitik diente.

Tannberg schreibt, das die Regierung die reguläre Armee dazu nutzte, um neue Gebiete zu erobern und die innere Sicherheit in Polen und den westlichen Gouvernements sowie im Kaukasus, in Zentralasien, Sibirien und auch in den Ostseeprovinzen zu sichern – unter anderem durch die Unterdrückung der Revolution von 1905. Trotz des militärischen Drucks waren nicht alle der genannten Gebiete Kolonien im herkömmlichen Sinne. In der heutigen westlichen Literatur wird unter den Kolonien des russischen Imperiums meistens der asiatische Teil verstanden.⁷ Der kürzlich verstorbene russische Historiker Anatolij V. Remnev wiederum ging davon aus, dass man es beim asiatischen Russland, auch wenn es offiziell manchmal als Kolonie bezeichnet worden sei, doch eher mit dem Objekt eines territorialen und nicht eines kolonialen Herrschaftsprinzips zu tun hatte; die klassische Einteilung in „Metropole“ und „Kolonien“ habe der offiziellen unitarischen Doktrin vom „Zusammenschmelzen“ (*слияние*) der Peripherien mit dem Zentrum widersprochen.⁸ Eine merkliche Rolle in den Vorstellungen der imperialen Politiker spielte zudem auch die Idee einer zivilisatorischen Mission Russlands in den nicht-russischen Gebieten, bei deren Formulierung man sich bereits im 18. Jahrhundert westlicher Vorbilder bedient hatte. Eine Geschichte der Ostseeprovinzen unter dem zarischen Doppeladler muss sich zweifellos auch diesem imperialen Kontext stellen.

TOOMAS KARJAHÄRM

⁷ Виллард Сандерланд: Министерство Азиатской России. Никогда не существовавшее, но имевшее для этого все шансы колониальное ведомство [Das Ministerium für das Asiatische Russland: Ein niemals existentes, aber mit allen Chancen dafür versehenes Kolonialamt], in: Imperium inter pares: Роль трансферов в истории Российской империи (1700–1917), hrsg. von MARTIN AUST, RIKARDA VULPIUS und ALEKSEJ MILLER, Москва 2010 (Historia Rossica), S. 105-149, hier S. 137.

⁸ АНАТОЛИЙ РЕМНЕВ: Российская власть в Сибири и на Дальнем Востоке: Колониализм без Министерства колоний – русский „Sonderweg“? [Russische Herrschaft in Sibirien und Fernost: Kolonialismus ohne Kolonialministerium – ein russischer „Sonderweg“?], in: Imperium inter pares (wie Anm. 7), S. 150-181, hier S. 173ff.

Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 17; Baltische Biographische Forschungen, 1). Hrsg. von NORBERT ANGERMANN, WILHELM LENZ und KONRAD MAIER. LIT-Verlag. Berlin 2011. 555 S. ISBN 9783643112248.

Die Publikation stellt den ersten Band einer Schriftenreihe der Baltischen Historischen Kommission dar, die der Untersuchung der Biografien von Persönlichkeiten gewidmet ist, die – unabhängig von ihrer Nationalität – mit dem Baltikum verbunden waren. Die Auswahl der vorliegenden ersten 21 Lebensläufe aus der Zeit von 1800 bis 1918 richtete sich nicht nach einem bestimmten nationalen Proporz, sondern, wie die Herausgeber ausdrücklich feststellen, allein nach der Kompetenz der angesprochenen Autorinnen und Autoren. Die Gliederung der einzelnen Beiträge erfolgt formal nach den Geburtsdaten der behandelten Persönlichkeiten.

Dennoch dürfte es kaum Zufall sein, wenn Lebensläufe von Deutschen und Deutschbalten überwiegen, mit denen sich die Wissenschaft bislang vorrangig befasst hat – zunächst einmal im Zusammenhang mit der Universität Dorpat. Lea Leppik stellt den aus Deutschland stammenden Historiker und Staatswissenschaftler Gustav Ewers (1779–1830) vor, der längere Zeit Rektor der Universität war und in dieser Stellung mit dem damaligen Generalgouverneur der baltischen Ostseeprovinzen, dem aus Italien stammenden Philippo Paulucci (1779–1849) in Konflikt geriet, wobei letztlich aber beide als Vertreter des aufgeklärten Absolutismus am Anfang des 19. Jahrhunderts entscheidend für die weitere kulturelle Entwicklung des Landes wurden. Mare Rand behandelt den Dorpater Altphilologen Karl Morgenstern (1770–1852), der mit Korrespondenzpartnern in ganz Europa in Verbindung stand und durch seine vielfältigen wissenschaftlichen Aktivitäten wesentlich zum Aufbau der Dorpater Universitätsbibliothek beigetragen hat. Dem Historiker Carl Schirren (1826–1910), der aufgrund seiner wissenschaftlichen und politischen Ausstrahlung eine dominierende Figur an der Dorpater Universität darstellte und der schließlich zum führenden deutschbaltischen Exponenten gegen die staatliche „Russifizierungs“-Politik wurde, ist ein Beitrag von Wilhelm Lenz, gewidmet. Das beeindruckende wissenschaftliche Werk des Dorpater Theologen und Sozialethikers Alexander von Oettingen (1827–1905), der ebenfalls wegen der Russifizierung mit dem russischen Staat in Konflikt geriet, würdigt Heinrich Wittram.

Wesentliche geistesgeschichtliche Impulse für die Ostseeprovinzen gingen von deutscher Seite auch außerhalb der Dorpater Universität aus. Ivar Leimus, beschreibt die lebenslange Sammlertätigkeit von Eduard Philipp Körber (1770–1850), eines Pastors bei Dorpat, dem es gelang, Hunderte von Münzen, zumeist aus der Ordenszeit, zusammenzutragen, die nach seinem Tod an die Gelehrte Estnische Gesellschaft gelangten. Das

bedingungslose Festhalten an der überkommenen ständischen Verfassung stellt Klaus Neitmann bei Hermann Freiherr von Bruiningk (1849–1927) heraus, der als Landeshistoriker und Archivar der Livländischen Ritterschaft mit der Edition mittelalterlicher Urkunden hervorgetreten ist. In ähnlicher Weise ist Karl von Löwis of Menar (1855–1930), Bibliothekar der Livländischen Ritterschaft, als Archäologe herauszustellen, dessen Lebenswerk, die Erstellung eines umfassenden Burgenlexikons für Alt-Livland, von Ieva Ose gewürdigt wird. Als eher liberaler Historiker und Publizist ist Julius Eckardt (1836–1908) zu werten, dessen umfangreiches Werk zur deutschbaltischen Standortbestimmung der damaligen historischen und politischen Situation Michael Garleff vorstellt. Den Kurländer Oswald Külpe (1862–1915), der am Ende des 19. Jahrhunderts als Professor nach Deutschland ging und dessen wissenschaftliches Werk im Grenzbereich von Philosophie, Psychologie und Theologie anzusiedeln ist, beschreibt Stephan Bitter. Insbesondere geht er auf Külpes Haltung zu Beginn des Ersten Weltkriegs ein, als dieser in Deutschland für die „deutsche Kulturmission“ in den Ostseeprovinzen zu werben versuchte. Einzelne deutsche Persönlichkeiten haben zu Beginn des 19. Jahrhunderts in besonderer Weise zur Herausbildung des estnischen Nationalbewusstseins beigetragen. Das Wirken des aus Deutschland stammenden Johann Wilhelm Ludwig von Luce (1756–1842), der zunächst als Pastor, später als Arzt auf der Insel Ösel Volksbräuche und Volkssprache niederschrieb und als Gründer einer ersten estnischen Gesellschaft gilt, beschreibt Indrek Jürjo (†). Den ebenfalls aus Deutschland stammenden Sprachwissenschaftler Leo Meyer (1830–1899), der über drei Jahrzehnte in Dorpat lehrte, dessen kulturhistorische Bedeutung aber in der Erforschung der estnischen Sprache im Rahmen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft liegt, stellt Kersti Taaal vor. Ulrich Kronauer geht auf die kulturphilosophischen Schriften von Carl Gustav Jochmann (1789–1830) aus Pernau ein, der in Deutschland als Publizist wirkte und die Notwendigkeit einer zukunftsweisenden Volksbildung nicht nur in seinen Schriften betonte, sondern den Aufbau eines Schulwesens für das estnische Landvolk auch selbst finanziell unterstützte. Als Vertreter des nationalen Erwachens des estnischen Volkes stellt Kersti Lust den Maler Johann Köler (1826–1899) vor, der in St. Petersburg lebte und von dort aus die estnische Nationalbewegung nachhaltig unterstützte. Einig mit ihm im Kampf gegen die deutsche Vorherrschaft, konnte die politische Position von Jüri Truusmann (1856–1930), auf den Anneli Lõuna eingeht, kaum gegensätzlicher sein. Ebenfalls estnischer Herkunft, fand er zur russisch-orthodoxen Kirche. Wegen seiner staatsstreuen Haltung wurde er zum Zensor bestimmt und trat langfristig für eine Verbreitung des Russischen in den Ostseeprovinzen ein.

Hervorzuheben in dem Band sind Biografien mehrerer russischer Persönlichkeiten, deren Schriften zur baltischen Geschichte zumindest in Deutschland kaum wahrgenommen wurden. An erster Stelle ist dabei der

gebildete Staatsmann und Slavophile Jurij Samarin (1819–1876) zu nennen, dem hinsichtlich der damaligen „Russifizierungs“-Politik Schirrens „Livländische Antwort“ gewidmet war. In einem englischsprachigen Beitrag beschreibt Edward C. Thaden (†), Samarin als Historiker, dessen Kritik vor allem der eigennützigen Rolle des baltischen Adels bei der Bauernreform und der ritterschaftlichen Verwaltung des Landes galt. In ähnlicher Weise versuchte Evgraf Vasil’evič Česichin (1824–1888) der deutschbaltischen Sicht der Geschichte der russischen Ostseeprovinzen eine genuin russische Position entgegenzustellen. Wie Karsten Brüggemann in seinem Beitrag herausstellt, konnte er sich mit seinen Vorstellungen eines historisch begründeten russischen Anrechts auf das Land jedoch nicht einmal bei den damaligen Zensurbehörden durchsetzen. In Gegnerschaft zur offiziellen russischen Politik, die gegebenenfalls auch eine gewaltsame Assimilierung fremder Ethnien anstrebte, stand das publizistische Werk von Michail Michajlovič Lisicyn (1862–1913), der gegenüber den estnischen und lettischen nationalen Bestrebungen die Perspektive einer langsamen Assimilierung dieser Völker an russische Sprache und Kultur bei gleichzeitiger Aufhebung der deutschen ständischen Privilegien zeichnete und auf den Sergej Isakov eingeht.

Ein unabhängiges Geschichtsbild ist kennzeichnend für Gustaw Baron Manteuffel-Szoegge (1832–1916) aus Polnisch-Livland, der – deutschbaltischer Herkunft, aber mit polnisch-katholischer Erziehung – als Privatgelehrter in polnischer, deutscher und lettgallischer Sprache versuchte, die eigenständige Geschichte Lettgallens zu thematisieren und dessen Werk Krzysztof Zajas darstellt. Das Wirken des russischen Historikers Ivan Ivanovič Lappo (1869–1944), der von der Regierung an die seit 1893 offiziell russischsprachige Universität Jur’ev (Dorpat) berufen wurde und dessen Forschungsschwerpunkt die litauische Geschichte darstellte, beschreibt Ljudmila Dub’eva. Eine gewisse Verbindung ist damit gegeben zu zwei Artikeln über Vertreter der litauischen Nationalbewegung, die sonst etwas unvermittelt neben den übrigen Beiträgen stehen. Manfred Klein würdigt die Forschungen des Arztes Jonas Basanavičius (1857–1927), der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem damals noch von der polnischen und russischen Schriftsprache geprägten Umfeld eine umfangreiche Sammlung zur litauischen Volkssprache und Volkskultur anlegte – einer Forschung, der auch heute noch wissenschaftliche Bedeutung in der europäischen Ethnologie zukommt. Stephan Kessler verfolgt das Lebenswerk von Jonas Jablonskis (1860–1930), der als Gymnasialprofessor zu einer Standardisierung der litauischen Sprache und damit wesentlich zur Herausbildung des Litauischen als Schriftsprache beigetragen hat.

Es liegt in der Natur eines solchen Sammelwerkes, dass ein innerer Bezug zwischen den einzelnen Beiträgen nicht zu erwarten ist, dass jeder Artikel für sich zu sprechen hat. Im Vergleich zu üblichen Sammelwerken ähnlicher Lebensbilder von Persönlichkeiten einzelner Landschaften gewinnt

der vorliegende Band durch seine zeitliche und thematische Begrenzung jedoch zusätzliche Aussagekraft für die Geschichte des Baltikums im 19. Jahrhundert, vor allem vor dem Hintergrund des Kampfes der deutschen Minderheit um ihre überkommenen Rechte, der russischen Assimilierungspolitik und dem nationalen Erwachen der kleinen Völker. Der biografische Ansatz erlaubt dabei anders als jede darstellende Methode – wenn auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit –, die im Baltikum agierenden unterschiedlichen nationalen und intellektuellen Kräfte jener Zeit deutlich werden zu lassen. Damit trägt der Band zu einer Erkenntnis bei, die selbst die Zeitgenossen, durch „gläserne Wände“ voneinander getrennt, kaum haben konnten. Allerdings bleibt die nationale Frage im vorliegenden Band überwiegend auf den estnischen Sprachraum begrenzt. Auf ein baldiges Erscheinen weiterer Bände ist deshalb zu hoffen.

MANFRED VON BOETTICHER

СВЕТЛАНА И. РЫЖАКОВА: *Historica Lettica. Национальная история и этническая идентичность. О конструировании и культурном реферировании прошлого латышей* [*Historica Lettica. Nationale Geschichte und ethnische Identität. Über die Konstruktion und das kulturelle Referieren der Vergangenheit der Letten*]. Институт этнологии и антропологии им. Н. Н. Миклухо-Маклая Российской Академии Наук. Москва 2010. 644 S. ISBN 9785421100355.

Mit ihrer 2010 veröffentlichten Monografie setzt die Kulturanthropologin Svetlana I. Ryžakova vom Institut für Ethnologie und Anthropologie der Akademie der Wissenschaften in Moskau ihre Forschungen zur Kultur und Geschichte der Letten fort, mit denen sie bereits in den 1990er Jahren begonnen hat.¹ Somit stellt ihr neues Buch eine resümierende Arbeit dar, in der die gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst werden. Dass es den Leser sowohl inhaltlich als auch methodologisch fesselt, hat mehrere Gründe.

Erstens hat die lettische Historiografie bislang keinerlei Veröffentlichungen hervorgebracht, welche eine vergleichbare akademische Reflexion über das Verhältnis zwischen der lettischen Gesellschaft auf der einen

¹ Siehe z.B. СВЕТЛАНА И. РЫЖАКОВА: Язык орнамента в латышской культуре [Die Sprache des Ornaments in der lettischen Kultur], Москва 2002; ДЬЕС., МАРИЯ В. ЗАВЯЛОВА: Этнические образы и стереотипы [Ethnische Bilder und Stereotype], Москва 2008.

sowie der ethnischen lettischen Geschichte und dem Staat Lettland auf der anderen Seite anbieten würde, zudem noch in Bezug auf eine derartig umfassende Zeitspanne. Die ersten Versuche der lettischen nationalen Historiografie, eine komplexe Erzählung der „Geschichte der Nation“ anzufertigen, stammen aus den 1930er Jahren und wurden konzeptionell von den Exil-Historikern fortgesetzt. Doch erreichten sie so gut wie nie ein theoretisch anspruchsvolles Niveau und lieferten zudem doch nur meist Schilderungen von Ereignissen der so genannten nationalen Geschichte. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte das sowjetische Regime der historischen Forschung einen sehr engen Rahmen, und derartige Forschungsansätze waren in der Lettischen SSR unmöglich.² Die Mitte der 1990er Jahre in den USA erschienene Überblicksdarstellung der lettischen Geschichte von Andrejs Plakans, in der faktologische Basisinformationen neben die Auswertung der wichtigsten politischen und sozialen Abläufe gestellt sind, bietet die wohl einzige Ausnahme.³

Zweitens liest sich Ryžakovas Arbeit gerade vor diesem historiografischen Hintergrund mit besonderem Interesse, da ihre methodologische Herangehensweise für die lettische Geschichtsschreibung neu ist. Die Art, wie sie ihr Material behandelt, spiegelt ihre fachliche Ausrichtung als Kulturanthropologin. Heutzutage muss wohl niemand mehr darüber aufgeklärt werden, wie produktiv die Synthese von Methoden aus den Bereichen Geschichte und Anthropologie für die Erforschung der Vergangenheit sein kann und welche neuen Perspektiven darin für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft liegen.⁴ Die Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie werden heute gerade auch bei der Untersuchung der „Geschichtsaktualisierung“ bzw. der Konzeptualisierung von Geschichte als soziale Konstruktion genutzt.⁵ Dieses Forschungsfeld ist aber eng damit verbunden, wie ethnische und identitätsgeleitete Faktoren das Entstehen eines Geschichtsbewusstseins beeinflusst haben. Die Erörterung dieser Problematik ist Ryžakovas zentrales Anliegen.

Diese Thematik ist auch in Lettland durchaus bereits angesprochen worden. So wurden einige Aspekte der Konstruktion von Identität und

² ALEKSANDRS IVANOV: Sovietization of Latvian Historiography 1944–1959: Overview, in: *The Hidden and Forbidden History of Latvia under Soviet and Nazi Occupations 1940–1991*, hrsg. von VALTERS NOLLENDORFS und ERWIN OBERLÄNDER, Riga 2005, S. 209–227.

³ ANDREJS PLAKANS: *The Latvians. A Short History*, Stanford 1995 (Studies of Nationalities).

⁴ GEORGE E. MARCUS, MICHAEL M. J. FISCHER: *Anthropology as Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences*, Chicago und London 1999, S. 17–43; vgl. auch: JÖRG BABEROWSKI: *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München 2005, S. 159–189.

⁵ CHRISTIAN GIORDANO: *The Past in the Present: Actualized History in the Social Construction of Reality*, in: *Critical Junctions. Anthropology and History beyond the Cultural Turn*, hrsg. von DON KALB und HERMAN TAK, New York und Oxford 2005, S. 53–71.

Geschichte 2007 auf dem Zweiten Kongress der „Letonika“ vorgestellt.⁶ So kann diesem Feld zwar eine gewisse Aktualität im politischen und akademischen Leben Lettlands bescheinigt werden, doch hat es insgesamt den Anschein, dass die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen den Konzeptionen der nationalen Geschichte und der nationalen Identität hauptsächlich bei den Sozialwissenschaftlern Beifall finden, aber kaum bei den Berufshistorikern. Daher wäre zu hoffen, dass die umfangreiche Arbeit Ryžakovas der Wissenschaft einen inspirierenden Impuls gibt und all diejenigen anspricht, die sich für die in der lettischen Gesellschaft verbreiteten Vorstellungen von der eigenen Geschichte interessieren. Leider ist die Verbreitung dieses Buches schon durch die mikroskopische Auflage von 200 Exemplaren stark eingeschränkt.

In ihrer ausführlichen Einleitung (S. 5-43) macht die Autorin mit den theoretischen Grundlagen ihrer Arbeit bekannt, indem sie die verwendeten Begriffe und Kategorien übersichtlich und zugleich detailliert vorstellt. Dank der stilistischen Qualität des Textes wird sichergestellt, dass das Buch für jeden geisteswissenschaftlich ausgebildeten Leser verständlich ist, ohne besondere Vorkenntnisse in den neueren Theorien der Sozial- und Kultur-anthropologie oder in den methodologischen Fragen der Erforschung der ethnischen Geschichte vorauszusetzen. Die Autorin will einerseits feststellen, welche Stereotypen – eine der wichtigsten Dimensionen für die Selbsterkenntnis der Identität einer Nation –, für das Geschichtsbild der Letten typisch sind. Andererseits strebt sie eine Erklärung des Kontextes an, in dem diese Vorstellungen entstanden sind. Der Titel des Buchs, *Historica Lettica*, verweist auf das 1649 in Dorpat veröffentlichte Werk des livländischen evangelisch-lutherischen Pastors Paul Einhorn († 1655),⁷ das als die erste Arbeit zur lettischen Geschichte gilt. Damit wird auf die „doppelte Exposition“ des Inhalts verwiesen: So wie die Repräsentation einer Identität für ihre Vertreter sowohl die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur als auch ihren politischen Status bestätigt,⁸ so behandelt die Arbeit von Ryžakova neben historischen Ereignissen auch deren Bedeutung für die Entstehung des kulturellen Gedächtnisses einer Nation.

Die Struktur des Buches besteht aus zwei umfassenden und grundlegenden Kapiteln, wodurch das doppelte Ziel der Studie erneut demonstriert wird. Der erste Teil ist den diversen Ausdrucksformen der Zusammenhänge zwischen der nationalen Geschichte und der ethnischen Identität gewidmet und bietet einen theoretischen Rahmen. Neben anderen

⁶ *Vēsture un identitāte* [Geschichte und Identität], hrsg. von DAINA BLEIERE und ANETE KARLSONE, Rīga 2008.

⁷ PAUL EINHORN: *Historica Lettica*. Das ist Beschreibung der Lettischen Nation [...], Dorpat 1649.

⁸ ANGELA CHEATER, NGAPARE HOPA: Representing Identity, in: *After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*, hrsg. von ALLISON JAMES, JENNEY HOCKEY und ANDREW DAWSON, London und New York 2004, S. 208-223, hier S. 220.

Fragen wird hier dem grundsätzlich Problem der zwei Alternativen nationaler Geschichtsschreibung nachgegangen, kurz gesagt, der Gegenüberstellung von „Geschichte Lettlands“ und „lettische Geschichte“. Gemäß der anthropologischen Auffassung von der Geschichte als einer Rekonstruktion der Vergangenheit betrachtet Ryžakova beide historiografischen Modelle als ein „besonderes Genre des Meta-Narrativs“ (S. 68) mit seinen jeweils typischen Sujets, seiner Thematik und seinen Mitteln, die eingesetzt werden, um aus den Zeugnissen der Vergangenheit eine zusammenhängende und abgerundete Erzählung von der Geschichte zu konstruieren. Das gemeinsame Element bei diesen unterschiedlichen Formen des Geschichtsbewusstseins ist eine kulturelle Referenzialität, aus der sich die jeweilige Konstruktion historischer Ereignisse ableiten lässt.

Den zweiten Teil ihrer Monografie hat die Autorin „Thesaurus der lettischen nationalen Geschichte“ genannt. Der Titel verweist bereits auf den Inhalt: In 15 Unterkapiteln werden häufig anzutreffende Vorstellungen, die sich die heutige lettische Gesellschaft von verschiedenen Phasen der eigenen Vergangenheit macht – angefangen von der Frühgeschichte und endend mit dem beginnenden 21. Jahrhundert –, vorgestellt und charakterisiert.

Doch mangelt es hier an Präzision: Worum handelt es sich eigentlich? Welche Repräsentationsebene der nationalen Geschichte ist gemeint? Geht es um die akademische Historiografie, die Schulbücher oder doch um die stereotypischen Vorstellungen im alltäglichen Diskurs? Präzision ist notwendig, weil sich einige Bezeichnungen für historische Perioden überlappen. So wird z.B. die Wendung „das dritte Erwachen“ sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in der akademischen Historiografie verwendet. Andere Termini hingegen unterscheiden sich. So ist es beispielsweise üblich, die Zeit von 1184 bis 1561 als die Livländische Zeit oder die Zeit des Mittelalters zu bezeichnen. Mit dem Begriff der „deutsche(n) Zeit(en)“ (S. 193), die von der Autorin genutzt wird, meint man heutzutage sowohl im Alltagsgebrauch als auch nicht selten in akademischen Publikationen⁹ eher die nationalsozialistische Besatzung von 1941 bis 1945. Eine ausführlichere Erläuterung dieser Periodisierung hätte verdeutlicht, auf welchem Modell der Geschichtsinterpretationen (oder auch Modell-Kombinationen) die jeweiligen Bezeichnungen beruhen. Die Überlappung verschiedener Diskursebenen des kulturellen Gedächtnisses – sei es auf der akademischen, pädagogischen oder auch auf der alltäglichen Ebene – spiegelt die faktische Realität und ist daher akzeptabel, soweit man die Situation aus einer ethnologischen Sicht betrachtet. Doch subjektiv gesehen wäre es für die Erforschung des Themas nützlich gewesen, die Ebenen deutlicher voneinander zu differenzieren.

⁹ INESIS FELDMANIS: „Vācu laiks“ Latvijā (1941–1945): aktuālās izpētes problēmas un risinājumi [Die „deutsche Zeit“ in Lettland (1941–1945): Forschungsprobleme und deren Lösungen], in: Latvijas Vēsture 2003, H. 3, S. 98–105.

Die Struktur des zweiten Teils wird vom chronologischen Prinzip bestimmt, mit Ausnahme einiger Unterkapitel, die sich konkreten Themen zeitlich übergreifend widmen, wie etwa der Abschnitt über das Bild von Riga und dessen Bedeutung in der lettischen Kultur (S. 171-192) oder der über das Phänomen der *dievturība*, d.h. dem Alt-Götterkult und Neohedentum (S. 376-403). Interessant ist auch der Vergleich der Elemente des Alt-Götterkults und der Kultur der Herrnhuter, doch hätte hier doch ein wesentlicher Aspekt beachtet werden müssen, der einen wichtigen Unterschied beider Phänomene markiert: Während die Herrnhuter im 18. und im 19. Jahrhundert eine sehr verbreitete christliche religiöse Bewegung darstellten, waren die *dievturība* – wie die Autorin durchaus weiß – ein Projekt, das nur von einigen Vertretern der Intelligenz im 20. Jahrhundert getragen wurde. Und obwohl dieser Alt-Götterkult in den 1930er Jahren sogar institutionalisiert wurde, blieb die *dievturība* stets eine marginale Erscheinung im kulturellen Leben. Das soll allerdings nicht heißen, dass die *dievturība* keine soziale Rolle gespielt hätte, denn immerhin stellte sie eine besondere Art der Lettisierung der Kultur dar und damit auch eine bestimmte Version der Identität der ethnischen Kultur, die bis heute aufrechterhalten wird.

Bereits seit den 1960er Jahren dominiert unter den Kulturanthropologen die Ansicht, die Herausbildung nationaler, d.h. staatlicher, sowie ethnischer Identitäten gehöre zu den Aufgaben politischer Strategien, welche meist mit dem Ziel angewandt werden, um politischen oder ökonomischen Einfluss in einer Gesellschaft zu gewinnen.¹⁰ Demnach wäre staatliche Politik das Instrument, mit dem der Inhalt einer historischen Identität formiert wird; doch wird auch die Analyse dieses Prozesses zum Bestandteil einer Identitätsbildung und gewinnt dadurch eine politische Färbung. Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommt auch Ryžakova: Ihr zufolge weist die Nationalisierung eines beliebigen Kulturbereichs darauf hin, dass sie zum Bestandteil von staatlicher Ideologie und Politik wird (S. 496f.). Daher ist es nur konsequent, dass das letzte Unterkapitel ihres Buches den Titel „Das Euroleben Lettlands“ trägt und sich fast ausschließlich der Analyse der Nationalitätenpolitik der Republik Lettland widmet. Dabei wird diese Frage aber nur insofern berührt, als sie in Zusammenhang mit dem Thema der konkreten Geschichtsinterpretationen in der sozialen Kommunikation der heutigen Gesellschaft steht und die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen ethno-linguistischen sozialen Gruppen betrifft. Somit geht es hier um das Verhältnis der Letten zu den so genannten „Russisch-Sprechern“, wobei Ryžakova die Problematik dieses Begriffs durchaus erkennt.

Ryžakova bleibt sprachlich in ihren Ausführungen politisch neutral, wodurch eine mehr oder weniger objektive Behandlung des Themas gesichert bleibt. Dies ist besonders wichtig zu betonen, weil auch wissenschaftliche Arbeiten russischer Autoren über den „postsowjetischen Raum“,

¹⁰ CHEATER, HOPA, Representing Identity (wie Anm. 8), S. 208.

insbesondere in Bezug auf die Geschichte der baltischen Staaten, nicht immer ohne eine gewisse Tendenz auskommen und von den in der sowjetischen Historiografie gepflegten Stereotypen beeinflusst sind. Indem die Autorin die lettische nationale Geschichte als eine bestimmte Form der Vergangenheitsrekonstruktion untersucht und dabei sorgfältig die sozialpolitischen Ziele und Motive dieser Prozesse betrachtet, versucht sie gleichzeitig, den Leser mit der lettischen Situation während der sowjetischen Zeit und nach 1991 vertraut zu machen. Gerade die postsowjetische Zeit ist in den bilateralen Beziehungen zwischen der Republik Lettland und der Russländischen Föderation als der Rechtsnachfolgerin der Sowjetunion zu einem politisch sensitiven Thema gewonnen. Dies lässt einen das Potential der Arbeit Ryžakovas umso mehr wertschätzen. Einen eigenständigen informativen Wert besitzen auch die thematischen Anhänge der Monografie: statistische Angaben zur Einwohnerzahl auf dem Territorium des heutigen Lettland seit 1550 und zur ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung von 1880 bis 2010. Zudem liefert das Buch Angaben über den rechtlichen Status von verschiedenen ethnischen Gruppen im Jahr 1995 (S. 569-576).

Geschichte zu beschreiben und zugleich die Konstruktion dieser Beschreibung zu analysieren, stellt jeden Autoren vor methodologische Probleme.¹¹ In diesem Sinne ähnelt Ryžakovas *Historica Lettica* stellenweise einer Forschungsarbeit über die lettische nationale Geschichtsschreibung seit den 1850er Jahren, ergänzt durch mehr oder weniger ausführliche Analysen der ethnologischen und soziologischen Untersuchungen anderer Autoren.

Ein Werk dieses Umfangs kann wohl kaum ohne einige Ungenauigkeiten auskommen. So wird z.B. im Titel eines Unterkapitels die Existenz des Herzogtums Kurland auf die Jahre 1561 bis 1629 begrenzt, obwohl dieses faktisch bis 1795 bestand. Auch bei den Erläuterungen zu den im Anhang veröffentlichten Abbildungen gibt es Ungenauigkeiten. Die dritte Abbildung wird fälschlicherweise auf 1914 datiert, obgleich auf der Postkarte, die hier zu sehen ist, die erste Variante des Wappens der Republik Lettland zu erkennen ist, welche allerdings erst in der Zeit der Freiheitskämpfe 1918/19 hergestellt und als Emblem für die Kokarde an der soldatischen Kopfbedeckung verwendet wurde. In der Abbildung Nr. 50 sieht man eine Ausgabe von „Mūžibas skartie“ (Die Ewigkeitsberührten) von Aleksandrs Čaks, wobei deren Erstveröffentlichung mit 1953 angegeben ist. Das Poem von Čaks konnte allerdings aus politischen Gründen erst 1988 erscheinen.

Diese Kleinigkeiten mindern keinesfalls den Wert des Buchs von Svetlana Ryžakova. Zweifelsohne ist es von großer Bedeutung und wird hoffentlich

¹¹ Im Kontext der kulturanthropologischen Forschung beschreibt folgendes Zitat diese Probleme: „describe the uses of appearances, including the use of describing the uses, and including the use involved in this last act of description, and so on.“ GAVIN KENDALL, GARY WICKHAM: *Understanding Culture*. Cultural Studies. Order. Ordering, London 2001, S. 70.

der Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Lettland neue Impulse geben. Auch wenn die geringe Auflage den Leserkreis einschränkt, kann die Beschäftigung mit diesem wertvollen akademischen Text all denjenigen empfohlen werden, die des Russischen mächtig sind.

MĀRTIŅŠ MINTAURS

Balti biidermeier. Panoraame ja läbivaatlusi / Baltic Biedermeier. Panoramas and Introspections (Eesti Kunstimuuseumi toimetised / Proceedings of the Art Museum of Estonia / Schriften des Estnischen Kunstmuseums, 1 [6] 2011). Hrsg. von ANU ALLIKVEE und TIINA-MALL KREEM. Tallinn 2011. 272 S., Abb. ISBN 9789949485000. ISSN 17365503.

Es ist ein ambitioniertes Ziel, das mit der Schriftenreihe des Estnischen Kunstmuseums verfolgt wird: Zum einen sollen die Sammlungen des Museums publik gemacht, die museale Präsentation deutlich sichtbar und zum zweiten die internationale Kooperation in der kunstgeschichtlichen Forschung dokumentiert werden. Gerade Letzteres wird eindrucksvoll im vorliegenden Band der „Schriften des Estnischen Kunstmuseums“ demonstriert. In beispielhafter Weise werden dem Leser alle Texte sowohl auf Estnisch als auch auf Englisch bzw. Deutsch zur Verfügung gestellt und damit auch gezeigt, in welch weitgehendem Maße die Kunstgeschichtsforschung Estlands in den europäischen bzw. globalen kunstwissenschaftlichen Diskurs eingebunden und vernetzt ist.

Für den vorliegenden Band steht ein nicht nur kunsthistorisch bedeutendes Thema im Vordergrund: die Zeit des Biedermeier. Nachdem bereits am Ende des letzten Jahrhunderts Ausstellungen und wichtige Publikationen unter dem Schlagwort „Biedermeier“ von sich reden machten,¹ war es die Präsentation „Biedermeier – Die Erfindung der Einfachheit“, die von 2006 bis 2008 von den USA bis nach Europa die Öffentlichkeit auf einen kunsthistorischen, aber auch politisch und sozial bisweilen diskreditierten Begriff aufmerksam machte, dessen Beurteilung nicht nur in der Kunstwissenschaft noch nicht abgeschlossen sein dürfte.² Im Kunstmuseum

¹ So z.B. dokumentiert in den Katalogen zu den Ausstellungen Russische Malerei der Biedermeierzeit. Meisterwerke aus der Tretjakow-Galerie Moskau, Eurasburg 1999; Biedermeier – Art and Culture in Central Europe 1815–1848, Milano 2001.

² Stationen der Ausstellung waren: Milwaukee Art Museum, 16.9.2006–1.1.2007; Albertina, Wien, 2.2.–13.5.2007, Deutsches Historisches Museum, Berlin, 8.6.–2.9.2007 und Musée du Louvre, Paris, 15.10.2007–15.1.2008: Biedermeier. Die

Kadriorg (Tallinn) fand 2009/10 eine Ausstellung „Baltisches Biedermeier“ sowie eine Konferenz unter diesem Themenschwerpunkt statt.

Mit dem doppelten Anspruch, die europäische Dimension des Begriffes deutlich zu machen und gleichzeitig die Implikationen auf den nordost-europäischen Kulturraum zu vergegenwärtigen, stellt Tiina Abel in ihrer Einleitung (S. 9–24) die Konzeption der Konferenz vor und liefert eine Kurzdefinition des Begriffs „Biedermeier“, wobei sie vorrangig den zeitlichen Aspekt, die Periode von 1815 bis 1848, vom Wiener Kongress bis zur europäischen Revolution, d.h. die Zeit der Restauration betont. Sie plädiert vehement dafür, den Terminus nicht nur pejorativ zu interpretieren, sondern diese Zeitspanne für das Baltikum bzw. den estnischsprachigen Raum fruchtbar zu machen. Periphere Räume müssen nicht ausschließlich provinziell agieren, sondern können gerade in Kultursektoren pluralistisch organisiert sein. Abel, die die Gleichzeitigkeit von Romantik und Biedermeier in der kunstgeschichtlichen Entwicklung sieht, plädiert für eine zeitliche Erweiterung des Begriffs, der auch im Baltikum kreative Kontakte kreierte, und für eine Auflösung der regionalen Beschränkung des Biedermeier auf den deutschsprachigen Raum mit seinen Zentren in Wien und Berlin. Für den baltischen Raum interpretiert Abel gerade die Zeit des „livländischen Stilllebens“ nach 1848 als Zeit der biedermeierlichen Ständeschranken, der privilegierten Oberschicht, die als Adel und Literaten paternalistische Tugenden des Biedermeier (Patriotismus, Familie, Romantik) fortschrieben.

In der Rubrik „Artikel“ kommen vier AutorInnen zu Wort, die den nicht-baltischen Blick auf das Biedermeier präferieren. An erster Stelle steht Hans Ottomeyer, der Ursprung und Entwicklung des Begriffs „Biedermeier“ (S. 25–60) vorstellt, wobei er meisterhaft viele Klischees über diesen Terminus dekonstruiert. Aufgrund individueller Assoziationen und Vorurteile werde das Biedermeier häufig irreführend interpretiert, resultierend aus der begriffsgeschichtlichen Entwicklung seit den 1850er Jahren (satirisch als kleinbürgerliche Heimatidylle, gefühlvoller Dilettantismus und unpolitische Bonhommie); positiv überhöht als deutsch-nationale Lebensweise und Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts; als Traum eines verlorenen bürgerlichen Zeitalters und als Idyllisierung im 20. Jahrhundert; als Inbegriff der Spießbürgerlichkeit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Das Biedermeier wurde attraktiv durch die Magie des Bildes vom letzten vortechnischen Zeitalter – eine Epoche, die nicht nur im deutschsprachigen Raum häufig auch als „Goldenes Zeitalter“ apostrophiert wurde.

Ralph Gleis hat die Wiener Malerei im Biedermeier im Blick (S. 61–96) und verdeutlicht die besondere Assoziation des Kulturphänomens Biedermeier mit dem Habsburgerreich. War z.B. die Malerei dieser Zeit nur vordergründig anspruchslos, so zeigte sie doch Anzeichen der Ambivalenz

Erfindung der Einfachheit. Ausst.-Kat., hrsg. von HANS OTTOMEYER, Ostfildern 2006.

einer politischen und kulturellen Übergangszeit. Gerade in der Naturalismus setzte sich der Landschaftsrealismus durch, manifestiert in der Entdeckung der Hochgebirgsregionen der Alpen; Meisterschulen entdeckten die Arbeit im Freien, das Naturstudium fand seine Fortsetzung in den Bereichen von Stillleben und Porträt. In Letzterem dominierte die inszenierte Repräsentation und das private Erinnerungsbild, wobei in den „volksnahen“ Genredarstellungen und Kinderbildern die Spannung zwischen Emotionalität und Realität immer deutlicher sichtbar wurde (z.B. bei Ferdinand Georg Waldmüller).

Ein weiteres Zentrum der Biedermeier-Kultur stellt Kasper Monrad mit der dänischen Hauptstadt Kopenhagen vor (S. 97-126) und zeichnet die Entwicklung der bildenden Kunst seit der Akademiegründung 1754 nach, die im „Goldenen Zeitalter“, der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Kopenhagener Schule gipfelte. Dabei wird die besondere Bedeutung der Gemälde Christoffer Wilhelm Eckersbergs sichtbar, der Realismus und kompositionelle Freiheit in seine Werke einfließen ließ. Er bestimmte als künstlerischer „Übervater“ dänischer Malerei durch seine 35 Jahre währende Professorentätigkeit die künstlerische Entwicklung zweier Generationen. Erst Christen Købke, der seinem Vorbild Caspar David Friedrich naheiferte, steht für die Entdeckung der Natur in der dänischen Kunst.³

Ludmila Markina vergleicht das russische und deutsche Biedermeier (S. 127-150) und betont, wie sehr diese Kunstrichtung im 20. Jahrhundert – vor allem unter sowjetkommunistischen Klassengesichtspunkten – diffamiert worden war. Nach Markina kann man bis 1820 von einer Kunst der Romantik, danach von einer des Biedermeier in Russland sprechen (ohne hier eine plausible Erklärung für diese Zeitgrenze zu geben). Gerade auf dem Gebiet von Porträt, Genre und Interieur sieht sie große Parallelen in der russischen resp. deutschen Entwicklung und betont die herausragende Bedeutung einzelner Lehrer wie Aleksej Venecianov mit seiner Sehnsucht nach Harmonie und Idyll.

Im Anschluss an die Abteilung „Artikel“ folgt im zu besprechenden Buch die Rubrik „Miszellen“, die mit dem umfangreichsten Beitrag des Bandes von Ulrike Plath zu „Frauen im baltischen Biedermeier“ (S. 153-194) beginnt. Schnell wird deutlich, dass es der Autorin nicht um die Annäherung an ein kunsthistorisches Phänomen im Baltikum geht, sondern um den Versuch, eine Epoche (von ca. 1750 bis 1850) als sozialgeschichtliche Erscheinung unter dezidierten Gender-Aspekten zu beschreiben. Die Autorin betont als Charakteristikum des „baltischen Biedermeier“ den Rückzug ins Private, in die Häuslichkeit, die Neubewertung der Familie als gesellschaftliches Fundament und gibt interessante Einblicke in ein Idealbild von Frauen und Familien, das zunehmend dekonstruiert wird.

³ Diese „Entdeckung“ allein der Kunst des Biedermeier zuzuschreiben, lässt die initiale Bedeutung der Maler von Barbizon (in den Wäldern von Fontainebleau) zu stark in den Hintergrund treten.

Plaths Exkurs zum Selbstverständnis deutschbaltischer Frauen ist spannend und gewährt überraschende, z.T. zwiespältige Perspektiven (z.B. auf ihr Schönheitsbild, auf die Kunst des Flirtens, auf den freien Umgang der Geschlechter, auf den Bereich häuslicher Gewalt oder auf den Sadismus von Frauen). Laut Plath waren es jedoch die estnischen/lettischen Frauen, die als Ammen eine emotionale Verbindung zwischen den Ständen schufen – für das Bestehen des baltischen Ständesystems von zentraler Bedeutung (S. 182). Ihre Schlussfolgerung „Die Ammen trugen das baltische Ständesystem“ kann aber nur als plakative These am Artikelende verstanden werden, plausibel wurde dieser Gedankengang dem Rezensenten nicht.

Kürzere Beiträge beschließen die Abteilung „Miscellen“: Jouni Kuurna gibt eine klassische biografische Skizze einer zu früh Geborenen und zu früh Gestorbenen, der finnischen Künstlerin Mathilda Rotkirch (S. 195–216), die zumeist Porträtdarstellungen (der Familie/Verwandtschaft) überliefert hat. Anne Untera liefert ein anschauliches Beispiel für einen Künstler, der der estnischen Kunstgeschichte wegen seines Geburtsorts Fellin inkorporiert wurde: der Karikaturist Franz Burchard Dörbeck (S. 217–238), dessen Berliner Karikaturen als kultureller Subtext interpretiert werden können. Kadi Polli schließlich stellt Neuerwerbungen des Estnischen Kunstmuseums aus dem Jahr 2010 vor, zwei Landschaften von Karl Otto Gerhard von Kugelgen (S. 239–252), und zieht aufgrund deutlicher Werkparallelen eine Verbindung zu Caspar David Friedrich, den deutschen Maler der Romantik. Liina Lukas widmet sich abschließend estnischer Folklore in deutschbaltischer Dichtung (S. 254–265) und arbeitet das Interesse der Estophilen an estnischer Volksüberlieferung heraus, das keine typische biedermeierliche Erscheinung war, sondern eher eine der baltischen Aufklärung.

Kurzbiografien der Beiträgerinnen und Beiträger beschließen den Band, der bedauerlicherweise keine Register aufweist. Das den Artikeln beigefügte Bildmaterial ist nicht immer aussagekräftig für die Texte und hätte größere Wirkung erzielen können, hätten sich die Herausgeber zu Farbabbildungen entschlossen. Das Ziel des Bandes, die Einbettung des Biedermeier als kunstgeschichtliche Epoche in den nordosteuropäischen bzw. den estnischsprachigen Raum, konnte mit der Auswahl an Beiträgen nicht vollständig erreicht werden. Zu deutlich dominieren die Aufsätze, die sich theoretisch und geografisch kaum mit dem Biedermeier im Baltikum befassen, zu unverbunden und thematisch unzusammenhängend erscheinen die Abhandlungen des vorliegenden Bandes. Dabei wären doch auch Fragestellungen für den baltischen Kunst- und Kulturraum denkbar gewesen, die dem Verständnis des Biedermeier als Kultur- und politische Epoche in diesem Raum neue Einsichten hätten verschaffen können: z.B. zur Bedeutung der Zeichenschule der Universität Dorpat gerade in der Endphase des deutsch/österreichisch/dänischen Biedermeier, d.h. in den 1830er und 1840er Jahren, oder zur Bedeutung der Familie Kugelgen für

den estnisch-, finnisch- und auch russischsprachigen Kulturraum, oder zur herausragenden Rolle der Porträtkunst bei deutschbaltischen Malerinnen und Maler (wie bei Julie Hagen-Schwarz), oder zur religiösen Thematik von Deutschbalten zwischen Carl Timoleon von Neff und Eduard von Gebhardt, oder zum Schaffen Friedrich Ludwig von Maydells als baltischer Lithograf der 1840er und 1850er Jahre, oder zur beginnenden Nationalkunst der Esten, Letten und Finnen ab den 1860er Jahren. Dann wäre vielleicht auch erkennbar geworden, dass das Biedermeier als Epoche im Baltikum eine – für gesamteuropäische Verhältnisse – zeitverzögerte Rezeption fand, in der die zunehmend national aufgefassten Antagonismen sich bis zum Ende des Jahrhunderts auch in der Kunstentwicklung immer stärker Bahn brachen. Ungeachtet dessen bietet der Band äußerst interessante, kurzweilige und anregende Denkanstöße, dem „langen 19. Jahrhundert“ im Baltikum auch von einer andere Seite näherzutreten.

Nachdem die Publikationsreihe im Jahr 2007 mit der Dokumentation der Frühjahrstagung 2006 gestartet war, liegen nun sechs Bände zu einzelnen Symposien des Museums vor, die in unregelmäßigem Rhythmus erscheinen (2008 waren es zwei Bände, ebenso 2009, für das Jahr 2010 ist eine Lücke zu konstatieren). Man darf auf die nächsten Tagungen und Ergebnisse gespannt sein.

KONRAD MAIER

JAANUS PLAAT, ARNE MAASIK: *Õigeusu kirikud, kloostriid ja kabelid Eestis / Православные церкви, монастыри и часовни в Эстонии / Orthodox Churches, Convents and Chapels in Estonia*. Eesti Kunstiakadeemia. Tallinn 2011. 1008 S. ISBN 9789949467143.

Dieses über tausend Seiten starke Werk wird in der Einführung bescheiden als „photo album“ bezeichnet (S. 18). Dabei ist es weit mehr als das. Zuallererst ist es eine dringend notwendige Bestandsaufnahme dessen, was an orthodoxer Kirchenarchitektur auf dem Boden der heutigen Republik Estland (noch) vorhanden ist. Dabei reicht die Palette von der Tallinner Touristenattraktion, der Aleksandr-Nevskij-Kathedrale auf dem Domberg, und der in Lasnamäe zurzeit in Bau befindlichen Muttergotteskirche bis zu zahlreichen Gotteshäusern in den ländlichen Regionen des Landes, die vom Einsturz bzw. vom langsamen Zerfall bedroht sind. Viele Bauten sind im Rahmen dieses Projekts überhaupt das erste Mal professionell fotografisch dokumentiert worden.

Insgesamt bietet der Band Aufnahmen von 178 orthodoxen Sakralbauten, die von Arne Maasik stammen. Zuweilen wurden die Gebäude auch aus verschiedenen Perspektiven gezeigt, zuweilen gibt es Bilder von den Innenräumen und Ikonostasen, doch fällt auf, dass sich kaum einmal Menschen erkennen lassen, was den Eindruck einer fast musealen Atmosphäre erzeugt. Zunächst werden die Bauten der Estnischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats inklusive des Klosters Kuremäe (Pühtitz) vorgestellt, danach diejenigen der Estnischen Apostolischen Orthodoxen Kirche präsentiert, die dem Ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel untersteht, und schließlich folgen die Kirchen und Kapellen (*tsässons*) in Setumaa im Südosten des Landes.¹ Diese Region wurde Estland bekanntlich erst 1920 zugeschlagen, weshalb die Orthodoxie hier tiefere Wurzeln schlagen konnte. Neben den hervorragenden Fotos bietet der Band von Jaanus Plaat verfasste Kurzvorstellungen zu jedem Gebäude in Estnisch, Russisch und Englisch. Ebenfalls dreisprachig sind längere einführende Texte von Plaat zur Orthodoxie in Estland, zum Kloster Kuremäe sowie zur Orthodoxie in Setumaa; dass sich der Autor hier bewusst oft auch auf Texte von orthodoxen Geistlichen beruft (genannt sei nur die Darstellung des ehemaligen Moskauer Patriarchen, des estnischstämmigen Aleksii II.²), spiegelt allerdings neben einer deutlichen Empathie unter Umständen auch ein Problem des Forschungsstands. Aleksandr Pantelev steuerte außerdem eine Einführung in die orthodoxe Kirchenarchitektur in Estland bei. All dies gibt dem Band den Charakter eines auch im internationalen Kontext benutzbaren Nachschlagewerks. Ein Ortsregister und Karten, auf denen die Standorte der Gebäude verzeichnet sind, runden diesen eindrucksvollen Band ab.

Nicht zuletzt die lapidar in der historischen Einführung festgestellte Tatsache, die byzantinisch-russische Orthodoxie sei vermutlich die erste Form des Christentums, die Estland seit dem 11. Jahrhundert erreicht habe (S. 48), macht aus diesem Band einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte der Region. Auch wenn von einem kontinuierlichen orthodoxen Einfluss auf Livland nicht die Rede sein kann, stellten nach der katholischen Eroberung und Mission gerade die Grenzregionen eine veritable Kontaktzone zwischen den Religionen dar. Mit den Konversionswellen zur Orthodoxie in den 1840er und frühen 1880er Jahren wurde der „Zarenglauben“ jedoch ein nicht mehr zu verleugnender Faktor für die estnische Bevölkerung – und eine ernstzunehmende Konkurrenz für die Lutherische Kirche. Denn auch die Orthodoxie musste sich an die Lage in den Ostseeprovinzen anpassen und sich um die Bildung ihrer Schäfchen kümmern; zudem bot sie nolens volens estnischen Absolventen der Geistlichen Seminare und Akademien

¹ Vgl. auch Setumaa tsässonad [Die *tsässons* von Setumaa], hrsg. von АНТО РАУДОЈА und ТАРИО МÄКЕЛÄИΝЕН, [Obinitsa] 2011.

² АЛЕКСИЙ II, Православие в Эстонии [Orthodoxie in Estland], Москва 1999.

Aufstiegschancen, wodurch sie zweifellos zur allgemeinen Emanzipation der Esten von den Deutschen beitrug.

Für den Kirchenbau war aber das späte 19. Jahrhundert wesentlich. Zahlreiche der heute vom Zerfall bedrohten Gotteshäuser stammen aus dieser Zeit. Dazu gehört auch die Kirche Vasilij der Große in Juuru bei Rapla, deren Geschichte hier exemplarisch referiert sei. 1887 waren in dieser Region wohl an die tausend Esten von Revaler Priestern orthodox getauft worden, woraufhin erste Gottesdienste noch in Bauernhäusern abgehalten wurden. Da der dortige deutschbaltische Gutsherr der im Entstehen begriffenen Gemeinde sogar Land stiftete, konnte zunächst ein Gemeindehaus und 1896 auch eine prächtige Kirche eröffnet werden. Sie war nach einem Entwurf des bekannten Architekten Erwin Bernhardt gebaut worden und wies eine im Kontext der standardisierten Bauten der Zeit höchst eigenwillige Asymmetrie auf, was sie zu einem der interessantesten Sakralbauten Estlands machte. Auch der damalige Gouverneur Estlands, Fürst Sergej V. Šachovskoj, hatte das Projekt unterstützt, weshalb Spendengelder aus Zentralrussland eingeworben werden konnten. Nach dem Vornamen des Vaters eines der größten Spenders wurde sie schließlich Vasilij dem Großen gewidmet. Sie konnte bis zu 1 000 Menschen aufnehmen, womit sie zu den größten orthodoxen Kirchenbauten Estlands zählt. Die Gemeinde, die zwischenzeitlich über 1 400 Menschen umfasst hatte, verkleinerte sich allerdings in den 1930er Jahren auf wenige hundert. In den 1960er Jahren wurde sie schließlich aufgelöst und die Kirche einer Kolchose übergeben, woraufhin sie als Metallwerkstatt diente. Bald fielen die Kuppeln in sich zusammen und die Wände rissen ein. Heute stehen nur noch Ruinen, die Maasik in einer ganzen Fotoserie für den Band dokumentiert hat (S. 656-665).

Die *tsässons* von Setumaa stellen eine Sonderkategorie dar. Diese Dorfkapellen, heute meist liebevoll restauriert, sind kaum größer als 3 x 4 m und allein durch das Kreuz auf dem Dach als Gotteshäuser erkenntlich. Nur zwei der 23 auf estnischem Gebiet befindlichen *tsässons* sind aus Stein. Diese Tradition, die wohl in das 16. Jahrhundert zurückreicht, reflektiert den Umstand, dass Religion hier vor allem eine Angelegenheit der häuslichen Gemeinschaften war; aus dem 16. Jahrhundert stammen auch die ersten orthodoxen Kirchen der südöstlichen Region des Landes. In einem weiteren Schritt hofft Plaat, bald auch eine Bestandsaufnahme der auf dem Gebiet der Russischen Föderation liegenden Gotteshäuser der Setu sowie der Altgläubigen auf estnischem Boden vorlegen zu können.

Glanz und Elend der Orthodoxie auf estnischem Gebiet – so oder ähnlich könnte man etwas pathetisch zusammenfassen, was Plaat und Maasik hier zusammengestellt haben. Doch entzieht sich die betonte Wissenschaftlichkeit, mit der hier gearbeitet wurde, einer derartigen Emotionalisierung. Die Bilder, die ohne Effekthascherei ihre Objekte für sich sprechen lassen und meist Frontal- oder Seitenansichten bieten bzw. streng symmetrische Aufnahmen des Gebäudeinneren, stellen einen Text für sich dar, der mehr

informativ sein will als unbedingt das Schöne oder Vergangene abzulichten. Das Wundern über die Pracht und der Schmerz über den Verlust stellen sich als zwei Seiten der Medaille einer Jahrhunderte langen kulturhistorischen Entwicklung bei der intensiven Betrachtung der Bilder und beim Studium der Begleittexte ganz von allein ein. Ob diese ungemein wichtige Bestandsaufnahme nun aber dazu dienen wird, den zuständigen Stellen wenigstens Mittel zur Konservierung der noch erhaltenen Bausubstanz zu entlocken, oder aber Ikonendiebe anlockt, wird sich zeigen. Auch die *tsās-sons* sind der Letzteren wegen heute verschlossen – dass Gegenstände aus diesen Gotteshäusern zu stehlen als kaum wiedergutzumachende Sünde gilt, hat als Abschreckung leider offenbar ausgedient.

KARSTEN BRÜGGEMANN

МИХАИЛ ДОЛБИЛОВ, ДАРИУС СТАЛЮНАС: *Обратная уния: из истории отношений между католицизмом и православием в Российской империи 1840–1873* [A Reverse Union: An Episode from the History of the Relationship between Catholicism and Orthodoxy in the Russian Empire, 1840–1873]. ЛП. Вильнюс 2010. 274 pp. ISBN 9789955847328.

The book, which is actually a collection of documents with a thorough introduction of roughly 100 pages, is the result of a productive collaboration between two historians, both of whom already have made an undoubtedly valuable contribution to the study of the Imperial policies on the Western borderlands of the Russian Empire.¹

This publication under review deals with an ambitious project of the union between the Roman Catholic Church and the Russian Orthodox Church that was conceived in the Russian Empire's Northwestern provinces (Lithuania and Belarus, hereafter NWP). After the Union of Brest in 1596 several million of Orthodox Christians on the territory of the *Rzeczpospolita* joined the Roman Catholic Church with permission to retain their liturgy. In the course of the centuries, the Byzantine rite has been mingled with the Catholic one, producing hybrid forms of religious culture. Following

¹ МИХАИЛ Д. ДОЛБИЛОВ: *Русский край, чужая вера. Этноконфессиональная политика империи в Литве и Белоруссии при Александре II* [Russian Region, Foreign Faith: Ethno-confessional imperial politics in Lithuania and Belarus under Alexander II], Москва 2010; ДАРИУС СТАЛЮНАС: *Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863*, Amsterdam 2007 (On the Boundary of Two Worlds. Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 11).

the Polish uprising of 1830/31 the Russian Imperial government encouraged measures to purify the Uniate church from the Catholic rite, which have resulted in the official abolition of the Uniate Church in 1839. After the Polish Uprising of 1863 the policy of de-Polonisation directly affected the repressions against Catholicism, resulting in mass conversions and the closing down of churches and monasteries. Thus, in just a few years after 1863 there were 75,000 conversions of Catholics to Orthodoxy in NWP; while in five provinces alone 375 Catholic churches, monasteries and chapels were closed.² Even in view of the Orthodox clergy, the so-called “return” of the peasants back to their forefathers’ faith has been carried by administrative, rather than missionary methods, often giving priority to ritual rather than to dogmatic differences between two churches (pp. 19–20).

In this context, the project of a so-called “reverse Union” has emerged within a small circle of the local Catholics and converts from Catholicism. In a nutshell, the idea was the creation of the Russian Catholic Church, autonomous from Rome, politically loyal to the state and in unity with the Orthodox Church. They envisaged the incorporation of the Catholic Church in the structure of the religious administration in the Russian empire alongside other confessional groups. The authors of the project were the renegade Bishop Antonii Zubko, a graduate of Polotsk Jesuit Collegium and the Seminary at Wilno University, who converted to Orthodoxy after 1839; an editor of a local paper Adam Gonorii Kirkor and the Minsk *maréchal de la noblesse* Evstafii Prushinskii. The project advocated the subordination of the Catholic Church to the Holy Synod and the dogmatic union with the Orthodox Church (including the abolition of filioque and the doctrine of the supremacy of the pope). Bishop Antonii believed that the support of the Union by the elites would ensure the disposition of the masses. The initiative of Antonii, submitted already in 1840, however, was not supported by the Imperial government of Nicholas I, who saw in the Roman Church an instrument of stability, while at the same time searching for dynastic ties with the Catholic Hapsburgs, the position, which in 1847 resulted in the Concordat with Rome.

The attempts to launch a reverse union were resumed after the uprising of 1863, when the negative association between Polish nationalism and Roman Catholicism was quite typical for the official thinking. A new memorandum “How to terminate the abnormal situation in the western provinces” was submitted to the Ministry of the Interior in 1865. The authors of the plan criticised the existing wave of mass conversions to Orthodoxy as detrimental to public order and proposed the institutional reorganisation of the Roman Catholic Church with the aim of creating a “Russian Catholic Church” with the centre in St Petersburg, not Rome. This proposal, written in 1873, has become known in the West in a distorted form translated into French by the Russian Jesuit Ivan Martynov. The version is also

² Ibid., pp. 134, 150.

published in this volume. The other documents are related to this project: “The present situation of the Northwestern provinces” (1866), for example, features a detailed account of the corruption in the administration of Konstantin Kaufman, the Governor-General of Wilno.

The goals and intentions of the authors of the project, as Dolbilov and Staliūnas argue, could be quite contradictory. The Orthodox proponents expected that the union would lead to the absorption of Catholicism by Orthodoxy; the Catholics, on the contrary, cherished a hope that by splitting from Rome they could preserve their religion and dissuade the government from the persecution of Catholicism. The authors of the projects emphasised that the administrative approach to religious life was doomed because it only strengthened the Catholic faith. In the words of the authors of the project “How to get out of the abnormal situation in Western provinces”: “the prohibitive measures can cause hypocrisy but can hardly change people’s beliefs. We could build hundreds of Orthodox churches, we could convert thousands to Orthodoxy but the Latin faith will not be shaken and will only grow stronger” (p. 123).

Dolbilov and Staliūnas trace the parallels between the Brest Union of 1596 and the project of the “reverse union”, pointing out that in both cases the proponents (who represented a small circle) tried to preserve the ritual identity of the respective confessional groups. The project has not been implemented. Moreover, there are very few signs indicating any serious interest of the Imperial bureaucrats in the “reverse union”. The Imperial government had followed the path of a “confessional state” (Robert Crews) in which “the institutions of various religions were integrated in the bureaucratic apparatus and, moreover, mediated civil relations between the authorities and subjects” (p. 267).

The volume is divided into two parts: the first one provides a detailed discussion of the context, authorship and the outcomes of the projects. The second one provides an edited publication of the six documents, unearthed from the archives. The publication of these documents, accompanied by a thorough commentary, is an important illustration of the complexity of the confessional politics in the imperial context, which was as contentious as ethnicity and nationality.

It is difficult to judge the significance of these unfulfilled projects in the history of the Western borderlands. As we learn from this honest historical study, the projects were neither marshalled by the imperial administration, nor were they enthusiastically supported by some wider circles of either Orthodox or Catholic sections of society. It seems that this publication will be of interest to the narrow circle of specialists working in the field of the history of the Russian Empire, and historians of Poland, Lithuania and Belarus.

IRINA PAERT

Protokolle der Estländischen Ritterschaft 1914–1920. 2 Bde (Ex fontibus archivi historici Estoniae, 3). Hrsg. von THOMAS FREIHERR VON DEL-LINGSHAUSEN und HENNING VON WISTINGHAUSEN. Verlag Eesti Aja-looarhiiv. Tartu 2011. II 45 S. ISBN 9789985857776.

Wie die Herausgeber dieser Quellensammlung anmerken, sind die im Estnischen Historischen Archiv aufbewahrten Ritterschaftsprotokolle vor allem der jüngeren Zeit bisher nur recht selten von der Geschichtswissenschaft benutzt worden. Sie haben daher mit der Veröffentlichung der Protokolle in zeitlich umgekehrter Reihenfolge begonnen: Die hier anzuzeigende Sammlung umfasst die Protokolle verschiedener Institutionen der Ritterschaft (Landtag, außerordentliche Adelsversammlung, Ritterschaftlicher Ausschuss, Kreisdeputiertenversammlung) aus der Zeit von 1914 bis 1920. Es handelt sich um eine äußerst ereignisreiche Periode, die sowohl die letzten Jahre der zarischen Herrschaft, die Februarrevolution und den kommunistischen Oktoberputsch im Jahre 1917 als auch die deutsche Okkupation während des Ersten Weltkriegs umfasst und bis zur Gründung der Republik Estland reicht.

Dass es sich in diesen Jahren um sehr bewegte Zeiten handelte, lässt sich der vorliegenden Dokumentensammlung recht deutlich entnehmen. Man lese nur etwa das folgende Zitat des Ritterschaftshauptmanns, das die Reaktion der Ritterschaft beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum Ausdruck bringt: „Ich schlage Ihnen vor, den Gefühlen unserer Treue und Liebe zu unserem Herrscherhause in einem an Se. MAJESTÄT gerichteten Telegramm Ausdruck zu verleihen und Ihre Zustimmung zu bekunden, indem Sie rufen: Se. MAJESTÄT der Kaiser NIKOLAI ALEXANDROWITSCH Hurrah!“ (S. 315). Nach Ablauf von nur ein paar Jahren schickte die Ritterschaft, die inzwischen die Farben gewechselt hatte, wieder ein Telegramm, diesmal mit folgendem Wortlaut: „In unerschütterlichem Vertrauen auf die Gnade des Allmächtigen sieht die Estländische Ritter- und Landschaft in froher Zuversicht der Zukunft entgegen, die uns die Verwirklichung unseres einmütigen Herzenswunsches, den Anschluss an das mächtige Deutsche Reich unter Ew. Majestät erhabenen Szepter, bringen wird“ (S. 571). Oder man denke an die Schwierigkeiten, die bei der Tätigkeit der Budgetkommission der Ritterschaft auftraten: Ganz zu schweigen von der Inflation in unbestimmter Höhe konnte man sich in dieser Zeit nicht einmal dessen sicher sein, ob die Währung, die zu Beginn des Jahres in Umlauf war, auch noch Ende des Jahres gelten würde. So ist es nicht verwunderlich, dass im Kassenbericht vom Juni 1920 unter den Vermögenswerten der Ritterschaft 14 000 Dumarubel aufgeführt sind (S. 602).

Etwas mehr als die Hälfte des ersten Bandes des Protokollbuchs machen Materialien der Friedenszeit aus der ersten Hälfte des Jahres 1914 aus. Ein Großteil davon stellen die Dokumente des letzten ordentlichen Landtages der Ritterschaft, der im Februar 1914 abgehalten wurde. Dank einiger

zusätzlich ins Buch aufgenommenen Materialien über den Landtag des Jahres 1911, die sich auf kirchliche Angelegenheiten und das Volksschulwesen beziehen – Themen, die 1914 nicht auf der Tagesordnung standen –, erhält man eine einheitliche Übersicht über alle Tätigkeitsbereiche der Ritterschaft und ihre Position in der Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Wie sich den hier publizierten Dokumenten entnehmen lässt, wurde die bevorstehende Missernte im Sommer und Frühling 1914 von der Ritterschaft zwar vorausgesehen, doch kam der Ausbruch des Weltkriegs völlig unerwartet. Die Ritterschaft sah sich durch den Krieg veranlasst, ganz andere Tätigkeiten aufzunehmen, und ein Großteil ihrer Pläne konnte nicht verwirklicht werden: Ausgeblieben ist nicht nur der „Thee und Champagner“, der Ende Juli 1914 im Ritterschaftshaus zusammen mit Kaiser Nikolaj II. stattfinden sollte; auch wurden die Pläne zum Eisenbahnbau (Tschorna-Sonda, Riesenberg-Leal-Werder) durchkreuzt, die etwa ein Jahrzehnt später in nahezu ähnlicher Gestalt bereits von der estnischen Regierung übernommen und in Auftrag gegeben wurden.

Von der Situation, in die sich die Ritterschaft infolge des ausgebrochenen Krieges gestellt sah, vermittelt ein Referat über die Lage in Estland seit Beginn des Krieges, das Ritterschaftshauptmann Eduard Freiherr von Dellingshausen im Dezember 1914 dem Ritterschaftlichen Ausschuss vorlegte, ein ausführliches und zugleich anschauliches Bild (S. 339-345). Zu der Zeit, wo es es auf Bahnhöfen, in Eisenbahnwaggons sowie in Restaurants untersagt war, sich der deutschen Sprache zu bedienen, wurde ab 1915 angeordnet, dass auch alle Protokolle der Ritterschaft (mit Ausnahme der Protokolle des Landratskollegiums) auf Russisch geführt werden sollten. Diese Dokumente legt der Sammelband in Übersetzung vor.

Den zweiten Halbband der Sammlung (S. 669-1145) füllen Reprints von Berichten an den ordentlichem Landtag der estländischen Ritterschaft 1914: über die Verwaltung der Ritterkasse, über das „Landes-Telephonwesen“, über Veterinär-Angelegenheiten, über kirchliche Angelegenheiten und das Volksschulwesen, über den Operationsplan des Wegebauwesens etc. Darüber hinaus finden sich hier die Protokolle des Estländischen Landratskollegium bis zum 15. April 1918, die sich ebenfalls überwiegend auf den schriftlichen Geschäftsverkehr der Ritterschaft beziehen. Die Veröffentlichung wird durch ein Personen- und Sachregister, durch eine Konkordanz der deutschen und estnischen Ortsnamen sowie durch ein Glossar für den Benutzer erschlossen.

Trotz komplizierter Zeiten sind im Protokollbuch keine bemerkenswerten Unterbrechungen zu verzeichnen. Zwar ist im Dezember 1918, als zu befürchten war, dass Tallinn von der Roten Armee eingenommen werden könnte, ein Teil der Dokumente in der Ritterschaftskanzlei vernichtet worden. Diese Materialien konnten auf der Grundlage der Dokumente, die in den 1930 erschienenen Erinnerungen von Dellingshausens veröffentlicht wurden, zum Teil immerhin rekonstruiert werden. Allerdings sind im

Hinblick auf die Darstellung der politischen Umbrüche, von denen die Ritterschaft in diesen Jahren betroffen war, gerade die Reaktionen auf die Gründung der Republik Estland kaum greifbar. Der Ausdruck „die Estnische Republik“ bzw. „die Republik Estland“ ist in den Urkunden der Ritterschaft nicht anzutreffen, abgesehen von der einmaligen Erwähnung von Premierminister Konstantin Päts (S. 588) und der „Estn. Regierung“ (S. 594). So dürfte der Leser, der mit den damaligen Verhältnissen weniger vertraut ist, darüber im Unklaren bleiben, was aus der Ritterschaft geworden ist. Das letzte im Sammelband publizierte Dokument – das Protokoll der Sitzung des Ritterschaftlichen Ausschusses vom 15. Juni 1920 – erwähnt mit keinem einzigen Wort die Auflösung der Ritterschaft. Nur ein einziges Mal wird im genannten Protokoll „die Aufhebung der Stände“ erwähnt. Zu den Ereignissen des Jahres 1920 werden auch im Vorwort keine näheren Erläuterungen gegeben.

Wenn auch der Wunsch der Herausgeber, die Ritterschaftsprotokolle aus den früheren Jahren ebenfalls zu publizieren, durchaus begrüßenswert ist, so wäre es sicherlich erforderlich, auch die Dokumente anderer Regierungsinstitutionen, die sich auf die Tätigkeit der Ritterschaft beziehen und diese beeinflusst haben, zu veröffentlichen. Solch ein Vorgehen würde die in der vorliegenden Sammlung gut dokumentierten internen Reaktionen der Ritterschaft vortrefflich ergänzen und zu ihrem besseren Verständnis beitragen.

MATI LAUR

Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939–1945 im Warthegau (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 29). Hrsg. von ECKHART NEANDER und ANDRZEJ SAKSON. Verlag Herder-Institut. Marburg 2010. 130 S. ISBN 9783879693672.

Dieses schmale Bändchen, das aus einer Tagung hervorgegangen ist, die von der Darmstädter Deutsch-Baltischen Gesellschaft und dem *Instytut Zachodni* im Oktober 2009 in Poznań veranstaltet worden ist, beschäftigt sich mit einem Thema, das lange vernachlässigt wurde: Die Ansiedlung der deutschbaltischen Umsiedler im deutsch besetzten Polen. Um es gleich vorweg zu nehmen, als wissenschaftliche Analyse der Vorgänge im so genannten Warthegau, die ja nicht allein die Umsiedler aus Estland und Lettland betrafen, kann dieser Band nur teilweise empfohlen werden. Die Ansätze der hier versammelten Beiträge sind einfach zu unterschiedlich,

doch lag genau darin die Absicht der Organisatoren: Zeitzeugen sollten mit Experten zusammentreffen. Zudem ging es bei dieser Veranstaltung auch um den im Titel angedeuteten Komplex der begrifflichen (oder gar juristischen) Einordnung des Geschehens – Flucht, Vertreibung, Emigration, Umsiedlung? Dass hier persönliche Erinnerung und akademische Klassifizierung nicht zuletzt aus politischen Gründen auseinanderklaffen können, war den Beteiligten sicherlich klar. Eigentlich kann man es nur bedauern, dass die Publikation über die Diskussionen während der Tagung schweigt.

Es gibt leider keine fundierte Einleitung in diesen Band. Als Ersatz sind recht persönlich gehaltene Texte der beiden Herausgeber vorangestellt, bei denen es sich um ihre kaum bearbeiteten Eröffnungsansprachen handeln dürfte. Vieles bleibt unklar: Im Band findet man Einschätzungen, die sich diametral widersprechen, weil sie den diversen Perspektiven auf das Geschehen entstammen: Gab es vor allem einen deutsch-polnischen Gegensatz – der deutsch-jüdische spielt hier nur eine untergeordnete Rolle – oder verliefen die Fronten zwischen den diversen deutschen Gruppen? Waren die Deutschbalten den Polen gegenüber „anständig“ oder spielten sie sich als „Herrenmenschen“ auf? Haben sie sich vor Ort bereichert oder doch vor allem vieles verloren? Standen die vor dem Krieg in Polen beheimateten Deutschen ihren Nachbarn eher bei oder war offen bekundete Solidarität selten? Beide Feststellungen finden sich im Beitrag von Markus Krzowska (S. 79, 82), während Anna Ziółkowska extra betont, dass die Volksdeutschen nicht selten „eifertiger“ als die so genannten Reichsdeutschen in der Umsetzung der anti-polnischen Diskriminierungen gewesen seien (S. 97).

Liest man diesen Band von vorne bis hinten, irritieren die unvorbereiteten Stilwechsel. Auf die Eröffnungsreden der Organisatoren folgt eine streng wissenschaftlich argumentierende Analyse der nationalsozialistischen Umsiedlungspolitik im besetzten Polen von Markus Roth. Deutlich wird die Rolle der individuellen Machtträger im Kontext der NS-Besatzung angesprochen, denn im Falle des „Warthegaus“ stand mit Arthur Greiser ein fanatischer Anhänger Himmlerscher Ideen an der Spitze der Region, der einen Mustergau, eine „blonde Provinz“ (Himmler) schaffen wollte. Allerdings bricht Roths Analyse recht unvermittelt 1942 ab – und der nächste Beitrag von Andrzej Sakson behandelt Augenzeugenberichte von Polen. Es hätte sich u.U. angeboten, den ebenfalls auf die nationalsozialistischen Verwaltungs- und Terrorstrukturen eingehenden Beitrag von Klaus-Peter Friedrich, der vor allem die allmähliche Radikalisierung der Judenpolitik thematisiert, gleich im Anschluss an Roths Artikel zu bringen. Dank seiner differenzierten Arbeit mit den Quellen gelingt es Friedrich nämlich, in aller gebotenen Kürze die bekannten Abläufe, die zur Ghettoisierung aus ökonomischem Kalkül und später zur Vernichtung führten, darzustellen. Am Ende bleibt ihm nur der Hinweis, dass der Anteil der Überlebenden des deutschen Terrorsystems in etwa dem Anteil der in der Nachkriegszeit für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogenen Täter entspricht.

Auf Saksons eindrückliche Veranschaulichung der Situation der Opfer folgt wiederum ein methodisch etwas fragwürdiger Beitrag von Jana Elena Bosse, die eine zufällige Auswahl von wenigen auskunftsbereiten Deutschbalten nach ihren Erlebnissen im Warthegau befragt hat. Leider geht ihre Zusammenstellung einiger bemerkenswerter Zitate kaum auf dahinterliegende Verdrängungsprozesse einer mehr oder weniger bewussten Erinnerungsarbeit ein. Zumindest in der Erinnerung ist den Respondenten der Kontext ihrer Ansiedlung in noch „warme Betten“ – die Vertreibung der polnischen und jüdischen Bevölkerung – schon damals nicht unbemerkt geblieben. Im anschließenden Text werden dann von Maria Rutowska endlich die Hintergrundinformationen über die Aussiedlung von Polen und Juden in das Generalgouvernement in den Jahren 1939 bis 1941 geliefert, die schon für den Beitrag von Sakson notwendig gewesen wären.

Matthias Schröder und Markus Krzoska befassen sich auf der Basis gedruckten Materials mit der Frage der Deutschen im Warthegau. Während sich Schröder auf die deutschbaltische Erfahrung konzentriert, analysiert Krzoska die Rolle der so genannten Volksdeutschen. Beide Texte zeichnen sich dadurch aus, dass sie die von ihnen benutzten Begrifflichkeiten reflektieren, was Krzoska am Terminus „Volksdeutsche“ vorführt. Deutlich stellt er zudem heraus, wie uneinheitlich und zerstritten die diversen Gruppen der Deutschen vor Ort waren, wo selbst Hitler-Anhänger mit Greisers Politik nicht einverstanden sein mussten und zumindest theoretisch auch ein polnischer Katholik zum „Volksdeutschen“ aus Bekenntnis werden konnte. Während Greiser als typischer Vertreter einer rassistischen Zivilisierungsmission nicht einsehen mochte, wie wenig deutschumsfixiert die lokalen Deutschen waren, wehrte er die Führungsansprüche der Deutschbalten, die als Nutznießer der Ansiedlung galten, mit der Bemerkung ab, man solle sich „vom siebenhundertjährigen Herrentum“ nicht blenden lassen – schließlich gebe es im neuen Deutschland nur ein Herrentum der Leistung (S. 75).

Schröder wiederum hinterfragt das auf Dietrich André Loeber zurückgehende Wort von der „diktierten Option“ in Bezug auf die Umsiedlung. Für den Autor ist dies zwar ein „gelungenes Schlagwort“, aber doch keine „zutreffende Typologisierung“ (S. 61). Allerdings bleibt etwas unklar, was er selbst demgegenüber vorschlagen würde: Mit Recht kritisiert er, die Deutschbalten primär als Opfer der Zeitläufte zwischen den Diktatoren zu sehen, und betont die Entscheidungsmöglichkeit, sich der Umsiedlung „heim ins Reich“ zu entziehen; diese Möglichkeit nun ausgerechnet mit dem im Dritten Reich nicht wohl gelittenen Paul Schieman zu illustrieren, überzeugt indes nicht wirklich. Der vom Autor behauptete Widerspruch zur „diktierten Option“ wird so nicht ganz deutlich. Ein weiterer Beitrag von Hubert Orłowski beschäftigt sich mit den wenigen Texten deutschbaltischer Erinnerungsliteratur über die Situation im Warthegau. Ohne dem Thema entscheidende Nuancen abzugewinnen, ist doch der

Eindruck maßgeblich, dass es der Schock des Heimatverlustes war, den diese Texte prägen, und nicht so sehr die realen Zustände im Warthegau.

Anna Ziólkowska schließlich schildert die entsetzliche Situation der Polen, wobei sie sich neben den entsprechenden Zitaten der NS-Führung auf die polnische Forschung stützt. Leider ist ihre Darstellung wiederum recht summarisch und vermag kaum zwischen polnischen und jüdischen Schicksalen zu differenzieren, auch wenn Letztere fast schon pflichtschuldigst immer wieder mitgenannt werden. Der Band schließt mit einem Beitrag von Zbigniew Mazur und Andrzej Sakson über die Ereignisse im Warthegau im polnischen kollektiven Gedächtnis, der vor allem längere Zitate aus der Presse bietet.

So bleibt insgesamt ein zwiespältiger Eindruck, denn es handelt sich bei diesem Band um ein Sammelsurium von Texten, das nur mit Mühe ein Gesamtbild entstehen lässt. Hier wäre eindeutig mehr editorische Sorgfalt angebracht gewesen, und die Herausgeber hätten sich vielleicht zu einem gemeinsam verfassten Nachwort durchringen können, um in der Rückschau den Ertrag der Tagung zusammenzufassen. Warum einige Texte von „Baltendeutschen“, andere – wie im Buchtitel – von „Deutschbalten“ sprechen, bleibt ebenso unkommentiert wie der unsystematische Gebrauch der diversen Ortsnamen. Eine Karte hätte die Benutzung des Bandes zudem erheblich erleichtert.

KARSTEN BRÜGGEMANN

SVEN JÜNGERKES: *Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen* (Historische Kulturwissenschaft, 15). UVK Verlagsgesellschaft mbH. Konstanz 2010. 575 S. ISBN 9783867642705.

*Doch die Verwaltungskunst ist eine seltne Gabe.
Der Könner sie verlangt nicht nur beim eignen Stabe.¹*

Das Buch von Sven Jüngerkes beruht auf einer Dissertation, mit der der Autor 2009 an der Universität Konstanz promoviert wurde. Die als Motto gewählten Zeilen umreißen recht deutlich das Thema des Werks:

¹ Die Strophe stammt aus einem längeren Spottgedicht, das gegen die Verwaltungspraxis des berühmten ostpreußischen Gauleiters Erich Koch von anonymen Mitarbeitern der deutschen Besatzungsverwaltung im Ostland im September 1944 verfasst wurde (S. 517f.); Koch wirkte im Herbst 1944 kurzfristig als Reichskommissar für das Ostland, nachdem sein eigenes Reichskommissariat Ukraine von der Roten Armee zurückerobert worden war.

die deutsche (Besatzungs-)Verwaltungskultur, die unendlichen Kompetenzstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Besatzungsbehörden und die allmächtige Bürokratie. Aber der Autor zielt nicht nur auf eine historische Beschreibung und Analyse der Okkupationsverwaltung. Er versucht auch die „Theorienangebote“ aus dem Umfeld der funktional-strukturellen Systemtheorie von Niklas Luhmann und des prozesstheoretischen Ansatzes von Karl Weick für die Analyse historischer Phänomene fruchtbar zu machen. Als Historiker sind die Kenntnisse des Rezensenten auf dem Gebiet der Luhmannschen Systemtheorie und des Weickschen prozesstheoretischen Ansatzes nicht hinreichend, um über Erfolg oder Misserfolg dieser Analyse zu entscheiden. Obwohl der Autor hier und da den Leser mit Luhmanns theoretischen Standpunkten bekanntzumachen versucht, scheint auch ihm selbst diese Theorie nicht ausreichend klar geworden zu sein. Es ist die Ursache für einen der Hauptmängel des Buches und macht dessen Lektüre zu einer schweren und manchmal auch recht langweiligen Aufgabe.

Der Autor konzentriert sich auf die Besatzungsverwaltung in Lettland. Einerseits ist diese Entscheidung verständlich, denn Lettland liegt inmitten des Baltikums und seine Hauptstadt Riga war das Zentrum der Besatzungsverwaltung des Reichskommissariats. Hier befanden sich die höheren Dienststellen und Stäbe sowohl der Zivilverwaltung (Hauptsitz des Reichskommissars für das Ostland, Hinrich Lohse), als auch der Polizei: 1) des Höheren SS- und Polizeiführers; 2) des Befehlshabers der Ordnungspolizei; 3) des Befehlshabers der Sicherheitspolizei und SD im Reichskommissariat Ostland, aber auch der rückwärtigen Dienststellen der Wehrmacht und der Waffen-SS. Dazu kamen noch unzählige andere Behörden von den Wirtschafts- und Transportdienststellen bis zu den Verbindungsoffizieren der verschiedenen Reichsministerien und Wehrmachtzweige. Andererseits jedoch erschwert eine solche geografische Konzentration die Aufgabe des Autors erheblich. Die meisten Dienststellen, die in Riga lagen, waren für das gesamte Ostland vorgesehen, also auch für die Generalkommissariate Estland, Litauen und Weißrussland. So ist der Titel des Buches einigermaßen irreführend – die Hoffnung des Rezensenten, Genaueres über das Generalkommissariat Lettland und die entsprechenden Polizeidienststellen zu erfahren, wurde enttäuscht. Das Buch beschäftigt sich im Großen und Ganzen nur mit den Dienststellen des Reichskommissariats Ostland, wobei die Beispiele aus der Praxis hauptsächlich Lettland und besonders Riga betreffen. Obwohl es erklärtes Ziel des Verfassers ist, auch die Beziehungen zwischen verschiedenen Verwaltungsebenen der Zivilverwaltung zu analysieren, fehlt es zur Orientierung an einer Tabelle oder Skizze, um die komplexe Struktur der Verwaltungsstufen dem Leser deutlich zu machen.

Jüngerkes teilt seine Studie in fünf Teile und neun Kapitel, die noch über Unterkapitel verfügen. Der erste Teil bietet einen gründlichen Überblick

über die vorhandene Forschungsliteratur und die genutzten Archivquellen. Der Autor hat die meisten einschlägigen deutsch- und englischsprachigen Bücher, Quellenpublikationen und Archive durchgearbeitet. Vielleicht hätte man auch die damalige deutschsprachige Presse in Ostland analysieren können. Doch sind die Bereiche, die den Verfasser interessieren, auch mit Hilfe der Archivmaterialien hinreichend abgedeckt.

Leider konnte Jüngerkes aufgrund seiner unzureichenden Sprachkenntnisse weder lettische noch russische Studien und Quellen benutzen. Es ist durchaus der Frage wert, ob es überhaupt möglich ist, eine Besatzungsherrschaft einzig durch den Blick des Besetzers zu erforschen und zu beurteilen. Auch wenn die sowjetische Literatur tendenziös war und die exillettischen Arbeiten veraltet sind, gibt es zahlreiche neuere Forschungen auf Lettisch, die dem Autor unbekannt blieben – und daher auch den Lesern seiner Arbeit. Natürlich haben lettische Autoren auch auf Englisch oder Deutsch veröffentlicht, man denke nur an die Klassiker Andrew Ezergailis und Kārlis Kangeris, ganz zu schweigen von dem Finnen Seppo Myllyniemi, doch sind manche Arbeiten der jüngeren lettischen Historikergeneration nur auf Lettisch vorhanden. Ähnliches wäre auch über die Archivquellen zu sagen: Der Autor konnte nur deutschsprachige Archivalien benutzen, obwohl in den einschlägigen Archiven auch eine große Menge an lettischsprachigen Akten vorhanden ist.

Während des letzten Jahrzehnts haben lettische Historiker versucht, ihre neuesten Forschungsergebnisse auch dem ausländischen Publikum zu vermitteln. Das 2006 erschienene Buch „History of Latvia. The 20th Century“² fasst den damaligen Forschungsstand zusammen, doch hat der Autor dieses Buch offenbar nicht benutzt. Auch hätte sich ein Blick in die Veröffentlichungen der lettischen Historikerkommission und in die Jahrbücher des lettischen Okkupationsmuseums gelohnt, in denen sich einige englischsprachige Artikel befinden.³

Vielleicht suchte der Rezensent in diesem Buch aber auch nach etwas, was den Autoren gar nicht interessierte, spricht doch der Untertitel von einer „Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen“. Das Ziel des Autors war somit möglicherweise keine Geschichte der deutschen Okkupation in Lettland, sondern die Analyse des deutschen Verwaltungsmechanismus in Lettland.

² DAINA BLEIERE, ILGVARS BUTULIS, INESIS FELDMANIS u.a., *History of Latvia. The 20th Century*, Riga 2006.

³ *Latvijas Vēsturnieku komisijas raksti* [Arbeiten der Historikerkommission Lettlands], bis heute 26 Folgen, von denen die letzten 16 auch als pdf-Dokument im Internet zugänglich sind (http://www.president.lv/pk/content/?cat_id=2766, letzter Zugriff 10.9.2011); *Latvijas Okupācijas Muzejs Gadagrāmata / Yearbook [of] the Museum of the Occupation of Latvia*. Siehe z.B. den Band zum Jahr 2004, *Cīņa par Baltiju / Battle for Baltic*, hrsg. von HEINRIHS STRODS, Riga 2005 (*Latvijas Okupācijas muzeja Gadagrāmata*, 2004).

Neben dem Überblick über die deutsch- und englischsprachige Fachliteratur und die deutschsprachigen Archivquellen in deutschen, lettischen und zum Teil auch in russischen Archiven bietet der erste Teil ein langes Kapitel über die Geschichte Lettlands vor der deutschen Besetzung im Juli 1941, das auch einen konzentrierten Überblick über die deutsche Besetzung Lettlands während des Ersten Weltkrieges enthält. Obwohl man versucht ist, die nationalsozialistische Besetzung als ein völlig unikales Phänomen zu betrachten, hatten die Kämpfe in Baltikum in der Endphase des Ersten Weltkrieges z.B. im Gedankengut der Freikorps einen besonderen Platz, und auch die Verwaltungserfahrung des Oberost-Besatzungsregimes ging nicht ganz spurlos verloren. Einige kleine Fehler stören diese gute Zusammenfassung nicht: „Warro“ statt „Werro“, „Winning“ statt „Winnig“ (S. 43). Es ist auch nicht richtig zu behaupten, dass das am 15. Juli 1940 gewählte Parlament ausschließlich aus Kommunisten bestand (S. 57). Zum einen war dies kein Parlament im eigentlichen Sinn des Wortes, da die so genannten Wahlen von den sowjetischen Besatzern manipuliert worden waren, und zweitens waren nicht alle Mitglieder dieses Marionettenparlaments Mitglieder der kommunistischen Partei.

Der zweite Teil des Buches ist den Strukturen der Besatzungsverwaltung in Lettland gewidmet. Es beginnt mit der Planung der Besetzung während und nach „Barbarossa“, gibt einen Überblick über die Geburtsfehler und die weitere Entwicklung von Alfred Rosenbergs Ostministerium und schildert vielleicht zu detailliert die einzelnen Dienststellen im besetzten Lettland. Für viele Forscher beginnt und endet die zivile Besatzungsverwaltung mit den Reichs-, General- und Gebietskommissariaten und den schon genannten Polizeidienststellen, hauptsächlich in Hinblick auf den Holocaust. Aber so einfach war es nirgends. Für viele Leserinnen und Leser dürfte die Präsenz der großen Anzahl unterschiedlicher Wirtschaftsinstitutionen in Ostland völlig neu sein; es gab sogar eine Niederländische Ostkompanie, die bedeutende Interessen im besetzten Baltikum verfolgte. Der Verfasser fügt kurze Lebensläufe der wichtigsten Personen ein, die jedoch etwas ausführlicher hätten ausfallen können. Schließlich steigerte das „Führerprinzip“ deutlich die Bedeutung von persönlichen Qualitäten und Mängeln. Da der Autor sich hauptsächlich mit den deutschen Dienststellen beschäftigt, werden die „einheimische“ Verwaltung und andere lettische Institutionen in den Hintergrund gedrängt.

Verhältnismäßig große Aufmerksamkeit widmet der Autor indes den lettischen und estnischen Polizei- und Militäreinheiten. Dabei heißt es: „Im Januar 1942 erließ die SS einen Aufruf an die lettische Bevölkerung, sich freiwillig zum Dienst in den Schutzmannschaften zu melden“ (S. 155). Der Autor hätte hier die präzisere Definition „SS- und Polizeiführer“ gebrauchen sollen, da die allgemeine SS keine Zuständigkeit in dieser Hinsicht in Lettland hatte und die Werbung in die Waffen-SS erst ein Jahr später begann. Zum Oktober 1942 schreibt Jüngerkes, die „meisten

Ordnungspolizeieinheiten im Baltikum“ seien in Estland stationiert gewesen, „nämlich 7 584“ (S. 151). Es handelt sich um ein Missverständnis, da die Sicherheitslage im Estland nicht so gefährdet war, dass man dort eine ganze Brigade von deutschen Ordnungspolizisten gebraucht hätte. Möglicherweise handelt es sich hier um die Soldaten und Offiziere der SS- und Polizei-Kampfgruppe Jeckeln, die seit März 1942 an der Leningrader Front standen und vielleicht im Oktober in Estland auf Urlaub waren oder andere Aufgaben erfüllten. Dieses Beispiel zeigt erneut, dass exakte Zahlen in den lückenhaften Archivquellen, so faszinierend für den Historiker, nur mit größter Vorsicht zu behandeln sind, da die Bedeutung des Zufalls in der Geschichte immer schon groß war und sich der Teufel bekanntlich stets im Detail zu verbergen pflegt.

Der dritte Teil „Zivilverwaltung im Krieg – Fallstudien zur Arbeitsweise“ ist der Kern der Abhandlung – und damit auch ihr längster Abschnitt. Hier gibt der Verfasser einen sehr detaillierten Überblick über das Wirken der nationalsozialistischen Verwaltungsbürokratie in Ostland und besonders in Riga, in den wiederum die Paragraphen der Luhmannschen Thesen geflochten sind. Nur ein Beispiel hierfür: „Wer mit Hilfe der Rangordnung seine Konzeption durchsetzt, der polarisiert immer. Er macht sonst nur latent vorhandene Machtstrukturen sichtbar und sorgt dafür, dass eine zunächst polyvalente Situation binarisiert wird: Es gibt nur entweder/oder, Gewinner und Verlierer. Das ist letztlich die Basis jeder Rangerwägung“ (Anm. 140, S. 254). Für einen Historiker aber ist hier anderes interessant – die vielfältige Palette von Personen, Situationen und Ereignissen, die eine detaillierte Einsicht in das Wirken der Bürokratie in Riga bieten. Das Kapitel „Streit um Riga – Verwaltung, Personal, Konflikte“ schildert auf 50 Seiten die Kämpfe des kommissarischen Oberbürgermeisters und Gebietskommissars von Riga, Hugo Wittrock (1873–1958), um die Stärkung seiner Position gegen andere Dienststellen der Zivilverwaltung. Wittrock war auf Ösel geboren worden und hatte bis zu seiner Emigration nach Königsberg 1936 in Riga gewirkt, zunächst als Kommunalbeamter und später, in der Republik Lettland, in der Versicherungsbranche. Er hatte bereits an der deutschen Okkupation während des Ersten Weltkrieges mitgewirkt, als er Referent des Generalstabschefs beim Kaiserlichen Gouverneur in Riga war. Sein Rückhalt, den er gut zwanzig Jahre später beim Minister für die besetzten Ostgebiete Rosenberg genoss, erklärt sich auch daraus, dass beide der Korporation Rubonia am Rigaer Polytechnikum angehört hatten, obwohl Wittrock fast 20 Jahre älter war als sein Dienstvorgesetzter. Dieses ausgezeichnete Unterkapitel schildert die Verwaltungstätigkeit und die Beziehungen zwischen den Personen in einer Situation der Unklarheit, die zum Teil auch damit verbunden war, dass endgültige (politische) Entscheidungen bis zum „Endsieg“ vertagt wurden.

Ein nahezu amüsanter Intermezzo bietet das Kapitel „Konflikte an der Peripherie“, das den menschlichen Schwächen und kleinlichen Konflikten

der Mitarbeiter der Besatzungsverwaltung gewidmet ist. Obwohl sich der Verfasser an eine streng wissenschaftliche Betrachtungsweise zu halten versucht, vermag er die diversen Situationen lebendig darzustellen. Erstens schildert er die Auseinandersetzung zwischen Mitgliedern der Wehrmacht und der Waffen-SS am Beispiel des Feldkommandanten von Dünaburg, Generalmajor Hans Küpper, der den Leiter der Außenstelle der Sicherheitspolizei und SD, SS-Hauptsturmführer Schiele, in recht frecher Form beleidigt hatte. Die Konfliktsituation wurde durch die Einmischung höherer Behörden zunächst bereinigt, doch im Grunde nur suspendiert. Zweitens untersucht Jüngerkes die Herrenmenschenattitüde mancher Mitglieder der Besatzungsdienststellen in Bezug auf die Letten. Die Besatzung wirkte sich auch auf die Besatzer negativ aus. So konstatiert er, dass vor allem „dort, wo Land und Bevölkerung als minderwertig galten und die Menschen von den Besatzern praktisch als Freiwild angesehen wurden, die moralischen Maßstäbe in teilweise ungewöhnlichem Ausmaße [erodierten]“ (S. 396). Eine Feststellung, die auch in Hinblick auf spätere Kriege ihre Gültigkeit nicht verloren hat.

Eine Betrachtung der deutschen Besatzung ohne das Thema Holocaust wäre nicht vollständig. Jüngerkes widmet ihm das vorletzte Kapitel des dritten Teils, in dem er sich auf Lettland konzentriert. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung war in den Grenzen des heutigen Baltikums in Litauen besonders groß (Gouvernements Kowno und Wilna des Russischen Reichs), aber auch in Kurland und in Riga. Während Estland schon in Januar 1942 auf der Wannseekonferenz für „judenfrei“ erklärt worden war, waren die Zahlen der ermordeten ortsansässigen Juden in Litauen und Lettland besonders hoch. Zudem wurden Tausende Juden aus Deutschland, der Tschechoslowakei und Frankreich nach Lettland transportiert. Die Ermordung der Juden in Lettland erfährt eine detaillierte Schilderung. Trotz des eklatanten Arbeitskräftemangels dominierte die Ideologie der „Endlösung der Judenfrage“, so dass die meisten lettischen Juden schon zu Beginn der Besatzungszeit vernichtet wurden. Nach dem Krieg wurde die Schuld meistens der Einsatzgruppe A, der SS und Polizei, der Sicherheitspolizei und SD sowie den lettischen Schutzmannschaften zugeschrieben. Der Höhere SS- und Polizeiführer Ostland, SS-Obergruppenführer Friedrich Jeckeln, wurde nach dem Krieg an die UdSSR ausgeliefert, in Riga 1946 zum Tod verurteilt und dort öffentlich gehängt. Die Mitglieder der Zivilverwaltung jedoch konnten die Beschuldigung, an den Mordaktionen beteiligt gewesen zu sein, vermeiden. Jüngerkes kann dagegen zeigen, dass auch viele der zivilen Mitarbeiter an den Hinrichtungen teilgenommen hatten bzw. zumindest von ihnen wussten. Dasselbe gilt im Kontext des lettischen Beispiels aber auch für viele Offiziere und Soldaten der Wehrmacht.

Lettland war bis zum Ende des Krieges in Europa Kriegsschauplatz – die Heeresgruppe Kurland, die Reste der Heeresgruppe Nord, kapitulierte

im Mai 1945 in Kurland sogar erst, nachdem sich die meisten Truppen in Deutschland bereits ergaben hatten. Im kurländischen Kessel wirkten neben dem Militär auch die zivilen Besatzungsbehörden weiter – die Gebietskommissare in Libau und Windau –, doch in enger Zusammenarbeit mit den militärischen Stellen. Zu ihren Aufgaben gehörten u.a. die Gesundheitsfragen und der Holzeinsatz. Eine Überraschung für den Rezensenten war, dass auch estnische Förster in Kurland tätig gewesen sein sollen (S. 530). Worauf sich dieser Hinweis stützt, bleibt leider unerfindlich.

Dem „Endspiel“ in Kurland ging aber die Evakuierung im Herbst 1944 voraus, die das eigentliche Ende des Reichskommissariats und damit der Zivilverwaltung darstellte, auch wenn viele Beamte ihr Dienstverhältnis bis zum Ende des Krieges aufrechterhielten. Die Evakuierung war eine gewaltige Operation, da nicht nur deutsche zivile und militärische Dienststellen und Einheiten samt Waffen und Gerät evakuiert wurden, sondern auch viele lettische und estnische Zivilpersonen mitgenommen wurden, wobei all dies während der Offensive der Roten Armee durchgeführt werden musste. Einerseits unterlag die Evakuierung selbstverständlich der altbekannten Kriegstaktik der verbrannten Erde oder, wie es 1944 hieß, den so genannten ARLZ-Maßnahmen, deren Abkürzung für „Auflockerung, Räumung, Lähmung, Zerstörung“ stand. Von einer Zwangsevakuierung der lokalen Bevölkerung kann man allerdings nur mit einiger Zurückhaltung sprechen – viele Letten und Esten sahen sie mit Recht als Rettung von der heranrückenden Roten Armee und der Rückkehr der Sowjetmacht an; wer bleiben wollte, war frei, dies auch zu tun. Es gab noch einen dritten Weg – die Flucht nach Schweden, die von Zehntausenden auch gewählt wurde, trotz der stürmischen Ostsee und der Gefahr, die von der Kriegsmarine oder der sowjetischen Baltischen Flotte drohte. Die genauen Zahlen der Evakuierten und Flüchtlinge sind bis heute nicht bekannt. Für Estland geht man von über 70 000 bis 80 000 Menschen aus, die nach Schweden flüchteten oder nach Deutschland evakuiert wurden. Aufgrund eines Dokuments aus dem August 1944 schreibt der Autor, dass allein aus Estland „mindestens 150 000 Menschen bereits ins Reich geflüchtet“ waren (S. 520). Diese Zahl ist jedoch höchst zweifelhaft. Es gab Ende 1941 weniger als 1 000 000 Einwohner in Estland, von denen im November 1944 vielleicht 900 000 geblieben waren. Angesichts der großen statistischen Probleme ist es nicht glaubhaft, dass bereits im August 1944 150 000 Menschen nach Deutschland geflüchtet waren, da die meisten Zivilflüchtlinge erst in September Estland verlassen hatten. Die journalistische Regel, der zufolge jeder Fakt wenigstens von zwei Quellen bestätigt sein muss, gilt auch für die Historikerzunft.

Zusammenfassend muss man sagen, dass das große Werk des Verwaltungshistorikers Sven Jüngerkes auch Mainstream- und Militärhistorikern viel zu bieten hat. Die Verwaltungsstruktur und -praxis, die Personen und ihre Beziehungen untereinander werden in diesem Buch erschöpfend

analysiert. Die Erforschung der Besatzungsverwaltung in Ostland und besonders in Lettland ist damit um eine bedeutende Ergänzung reicher. An dieser Studie wird man in diesem Bereich zukünftig nicht herumkommen. Leider aber haben Verfasser und Verlag die Nutzung des Buches unnötig erschwert – der Stil ist teilweise schwerfällig und langatmig, ohne Tabellen und Skizzen wird der Leser ziemlich allein gelassen. Zudem fragt man sich, warum bei einer Arbeit dieser Kategorie auf das entscheidende Element der Benutzbarkeit verzichtet wurde – das Fehlen eines Personenregisters ist unverzeihlich.

TOOMAS HIIO

KATRIN REICHELT: *Lettland unter deutscher Besatzung. Der lettische Anteil am Holocaust* (Dokumente – Texte – Materialien, Bd. 78). Verlag Metropol. Berlin 2011. 428 S. ISBN 9783940938848.

Die Dissertation Katrin Reichelts stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Holocaust in Lettland und zur Beteiligung von Letten dar, doch lässt sich leider eine Reihe von Schwachpunkten nicht übersehen. Zuerst mag der Leser sich fragen, ob nach den 25 Bänden der lettischen Historikerkommission, die sowohl die deutsche Okkupation als auch die Sowjetherrschaft behandeln, sowie den Arbeiten von Andrew Ezergailis¹, Björn Felder² und anderen noch zahlreiche neue Erkenntnisse zu erwarten sind. Die Antwort lautet eindeutig „ja“. Die Autorin hat ihre Forschung auf eine breite Quellengrundlage gestellt und in 21 verschiedenen Archiven in Lettland, Deutschland, Russland, Weißrussland, Litauen, den USA und Großbritannien gearbeitet. Da sie sowohl Lettisch als auch Russisch beherrscht, stützt sie sich nicht nur auf die deutschsprachige Überlieferung, allerdings spielt diese die wichtigste Rolle. Neben zeitgenössischen Dokumenten der deutschen Besatzungsbehörden und lettischer Institutionen nutzt sie Akten der westdeutschen und der sowjetischen Staatsanwaltschaft, KGB-Unterlagen oder Berichte jüdischer Überlebender. Reichelt greift dabei zwar auf die veröffentlichten Erinnerungen von Juden zurück, nicht jedoch auf die Memoiren „gewöhnlicher“ Letten über die Kriegszeit. Nun haben die lettischen Täter wohl kaum aussagekräftige

¹ ANDREW EZERGAILIS: *The Holocaust in Latvia 1941–1944*. The Missing Center, Riga und Washington D.C. 1996.

² BJÖRN FELDER: *Lettland im Zweiten Weltkrieg. Zwischen sowjetischen und deutschen Besatzern 1940–1946*, Paderborn 2009.

Erinnerungen hinterlassen, aber es wäre schon hilfreich, um die damalige Situation zu verstehen, sich auch darum zu kümmern, wie „gewöhnliche“ Leute die Kriegszeit in Lettland erlebt haben. Reichelt stützt sich auf eine breite Literaturgrundlage, jedoch ignoriert sie zahlreiche neuere Forschungen zu den Nachbarländern Estland und Litauen. Wegen der Ähnlichkeit der Umstände wäre es aber hilfreich gewesen, diese Arbeiten³ heranzuziehen, insbesondere jedoch Anton Weiss-Wendts kontroverse Studie über den Holocaust in Estland.⁴ Die Historiografie zu Lettland selbst ist jedoch gründlich eingearbeitet und die Autorin befindet sich in einem ständigen Dialog mit der Forschung.

Reichelts Monografie ist logisch aufgebaut und in 13 Kapitel untergliedert, die einem chronologisch-thematischen Zugang folgen. Die Verfasserin schreibt einen gut lesbaren Stil, wenn man von vereinzelt missglückten Formulierungen absieht, wie etwa der Bezeichnung eines lettisch-sowjetischen Pakts als Gesetzestext (S. 54). Eine erste Schwachstelle findet sich in den zwei historisch-einführenden Kapiteln. Wenn die Autorin den „lettischen Anteil am Holocaust“ herausarbeiten möchte, dann sollte der Leser mehr über die Letten und ihre Geschichte erfahren. Im ersten Kapitel geht sie auf einer sehr knappen Literaturbasis auf die Geschichte der Juden in Lettland bis 1918 ein und im zweiten auf das lettisch-jüdische Verhältnis in der Zwischenkriegszeit. Dabei unterlaufen ihr kuriose Fehleinschätzungen. So seien ihr zufolge am Ende des 19. Jahrhunderts die meisten lettischen Bauern noch Analphabeten gewesen (S. 32); an anderer Stelle behauptet sie pauschal, die Bauernbefreiung habe in Estland früher begonnen als in Lettland (S. 31), ohne auf die Rolle der Provinzen wie Estland und Livland im Verband des Zarenreiches einzugehen. Was der Leser nicht erfährt ist, dass Letten (und Esten) am Ende des Zarenreiches die am weitesten entwickelten Völker des Russländischen Imperiums waren und während der Phase der Unabhängigkeit eine ungeahnte Expansion des Bildungswesens erlebten, so dass der Eindruck eines spät alphabetisierten und ungebildeten Bauernvolkes im Falle der Letten einfach nicht korrekt ist.

Auch im dritten Kapitel zum ersten Jahr der sowjetischen Herrschaft unterlaufen Reichelt grobe Fehler und sie ignoriert die bahnbrechende

³ Z.B.: KNUT STANG: Kollaboration und Massenmord. Die litauische Hilfspolizei, das Rollkommando Hamann und die Ermordung der litauischen Juden, Frankfurt am Main 1996; Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941, hrsg. von VINCAS BARTUVIČIUS, JOACHIM TAUBER und WOLFRAM WETTE, Köln 2003; Estonia 1940–1945: Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, MEELIS MARIPUU und INDREK PAAVLE, Tallinn 2006; RUTH BETTINA BIRN: Die Sicherheitspolizei in Estland 1941–1944. Eine Studie zur Kollaboration im Osten, Paderborn 2006.

⁴ ANTON WEISS-WENDT: Murder without Hatred. Estonians and the Holocaust, Syracuse 2009. Siehe die Debatte in Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 242–260, mit Beiträgen von OLAF MERTELSMANN, VADIM RÖUK und ANTON WEISS-WENDT.

Arbeit Elena Zubkovas.⁵ Sie verwechselt die lettische Armee mit den *aiszargi*, einer paramilitärischen Formation der Zwischenkriegszeit, die sie auch noch falsch schreibt, berichtet über eine „allgemeine Nationalisierung des Privateigentums“ und eine „Kollektivierung der Landwirtschaft“ (S. 56). Nationalisiert wurden tatsächlich ein großer Teil der Privatunternehmen, die letzten allerdings erst nach dem Krieg, sowie Häuser in der Stadt ab einer gewissen Größe. Das Privateigentum an kleineren städtischen Immobilien sowie Wohnhäusern auf dem Lande blieb bis zum Ende der Sowjetzeit dagegen ebenso wie eine Reihe anderer Formen des Privatbesitzes erhalten. Die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft erfolgte tatsächlich erst ab 1949. Weiterhin spekuliert die Autorin über eine geplante Russifizierung des Baltikums (S. 58f.), obwohl bis 1946 die Grenzen der baltischen Sowjetrepubliken noch weitgehend für Zuwanderer aus den „alten“ Sowjetrepubliken geschlossen waren und auch später eine gewisse Reglementierung die Einwanderung begrenzte. Ausführlich und fundiert diskutiert die Autorin hingegen die Rolle von Juden bei der Sowjetisierung, die zur Herausbildung des Propagandabildes eines „jüdischen Bolschewismus“ mit beigetragen hat.

Auf sicherem Grund bewegt sich Reichelt erst dann, wenn es zur deutschen Okkupation kommt; in einem Ausblick zur Säuberung nach dem erneuten sowjetischen Einmarsch 1944/45 präsentiert sie dagegen veraltete Angaben (S. 391). Dies ist mein größter Kritikpunkt an ihrer Arbeit: Es gelingt ihr leider nicht immer, den historischen Rahmen vor und nach der deutschen Besatzung angemessen darzustellen. Sobald sie zur deutschen Okkupation und dem Holocaust kommt, wird sie sicher in Darstellung und Interpretation und ihr unterlaufen nur noch kleine Fehler wie eine falsche Jahreszahl zur Evakuierung des Konzentrationslagers Stutthof (S. 283).

Im vierten Kapitel untersucht die Verfasserin den Einmarsch der deutschen Truppen und kann überzeugend darlegen, dass es kein Interregnum gab (S. 83), also eine quasi anarchische Periode während des Wechsels von einem Regime auf das nächste, während der lettische Formationen spontane Übergriffe auf Juden durchgeführt haben sollen. Ebenso weist sie die Existenz eines tiefverwurzelten und weitverbreiteten lettischen Antisemitismus zurück, der in Mordtaten gemündet haben soll. Demgegenüber arbeitet sie deutlich den lettischen Anteil an den Gewalttaten im Sommer 1941 heraus.

In den folgenden Kapiteln geht Reichelt gründlich auf die einzelnen Schritte der Judenverfolgung ein, die Massentötungen nach der Festigung der Besatzungsstrukturen, die Ghettoisierung der Überlebenden, den Zwangsarbeitseinsatz der Juden, die lettische Beteiligung an den einzelnen Maßnahmen, die Einweisung am Leben gebliebener Juden ins Konzentrationslager und schließlich die Evakuierung beim teilweisen Abzug der

⁵ ЕЛЕНА Ю. ЗУБКОВА: Прибалтика и Кремль 1940–1953 [Das Baltikum und der Krenl 1940–1953], Москва 2008.

deutschen Truppen. Es würde den Rahmen dieser Rezension sprengen, diese Entwicklungen im Detail nachzuzeichnen. Reichelt schildert sie souverän und ist gezwungenermaßen etwas deskriptiv. Besonders gelungen sind jene Abschnitte, welche die Beteiligung von Letten thematisieren, das Hauptthema ihrer Dissertation.

Das Herzstück ihrer Arbeit bilden zwei Kapitel in denen sie das Verhältnis zwischen der Besatzungspolitik und der Kooperation der Bevölkerung Lettlands analysiert und dann einzelne Tätergruppen im Detail untersucht. Die Deutschen lehnten erste Kooperationsangebote, die auf eine Autonomie oder gar die Wiederherstellung einer lettischen Eigenstaatlichkeit abzielten, ab und verfolgten ihre eigenen kurz- und langfristigen Ziele, wobei sie lettische Institutionen im Rahmen einer Aufsichtsverwaltung kontrollierten und nur geringe Entscheidungsspielräume beließen. Reichelt äußert auf Basis breiter Archivstudien ausgesprochen kluge Überlegungen zu diesen Vorgängen. Besonders wichtig ist das Kapitel zu drei lettischen Tätergruppen, den Mitgliedern des Arājs-Kommandos, der lettischen Ordnungs- und Hilfspolizei sowie der lettischen landeseigenen Verwaltung. Reichelt nutzt wiederholt Vergleiche mit Christopher Brownings wegweisender Studie zum Hamburger Reserve-Polizeibataillon 101⁶ und betont die Freiwilligkeit der Beteiligung von Letten an Mordaktionen. Das Arājs-Kommando diente beispielsweise zeitweilig als rollendes Mordkommando, welches die Juden in kleineren lettischen Städten auf deutschen Befehl hin tötete. Differenziert betrachtet die Autorin die Rolle der lettischen Selbstverwaltung. Abgerundet wird die Monografie durch ein Kapitel über die Solidarität von Letten mit Juden und ein umfangreiches Fazit. Eine Stärke der Studie liegt sicherlich darin, dass Reichelt nicht zu kollektiven Anschuldigungen greift, sondern versucht, ihrem Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden und zu klugen und differenzierten Aussagen bezüglich der lettischen Mittäterschaft am Holocaust kommt wie z.B. im Falle der lettischen Hilfspolizisten.

Zusammenfassend gesagt handelt es sich um einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Holocaust in Lettland, der bedauerlicherweise durch eine Reihe von Schwachpunkten bezüglich des breiteren historischen Rahmens geschwächt wird. Die vorgebrachte Kritik hätte durch eine gründlichere inhaltliche Überarbeitung des Manuskripts vermieden werden können. Bezüglich ihres Hauptthemas überzeugt die Autorin durch solide Quellenkenntnis und ein beständiges Argumentieren mit der Forschungsliteratur.

OLAF MERTELSMANN

⁶ CHRISTOPHER BROWNING: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*, New York 1992.

Mūzika okupācijā. Latvijas mūzikas dzīve un jaunrade 1940–1945 [Die Musik in der Okkupation. Das musikalische Leben und Schaffen in Lettland 1940–1945]. Hrsg. von ARNOLDS KLOTIŅŠ. Literatūras, folkloras un mākslas institūts. Rīga 2011. 695 S., Abb. ISBN 9789934820960.

Der Zweite Weltkrieg stellt den wohl am meisten untersuchten Zeitabschnitt in der lettischen Historiografie der letzten Jahre dar. Tatsächlich veränderte er nicht nur den politischen Weg Lettlands für mehrere Jahrzehnte, sondern beeinflusste auch das soziale und geistige Leben im Land. Auch in der Öffentlichkeit wird derzeit ein intensiver und lebhafter Diskurs über den Zweiten Weltkrieg geführt. Bislang galten dabei Themen als vorrangig, die der politischen Nachfrage, sowohl der lokalen als auch der internationalen, entsprachen: der Holocaust, die sowjetische Okkupation, der Widerstand, die Repressionen und ähnliche Aspekte. All dies zu erörtern, war nicht nur für das historische lettische Staatsbewusstsein, sondern auch für die Integration der Republik in internationale Strukturen wichtig. Bei der Behandlung dieser Themen sind jedoch die Peripetien des sozialen und kulturellen Lebens vernachlässigt worden. Studien, die sich diesen nur scheinbar marginalen Themen widmen, sind für eine facettenreiche Schilderung der Kriegsjahre ebenso wichtig. In letzter Zeit sind mehrere Monografien über das kulturelle Leben unter der deutschen Besatzung veröffentlicht worden, so z.B. die herausragende Arbeit des Kunsthistorikers Jānis Kalnačs über das Theaterleben¹ oder die entsprechenden Abschnitte in einem Sammelband über die Geschichte des lettischen Spielfilms.² Die Kulturpolitik und die wesentlichen Entwicklungen in den Künsten während der Jahre des Kriegs sind jedoch noch immer ein wenig erforschtes Thema.

Diese Lücke will das hier anzuzeigende Buch, das von dem Musikwissenschaftler Arnolds Klotiņš zusammengestellt wurde, schließen. In ihm geht es um die Ereignisse im lettischen Musikleben während der sowjetischen und der deutschen Besatzungszeit. Das hier ausgebreitete faktische Material ist sehr reich, beinahe enzyklopädisch. In den einzelnen Texten, die meist von Klotiņš selbst und von Ilma Grauzdiņa stammen, werden viele Aspekte aus dem Musikleben angesprochen. Doch werden Form und Inhalt des Werkes durch diese Arbeitsweise beeinflusst, denn die Erzählung verliert sich in der Fakten(über)fülle. Klotiņš begründet diesen Umstand damit, dass sein Band sich der „erstmaligen Erforschung des Materials“ annehme (S. 15), wobei das bislang Unbekannte zuerst dargestellt werden

¹ JĀNIS KALNAČS: *Tēlotājas mākslas dzīve nacistiskās Vācijas okupētajā Latvijā 1941–1945* [Das Leben der darstellenden Kunst im von Nazi-Deutschland okkupierten Lettland 1941–1945], Rīga 2005.

² *Inscinējumu realitāte. Latvijas aktierkino vēsture* [Die Realität von Inszenierungen. Die Geschichte des Spielfilms in Lettland], hrsg. von INGA PĒRKONE u.a., Rīga 2011.

müsse; hinter der Repräsentation von Fakten taucht die Interpretation allerdings häufig gar nicht mehr auf.

Der Faktenreichtum, der dem Leser recht positivistisch dargeboten wird, umfasst den Verlauf der wichtigsten Konzertprogramme und Neuaufführungen, er betrifft die Musikausbildung und die Aktivitäten etlicher Musiker sowie viele andere Erscheinungen im Musikleben des Landes. Den Prinzipien der Kultur- bzw. Musikpolitik, deren Ursprünge in Moskau und Berlin zu suchen sind, wird demgegenüber höchstens beiläufig Aufmerksamkeit geschenkt. Mit einer sorgfältigen Darstellung der sowjetischen und der deutschen Kulturpolitik hätte man sowohl das Gemeinsame als auch die Unterschiede im Musikleben unter den beiden Okkupationsregimen aufdecken können.

Das Buch besteht aus zwei chronologischen Teilen: Im ersten geht es um das erste Jahr der Sowjetisierung, im zweiten um die Jahre der nationalsozialistischen Okkupation. In dieser Zeit seien die Grundlagen des „eigenartigen und widersprüchlichen Verhältnisses zwischen der Kunst und der Besatzungsmacht“ geschaffen worden, die für die nächsten 50 Jahre Gültigkeit behalten sollten (S. 16).

Die Lektüre dieses Buches hat den Rezensenten zu einigen Überlegungen angeregt, z.B. zum Thema der Propaganda. Dass Musik der Propaganda dienen kann, wusste bereits die Diktatur von Kārlis Ulmanis. Denn sein Regime schrieb sich auf die Fahnen, für die „Führung der lettischen Musik durch die hellen Landstraßen der Heimat“ zu sorgen, um den „nationalen Geschmack von der giftigen, ausländischen Musiklast“ zu befreien. Die Ideologie von Ulmanis fand „die geschichtliche Aufgabe der Musik“ darin, „echte nationale Kunststücke“ hervorzubringen, die auf den „Weisheiten des Volkes“ gründen sollten.³

Die Chronologie der politischen Geschichte ist nicht immer in der Lage, die Problematik in der Kultur oder in einzelnen Ausdrucksformen des sozialen Lebens aufzuzeigen. Es wäre eine nähere Untersuchung wert, in welchem Ausmaß die autoritäre Kulturpolitik von Ulmanis die Kollaboration von Musikern und anderen Künstlern mit den Okkupationsregimen befördert hat. Führten die inhaltlichen Änderungen in der Kunst auch zu stilistischen Neuerungen oder zu einer veränderten Wahrnehmung der Musik?⁴ Tatsächlich treffen die Autoren in diesem Zusammenhang die interessante Feststellung, dass die Kulturpolitik der Ulmanis-Jahre, die vor

³ Siehe JĒKABS GRAUBIŅŠ: Mūzikas dzīves guvumi [Die Errungenschaften des Musiklebens], in: Brīvā Zeme, 17.11.1936; VOLDEMĀRS UPENIEKS: Mūsu nacionālās mūzikas jauncelsmi veidojot [Unsere nationale Erneuerung der Musik gestaltend], in: Brīvā Zeme, 10.7.1937; JĒKABS VĪTOLS: Par latviešu mūzikas uzdevumiem [Über die Aufgaben der lettischen Musik], in: Rīts, 10.1.1935.

⁴ Man müsste den chronologischen Rahmen der Diskussion erweitern, indem nicht allein das Jahr 1940 als Ausgangspunkt setzt, sondern die ganze Zeit des sowjetischen Regimes betrachtet. Zur Problematik der Periodisierung autoritärer Kunst siehe STELLA PELŠE: Mākslas interpretācija un autoritārisma konteksts: 1934. gada faktors [Die Interpretation der Kunst und der Kontext des Autoritarismus: Der

allem eine optimistische Note in das Leben zu bringen trachtete, einer der Gründe dafür gewesen sei, dass sich Künstler den Forderungen der Besatzungsmächte gefügt hätten (S. 233f.).

Etwas eigenartig erscheint allerdings Klotiņš' Versuch, die Kollaboration der Musiker von dem Aspekt ihrer Unterwerfung unter die Vorgaben der Besatzungsmacht zu trennen, indem er dieses Phänomen als Zusammenarbeit im Namen eigener Interessen definiert und erklärt, die Unterwerfung habe nur aus Gründen der persönlichen Sicherheit stattgefunden (S. 235f.). Es ist denkbar, dass man sich der Problematik mit einer derartigen Konstruktion nähern kann, zumindest in Bezug auf einzelne berufliche Gruppen; doch sollte dieser Ansatz nicht auf Vertreter der in der Öffentlichkeit stehenden Berufe übertragen werden. Unter dem totalitären Okkupationsregime hatten sich alle Kunstbereiche einem ideologischen und realpolitischen Auftrag zu fügen. Nicht angemessene Arbeiten wurden nicht zugelassen, sondern stellten eine absolute Ausnahme dar.⁵

Nach Ansicht des Rezensenten ist es nicht korrekt, das Phänomen der Kollaboration nur in solchen Handlungen zu erkennen, die der Würdigung des Regimes auf diversen öffentlichen Veranstaltungen dienten (S. 56f.). Die Kooperation mit der Besatzungsmacht äußerte sich auch darin, dass lettische Musiker an verschiedenen Propagandaaktionen teilnahmen und indirekt auf diese Weise die politischen Ziele der Besatzungsmacht beförderten. So wurden z.B. sowohl während der sowjetischen als auch während der deutschen Okkupation ideologische Versammlungen organisiert, die in Konzerte mündeten, nicht zuletzt, um dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums zu gewinnen. Es ist durchaus nachvollziehbar, den lokalen Veranstalter heute als Kollaborateur zu sehen. Wie aber kann in solch einem Fall die Beteiligung der Künstler interpretiert werden, die mit ihrem Handwerk den propagandistischen Hintergrund bereitstellten und sicherten? Es ist äußerst schwierig und wohl beinahe unmöglich, diese Frage eindeutig zu beantworten. Doch wäre ein breiter Diskurs über diese und ähnliche Themen dringend notwendig.

Das Buch behandelt auch den Einfluss der Musik auf die Gesellschaft. Bei der Beschreibung des Musiklebens während der sowjetischen Besatzungszeit schildert Klotiņš, wie das sogenannte „leichte Genre“ – der symphonische Jazz und die Unterhaltungsmusik – den lettischen Kulturraum erreichte, und wie mit der Ablösung der politischen Macht auch die Veranstaltungsräume ausgetauscht wurden: Diese Musik fand jetzt

Faktor des Jahres 1934], in: *Māksla un politiskie konteksti*, hrsg. von DAINA LĀCE, Rīga 2006, S. 127-133.

⁵ Zu Beginn der deutschen Besatzung, als eine positive Erwähnung des „ehemaligen Lettland“ seitens der Nazis bekämpft wurde, wagte z.B. die größte Tageszeitung „Tēvija“ (Das Vaterland) am lettischen Unabhängigkeitstag, der ebenfalls nicht erwähnt werden durfte, das Gedicht „Māte“ (Die Mutter) von Aīda Niedra zu veröffentlichen. In ihm wurde die Sehnsucht nach staatlicher Erneuerung in Gestalt der Mutter sublimiert. AĪDA NIEDRA: Mātei [Mutter], in: *Tēvija*, 18.11.1941.

nicht mehr in den Tanzdielen der Restaurants statt, sondern auf größeren Bühnen in den Konzertsälen. Nach Ansicht der Autoren sei die lettische Gesellschaft erstmals in einem derartigen Ausmaß mit dem Entertainment der globalen Kulturindustrie konfrontiert worden – wenn auch in der durchaus begrenzten sowjetischen Version, mit der sich aber trotzdem breite Gesellschaftskreise hätten identifizieren können. Das neue Regime wusste auch zweifellos seine Vorteile daraus zu ziehen und die Situation für die eigenen Interessen zu nutzen (S. 141–146). Zum Symbol der sowjetischen Kulturrevolution wurden – vergleichbar den späteren Propagandadarbietungen der Nazis – zahlreiche Auftritte der Musik- und Tanzensembles der Roten Armee, deren fröhliche Mätzchen auf der Bühne die Gesellschaft amüsierten. Auf diese Weise sei die „durch die Okkupation ausgelöste psychische Belastung“ kompensiert und neutralisiert worden. Zugleich hätten sich dadurch aber auch Stimmen vermehrt, die die Okkupation selbst in gewissem Sinne als eine Art Grotteske betrachtet hätten, von der man sich aber im realen Leben nur unter erheblichen Mühen eine dauerhafte Fortsetzung vorstellen konnte (S. 54f., 231).

Bei der Betrachtung der nationalsozialistischen Besatzungszeit betonen die Autoren in ähnlicher Weise den Anstieg der Popularität von Unterhaltungsmusik. Sie erklären dieses Phänomen wiederum mit der Polarisierung menschlicher Werte während des Krieges, als patriotische und Volkslieder fast einen Heiligenschein erhielten. Doch gewann zugleich „das leichte Genre“ an Popularität gerade auch aufgrund seiner Leichtigkeit, die die Kriegsbelastungen vergessen machte und einen den jeweiligen Augenblick genießen ließ (S. 557).

Es gibt im Buch etliche Stellen, in denen deutlich wird, wie oberflächlich sich die Autoren manchen Fragen genähert haben – z.B. beim Thema der Zensur. Die Musikzensur der Nazis beschränkte sich keineswegs auf die Anordnung vom August 1941, eine Liste mit unerwünschten Schallplatten und Noten zusammenzustellen. Ebenso falsch wäre es davon auszugehen, dass alle in dieses Verzeichnis aufgenommenen Musikstücke später auch tatsächlich verboten waren.⁶ Die Autoren überschätzen offensichtlich auch die Bedeutung der sogenannten „lettischen Landselbstverwaltung“ und die Rolle anderer lettischer Institutionen im Musikleben. Zensur herrschte im okkupierten Lettland während des ganzen Krieges. Und alle Erscheinungsformen der Kunst, die den Nazis unwillkommen waren, wurden mit drastischen Mitteln bekämpft. Noch im April 1944 erklärten die Propaganda- und Kulturreferenten des Reichskommissariats in Riga

⁶ Ein derartiges Verzeichnis wurde im September 1941 erstellt und Anfang 1942 gedruckt. *No latviešu nošu veikalim un krātuvēm izņemamo nošu, skaņuplašu un mūzikas apcerējumu saraksts* [Das Verzeichnis der Noten, Schallplatten und Schriften zur Musik, die aus lettischen Notenläden und Sammlungen zu entfernen sind], Riga 1942.

mehrere lettische Lieder für „untauglich“, da sie „zu national“ seien bzw. „aus der Feder eines uns nicht wohlgesinnten Komponisten“ stammten.⁷

Die Autoren müssen sich auch fragen lassen, ob die lettische Hymne oder die dem 18. November gewidmeten Musikstücke 1943 deshalb erklangen, weil einzelne Personen damit ihre nationale Einstellung demonstrieren konnten (S. 560), oder weil der Leiter der Propaganda-Abteilung des Generalkommissars im Reichsgebiet Ostland in Riga dies mit einem bestimmten Ziel erlaubt hatte. Tatsächlich wollte Letzterer so die Bereitschaft der Letten steigern, mit dem Okkupationsregime zu kooperieren.⁸ Ähnlich kann auch das Phänomen der Pflege und Blüte der nationalen Kultur erklärt werden, welches die lettische Musik (nicht nur) in den Jahren des Zweiten Weltkrieges erlebte. Man kann den womöglich vorhandenen Widerstandsgeist in den Arbeiten lettischer Künstler nicht leugnen, doch lässt es sich keinesfalls als Ausdruck dieses Widerstands akzeptieren, wenn diese Arbeiten für die Ziele des nationalsozialistischen Regimes benutzt wurden. Solche Fälle machen die klassischen Widerstands- oder Kollaborationstheorien in Bezug auf die Kriegszeit in Lettland schwer anwendbar.

Somit kann dem hier besprochenen Buch durchaus bescheinigt werden, von einiger Bedeutung für die Vertiefung unseres Wissens über das lettische Kulturleben während des Zweiten Weltkrieges zu sein. Die Arbeit ist für jeden unverzichtbar, der sich für dieses Thema interessiert. Damit kann es als idealer Ausgangspunkt für weitere analytische und methodologisch ausgefeilte Studien gelten.

KASPARS ZELLIS

ALEXANDER STATIEV: *The Soviet Counterinsurgency in the Western Borderlands*. Verlag Cambridge University Press. Cambridge, New York, Melbourne u.a. 2010. 368 S. ISBN 9780521768337.

Das Ziel der Monografie von Alexander Statiev ist es, das Modell zu analysieren, welches die Sowjetunion am Ende des Zweiten Weltkriegs und beim Ausbruch des Kalten Kriegs bei der so genannten Aufstandsbe-kämpfung (*counterinsurgency*) im westlichen „Grenzland“, den *Western borderlands*, genutzt hat, und dessen Rationalität im Kontext eines totalitären

⁷ Bericht der Kulturabteilung beim Generalkommissar Riga an die Propaganda-abteilung, 14.4.1944, in: Bundesarchiv, R 92/21, pag. 108.

⁸ Die nationale Hymne (das sogenannte „Volksgebet“) wurde bereits am 18.11.1942 wieder erlaubt.

Staates zu bewerten. Rationalität zu bewerten bedeutet einerseits die Analyse der gesetzten Ziele und der Methoden, die dem Regime zur Verfügung standen, andererseits aber den Vergleich mit der Erfahrung der Aufstandsbekämpfung der demokratischen Westmächte, Nazi-Deutschlands und mehrerer autoritärer Regime zu suchen. Die von Statiev vorgelegten Ergebnisse und Bewertungen sind vermutlich in erster Linie für denjenigen überraschend, der sich mit dem Kampf gegen die Partisanen nicht eingehender auseinandergesetzt hat und vom Kanon der nationalen oder lokalen Geschichtsschreibung ausgeht.

Wahllose Gewalt ist für Statiev „an inevitable by-product of pacification“, und die sowjetische Erfahrung müsse in ihrem Kontext behandelt werden (S. 335). Die Strategie der Aufstandsbekämpfung Nazi-Deutschlands sei die brutalste gewesen. In einem Dekret, das am Vorabend des „Unternehmens Barbarossa“ erlassen wurde, schloss das Oberkommando der Wehrmacht gerichtliche Ermittlungen gegen Soldaten und Offiziere aus, die Verbrechen gegenüber der Zivilbevölkerung begangen hatten. Die Armee wurde angewiesen, Juden, Kommissare und Partisanen an Ort und Stelle hinzurichten – ein Befehl, der umfassende Gewalt gegen „rassisch minderwertige“ Einwohner sanktionierte. Die Strafoperationen der Nazis – an denen, wie Statiev betont, auch baltische Polizeibataillone teilnahmen – sahen das Niederbrennen ganzer Dörfer vor. Die gefassten Kämpfer wurden nicht inhaftiert (erst ab Mai 1944 wurden sie als Kriegsgefangene gezählt), auch Frauen und Kinder blieben nicht verschont.

Die Praxis der demokratischen Staaten war Statiev zufolge milder, aber nichtsdestotrotz Grauen erregend. Im Burenkrieg brannten die Briten 30 000 Farmen nieder. Die USA, die für den Vietnamkrieg eine halbe Million Männer mobilisierten und zudem südvietnamesische Hilfskräfte benutzten, führten mit den Luftstreitkräften Flächenbombardements gegen Dörfer aus, die Partisanen unterstützten, um eigene Menschenleben zu schonen. Es handelte sich um wahllose Gewalt, die den Tod mehrerer zehntausend bis einiger hunderttausend Zivilisten nach sich zog. Die Befriedung Algeriens durch die Franzosen kostete gemäß konservativer Berechnungen 140 000 Muslimen das Leben, was deutlich weniger war als z.B. in Vietnam. Die Franzosen nutzten nur in Ausnahmefällen ihre Luftstreitkräfte oder indirektes Feuer der Marine. Die sowjetischen Strategen wiederum machten sich keine Gedanken um die Verluste an eigenen Soldaten, weswegen für die Aufstandsbekämpfung Infanterieeinheiten und überwiegend Handfeuerwaffen eingesetzt wurden, was dem Autor zufolge weniger Verluste unter Unschuldigen verursachte.

Ein Kapitel für sich sind die Deportationen der Bevölkerung. Die Briten deportierten die burischen Bauern in Lager, in denen die Sterblichkeit im Laufe eines Jahres 16% betrug – zweimal höher, als sie bei der opferreichsten Deportation der Sowjetunion aus dem Nord-Kaukasus im Jahr 1944 war. In Malaysia deportierten die Briten 600 000 Chinesen, mehr als Moskau

nach 1944 in den *borderlands*. Die Franzosen siedelten in Algerien eine Million Menschen um, aber die Ergebnisse der Aktion blieben dürrtig, weil die Konzentrationslager sich in den Gebieten der Partisanen befanden und den Widerstand nährten. Das sowjetische Regime war pragmatischer und bezüglich der Opfer währlerischer, zumindest im Grenzland. Während der Kollektivierung in den Jahren 1930 bis 1933 deportierte Moskau 3,6 Millionen Kulaken und finanzierte mit den geraubten Vermögen den Aufbau der Kolchosen. Diese Aktionen leiteten die Umsiedlungen der Volksgruppen ab dem Jahr 1935 ein, die laut Statiev unter Berücksichtigung von Sicherheitserwägungen „vorbeugend“ waren. Generell hielten die Bolschewiki die Verschleppungen für „ein mildes Verfahren“; die Menschenopfer ergaben sich nicht durch den Willen der Zentralgewalt, sondern aus dem fehlerhaften Funktionieren des totalitären Staatsapparates und durch die Rücksichtslosigkeit lokaler Funktionäre. Dessen ungeachtet betont Statiev, dass diese weniger opferreich waren als die Deportationsoperationen anderer Staaten. Das Verbrechen von Katyn, die massenhafte Hinrichtung von Ausländern, sei in diesem Kontext eine Ausnahme gewesen. Statiev lässt an dieser Stelle allerdings außer Acht, dass auch im Falle der baltischen Staaten das Offizierskorps, Polizeibedienstete, Gefängnisaufseher, höhere Staatsbeamte und sonstige sowjetfeindliche Elemente *en masse* hingerichtet wurden. Er zählt diese aber nicht zu den „Ausländern“.

Statiev polemisiert lebhaft gegen diejenigen, die er als „nationale“ Historiker bezeichnet. Er legt ihnen zur Last, bei den Angaben zu Bevölkerungsverlusten zu übertreiben. Er behauptet beispielsweise, es sei un begründet, die 33 000 in die Rote Armee einberufenen Esten zu den Verlusten zu zählen – er zitiert hier Vello Salo und Mart Laar –, da sie nicht verschleppt worden seien und die meisten von ihnen überlebt hätten. Formal mag dies ja in der Tat so sein, da sie in Arbeitslager und nicht in die Verbannung geschickt wurden. Ebenso stimmt es, dass die meisten von ihnen überlebten: Im Lager starb ein Drittel, aber viele kamen auch an der Front um. Im Gegensatz zur nationalen Geschichtsauffassung betrachtet Statiev den so genannten Sommerkrieg 1941 eher als einen „brutalen Bürgerkrieg“ denn als einen Kampf gegen Okkupationsmächte. Vernichtungsbataillone betrachtet der Autor somit als eine Institution, die zwar von der Zentrale geführt wurde, sich aber überwiegend auf lokale Kräfte stützte. Ähnlich wie beim Sommerkrieg behauptet Statiev auch hinsichtlich der bewaffneten Konflikte nach dem Krieg, dass es der Regierung dank paramilitärischer Hilfskräfte gelungen sei, den bewaffneten Widerstand in einen Bürgerkrieg umzuwandeln. Auch die Vernichtungsbataillone aus der Nachkriegszeit hält Statiev für hauptsächlich aus Einheimischen angeworben; er hält es nicht für notwendig, einen Unterschied zwischen Einheimischen und Zuwanderern zu machen. Moskau gelang es damals indes, zahlreiche Minderheiten anzuwerben. In den westlichen Gebieten Weißrusslands und der Ukraine sowie in bestimmten Regionen Lettlands

agierten zahlreiche Polen in den Vernichtungsbataillonen. Für sie war es die einzige Möglichkeit, die von der autochthonen Bevölkerung initiierten ethnischen Säuberungen, die von der „Organisation Ukrainischer Nationalisten“ (*Організація Українських Націоналістів*, OUN), der Ukrainischen Aufstandsarmee (*Українська Повстанська Армія*, UPA) und anderen Gruppierungen durchgeführt wurden, zu überleben.

Mit der Behauptung, dass die „Nationalisten“ der baltischen Staaten, Weißrusslands und der Ukraine im Grenzland insgesamt mehr Menschen töteten als das sowjetische Regime, streut Statiev Salz in die Wunde der Nationalisten, was ihn dann auch auf den bereits ausgetretenen Pfad des Themas Kollaboration führt. Er hebt Lettland hervor, das unter den besetzten Gebieten proportional die meisten Kollaborateure hervorgebracht habe: Die Deutschen stellten zwei lettische Waffen-SS-Divisionen und zahlreiche Hilfseinheiten auf. Die Litauer dagegen, ganz zu schweigen von den Weißrussen, kollaborierten weniger: Es wurde keine größere Einheit als ein Bataillon aus Litauern gebildet. Schuld an den ethnischen Säuberungen trugen nach Statievs Auffassung Ukrainer, Litauer, Letten und Esten gleichermaßen, obwohl er kein einziges Beispiel der angeblichen Verbrechen der Letzteren anführt. Bezüglich des Widerstandskampfes nach dem Krieg räumt Statiev allerdings ein, dass keine der estnischen Widerstandsorganisationen ethnische Säuberungen propagierte. Trotzdem soll offenbar beim Leser der Eindruck erweckt werden, dass die „Nationalisten“ im Grenzland *in corpore* Kollaborateure (ausgenommen die Polen) und Mitschuldige des Holocaust gewesen seien. Während des bewaffneten Widerstands hätten die Partisanen mehr Zivilisten als Kämpfer getötet, weil diese ein verwundbareres Ziel waren. Die meisten Opfer waren nicht Mitglieder des NKVD, Rotarmisten, Mitglieder der Vernichtungsbataillone oder Milizen, sondern lokale Parteikaktivisten. An dieser Stelle könnte man fragen, wie adäquat es hinsichtlich des Sowjetregimes ist, zwischen Kämpfern (*combatant*) und Zivilisten zu unterscheiden, da ja auch so genannte Zivilbedienstete in Vernichtungsbataillonen dienten und ein großer Teil des lokalen Machtapparats sich aus demobilisierten Rotarmisten zusammensetzte. Für einen Partisanen konnten diese Unterschiede keine große Bedeutung haben.

Sehr interessant ist es, die Strategie der sowjetischen Aufstandsbekämpfung mit den Strategien anderer Staaten zu vergleichen. Im Gegensatz zu den Nazis, die ihre Zukunftspläne für die eroberten Territorien nicht in Worte fassten (ausgenommen Veränderungen in der Zusammensetzung der Rassen), sowie im Gegensatz zu den meisten autoritären Regimen und den demokratischen Westmächten, deren Strategie der Aufstandsbekämpfung es vorsah, den Status quo in den Dörfern zu bewahren, war die sowjetische Strategie revolutionär. Im Gegensatz zu Engländern, Franzosen und Amerikanern, die sich meistens auf die lokale Elite stützten, d.h. auf die konservativen Kräfte, war Moskaus Ziel die Durchführung

radikaler Reformen auf dem Land. Die halb-marxistische stalinistische Theorie betrachtete den Widerstandskampf durch das Prisma des Klassenkampfes. Die sowjetischen Strategen nahmen an, dass die Grundursache die Opposition der bürgerlichen Klasse sei, die sich immer weiter zuspitze, und machten als deren Vertreter im Dorf den wohlhabenden Bauern, den Kulaken, aus. Um dem Kulaken den Boden zu entziehen und um die ärmere Schicht für die eigene Seite zu gewinnen, führte Moskau eine radikale Agrarreform durch. Kein anderer in die Aufstandsbekämpfung verstrickter Staat tat so etwas. Obwohl die Agrarreform mit hohen finanziellen Verlusten verbunden war – und lediglich als kurzfristige Maßnahme vor der Kollektivierung galt –, war sie vom Standpunkt des Regimes dennoch erfolgreich, weil sie den ärmeren Teil der dörflichen Bevölkerung auf seine Seite zog oder neutral gesinnt sein ließ. Auch war die Spitze der Verschleppungen gegen die Kulaken gerichtet. Als Folge der Terrorpolitik blieb vielen Kulaken nichts anderes übrig, als auf die Seite der Partisanen überzulaufen. Somit handelte es sich um eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: Mit der Annahme, dass die Kulaken Regimegegner seien, wurde erreicht, dass der als Kulak Bezeichnete fliehen musste, um sein Leben zu bewahren. Trotz dieses letzten, irrationalen Aspektes war die Doktrin der sowjetischen Aufstandsbekämpfung erfolgreicher als die Doktrin vieler anderer Staaten.

Statiev widmet der Gewalt und den Verbrechen des Sowjetregimes ein eigenes Kapitel. Einerseits betrachtet er die Gewalt im Zusammenhang der durch den Krieg und auch durch die Aktivität der Widerstandskämpfer bedingten „Radikalisierung“. Eine „culture of violence had taken root all over the borderlands“ (S. 297). An anderer Stelle stellt er fest, dass die gewalttätige Umwelt, die den lokalen Machthabern zugestandene weitreichende Verfügungsgewalt sowie Alkohol den Verfall der Moral bei Männern jeglicher Nationalität mit sich brächten; ebenso bedinge jede soziale Revolution, dass der Bodensatz der Gesellschaft nach oben gelange. Es scheint, dass der Autor hier im schlechten Sinn zum Revisionismus neigt. Wenige Regime haben konsequent Kriminelle in leitende Stellen befördert – die Sowjetideologie verstand Verbrecher als Opfer des bürgerlichen Regimes und „Klassenfreunde“. Andererseits betrachtet Statiev auch den Kontext der Sowjetunion. Im Jahr 1937 billigte das Politbüro Folter während der Vernehmungen, 1943 wurden die Hinrichtungsmethoden durch das Erhängen ergänzt – diese Prozedur hatte eine große Wirkung auf die Öffentlichkeit. Die ethnischen Deportationen der Vorkriegszeit hatten die NKVD-Einheiten an wahllose Gewalt und Raub gewöhnt. Der NKVD verübte auch aus dem Grund mehr Verbrechen als die Rotarmisten, weil häufig in kleinen Einheiten weit entfernt von Obrigkeiten gehandelt wurde. Aber keiner verursachte so viele Leiden für die Bevölkerung wie die lokalen Milizen, die Statiev zufolge eine besondere Gefahr für die Rechtsordnung darstellten. Die Vergehen der Milizen schienen der

Bevölkerung besonders roh, weil ihre Vorgänger in der Zwischenkriegszeit weniger gewaltsam und weniger korrupt gewesen seien. Auch dieser Vergleich ist jedoch unangebracht, weil man das ja so verstehen könnte, dass auch die Polizei der Estnischen Republik ein Repressivorgan gewesen sei; ein Vorwurf, den man bis zu einem gewissen Grade dem Handeln der polnischen Miliz in den mit Weißrussen und Ukrainern besiedelten Gebieten wohl nicht ersparen kann.

Western borderlands ist darüber hinaus möglicherweise ein problematischerer Begriff, als Statiev sich vorstellen kann. Eine vergleichende Abhandlung über alle von der Sowjetunion in den Jahren 1939 bis 1940 besetzten Gebiete ist zwar auf jeden Fall zu begrüßen. Die Aufmerksamkeit, die diese Region in der letzten Zeit erhalten hat – erwähnt sei unbedingt Timothy Snyders „Bloodlands“¹ –, haben sich auch die estnischen Historiker immer gewünscht. Doch zeigt Statievs Buch, dass sich hier auch Gefahren verbergen. Es will in erster Linie das sowjetische Modell der Aufstandsbekämpfung beschreiben. Die vergleichende Analyse der lokalen Verhältnisse in verschiedenen Regionen und die Eigenarten der Operationen zur Aufstandsbekämpfung in den jeweiligen Regionen geraten dabei allerdings in den Hintergrund. Dies führt zu unpassenden Verallgemeinerungen. So lässt der Autor bei der Darstellung der Verbrechen der „Nationalisten“ in der Ukraine auch einen Schatten auf die Reputation der „Nationalisten“ anderer Staaten fallen, obwohl die lokalen Kulturen, die Ziele der Widerstandskämpfer und deren Methoden völlig unterschiedlich waren. Interessant ist dabei auch die Wortwahl des Autors. Den Begriff *occupied borderlands* benutzt er nur in Bezug auf die deutsche Okkupationszeit. Hinsichtlich der baltischen Staaten hätte er darauf hinweisen müssen, dass es sich um Gebiete besetzter Staaten handelte, nicht um die „westlichen Provinzen“. Die Frage der Gebiete des früheren Ostpolens wiederum ist komplizierter, weil die internationale Öffentlichkeit die Annexion dieser Provinzen anerkannte.

Philosophisch gesehen wirft auch Statievs Darstellung der Identität der Völker des Grenzlandes, die er als „einfach“ (*simple identity*) bezeichnet, Fragen auf. Anstelle der einfachen Identität habe die Sowjetunion eine verschachtelte Identität (*nested identity*) angeboten. Eine solch vereinfachte Einordnung müsste jeden erfahrenen Historiker indes aufhorchen lassen. Wenn es auch nicht die Absicht des Autors war, bleibt wohl oder übel der Eindruck, die Sowjetunion habe versucht, die primitive Landbevölkerung, die an ihrer ethnischen Identität festhielt, auf den Weg des Fortschritts zu führen. In Wirklichkeit kann man die Identität der Völker im Grenzland – das nur bedingt als „Region“ bezeichnet werden kann – sicher nicht als „einfach“ bezeichnen, besaß die Bevölkerung dort doch eher kompliziert verflochtene ständische, religiöse, lokale, regionale, postimperiale und

¹ TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, New York 2010.

weitere Loyalitätsgefühle. Die Identität, die von der Sowjetunion angeboten wurde, war demgegenüber nichts qualitativ Neues, sondern konkurrierte nur mit vielen anderen verschachtelten Identitäten.

Statievs Buch ist der erste ernsthafte Versuch, die Erfahrung der sowjetischen Aufstandsbekämpfung in den Regionen, die in den Jahren 1939 bis 1940 annektiert worden waren, in Gänze zu analysieren. Wenn es dem Buch auch an einer vergleichenden Analyse der regionalen Eigenheiten mangelt, beschreibt der Autor doch überzeugend die Strategie der sowjetischen Aufstandsbekämpfung, was auch sein Hauptziel war. Die Vergleiche mit der Erfahrung anderer Staaten, die ihm allerdings häufig zu polemisch geraten, tragen dazu bei, die Eigenheiten der sowjetischen Kampagne zur Aufstandsbekämpfung klar herauszustellen. Man muss der Schlussfolgerung des Autors zustimmen, dass Moskaus Strategie erfolgreich und in der Regel rational war. Ob sie auch moralisch war, ist hingegen, wie auch Statiev feststellt, eine ganz andere Frage.

КААРЕЛ ПИРИМÄЕ

Прибалтийский национализм в документах НКВД, МВД и МГБ СССР. [Der baltische Nationalismus in den Dokumenten des NKVD, des MVD und des MGB der UdSSR]. Hrsg. von Н. ВЛАДИМИРЦЕВ, В. КОМИССАРОВ u.a. Verlag Объединенная редакция МВД России. Москва 2011. 424 S. ISBN 9785812901011.

Das Ende des Krieges im Jahre 1945 bedeutete für die UdSSR keinen inneren Frieden. In mehreren Gebieten des Imperiums, vor allem in der Westukraine und im Baltikum, wurde das neue Regime mit einem Widerstand konfrontiert, dessen beachtliche Ausmaße und Dauer die Moskauer Machthaber nicht vorausszusehen vermochten. Eine umfangreiche bewaffnete Widerstandsbewegung in den Gebieten, die von 1939 bis 1940 mit militärischer Gewalt von der UdSSR annektiert worden waren, stellte in den Nachkriegsjahren eines der zentralen innenpolitischen Probleme dar. Die Kreml-Führung war zweifellos sowohl aus außen- als auch aus innenpolitischen Gründen daran interessiert, diesen bewaffneten Widerstand so schnell wie möglich niederzuschlagen, lag es doch auf der Hand, dass die Sowjetmacht, die 1943/44 in diesen Randgebieten wiederhergestellt worden war, solange nicht als gesichert gelten konnte, wie dieser Kampf andauerte. Die Fortsetzung des Widerstandes war ein ernsthaftes Hindernis der Sowjetisierung, da die Zentralregierung das betreffende

Territorium weder zu kontrollieren imstande war noch die Eroberung als endgültig ansehen konnte. Darüber hinaus kam es auch darauf an, der Welt die Geschlossenheit des Imperiums zu demonstrieren, um die Kritik des Westens etwa an der Annexion der baltischen Staaten zurückzuweisen. Ungeachtet der Bestrebungen des Kremls und Stalins persönlich konnte die Widerstandsbewegung nicht im Laufe von ein paar Jahren liquidiert werden. Dies gelang Moskau erst zu Beginn der 1950er Jahre.

Im offiziellen Sprachgebrauch des Kremls handelte es sich bei der Niederschlagung der bewaffneten Widerstandsbewegung um einen Kampf gegen den Banditismus. In der sowjetischen Terminologie war „Banditismus“ aber kein eindeutiger Begriff. Von einem kriminellen Banditentum wurden „banditisch-aufrührerische Aktivitäten“ bzw. der politische Banditismus klar unterschieden, der von den staatlichen Organen der Sowjetunion als Tätigkeit des „bürgerlich-nationalistischen Elements“ angesehen wurde. Dieser politische Banditismus bzw. die nationale bewaffnete Widerstandsbewegung dominierte nach Auffassung der Zentralregierung eindeutig auf den Territorien Estlands, Lettlands, Litauens, der Westukraine, des westlichen Weißrussland sowie in anderen Gebieten, die 1939/40 okkupiert worden waren und als gesonderter Raum verstanden wurden.

Die sowjetische Historiografie war darauf bedacht, die beachtlichen Ausmaße der Widerstandsbewegung in den westlichen Gebieten der UdSSR in den Nachkriegsjahren zu beschönigen, wobei die entsprechenden Ereignisse lediglich als banditische Aktivitäten bezeichnet wurden, geleitet von den nationalistischen Anführern, die am Gängelband der westlichen Geheimdienste hingen. Dass ein derartiger Ansatz auch heute noch in der russischsprachigen Historiografie vertreten ist, beweist leider auch der hier anzuzeigende Band anschaulich, der 2011 unter der Schirmherrschaft des Verlags des Innenministeriums der Russischen Föderation in Moskau publiziert wurde. Ziel und Zweck dieser Veröffentlichung werden bereits in ihrer Einleitung eindeutig formuliert – es komme darauf an, einen Gegenschlag gegen all die historischen Studien zu führen, die in den letzten Jahren in den baltischen Staaten publiziert worden sind. Diese stellten die Ereignisse der Nachkriegsjahre „grundlegend verfälscht“ dar, wobei „die Banditen als Helden“ angesehen und die eigentlichen Helden „auf die Anklagebank“ gesetzt würden (S. 3). Eine weitere Quellenpublikation, in der dieselbe Tendenz vorherrscht, wurde vom selben Verlag 2010 über die Ukraine herausgegeben.¹ Beide Publikationen, soviel darf man folgern, geben die offizielle Sicht der Staatsgewalt wieder.

In dem hier anzuzeigenden Sammelband sind insgesamt 150 Dokumente abgedruckt, die wiederum in vier Blöcke aufgeteilt sind, welche jeweils die

¹ Теория и практика западноукраинского национализма в документах НКВД, МВД и МГБ СССР [Theorie und Praxis des westukrainischen Nationalismus in den Dokumenten von NKVD, MVD und MGB der UdSSR], hrsg. von Н. ВЛАДИМИРЦЕВ, В. КРИВЕЦ и.а., Москва 2010.

Jahre 1940–1941, 1941–1944, 1944–1947 und 1947–1954 umfassen. Die geringste Anzahl von Dokumenten liegt aus den Jahren 1940–1941 vor, die größte Anzahl stammt aus den Jahren 1944–1947. Das Kapitel über die letztgenannte Periode trägt den charakteristischen Titel „Befreiung. Die Feinde des friedlichen Lebens“. In jedes Kapitel wird mit einem Geleitwort eingeführt, das vom wissenschaftlichen Standpunkt her keiner Kritik standhält.

Die Auswahl der Dokumente ist einseitig, und ein Großteil davon stammt aus zwei früheren Publikationen: Die eine wurde im Jahre 2008 ebenfalls vom Verlag des Innenministeriums herausgegeben,² bei der anderen handelt es sich um eine amtliche Publikation des Komitees für Staatssicherheit (KGB) aus der Zeit vor der Perestroika.³ Die bislang nicht publizierten Dokumente des Sammelbandes stammen in erster Linie aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation, in dem die Urkunden der Hauptverwaltung zur Bekämpfung des Banditismus des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten der UdSSR (NKVD) aufbewahrt werden. Dabei handelt es sich überwiegend um einzelne Berichte verschiedener Ebenen (Berichte aus den Sowjetrepubliken, die Rapporte der führenden Funktionäre der Sicherheitsorgane an Stalin u.Ä.), die allerdings kein adäquates und einheitliches Bild der damaligen Auseinandersetzungen liefern. Es liegen keine Dokumente aus dem Archiv der Bundesagentur für Sicherheit der Russischen Föderation (FSB) – dem ehemaligen Archiv des KGB – vor.

An dieser Stelle darf daran erinnert werden, dass die sowjetischen Sicherheitsorgane die Widerstandsbewegungen im Baltikum und in der Westukraine in den 1940er und 1950er Jahren in zwei Ebenen aufteilten, was sich auch in der Arbeitsteilung niederschlug: Das Volkskommissariat für Staatssicherheit (NKGB), das spätere Ministerium, war mit der Niederschlagung der höheren Ebene der Widerstandsbewegung betraut, während das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten unter Leitung der zu diesem Zweck gegründeten Abteilungen zur Bekämpfung des Banditismus die Liquidierung der bewaffneten „Banden“ zu gewährleisten hatte. Diese Arbeitsteilung galt bis 1947, als auch die Bekämpfung des Banditismus in den Zuständigkeitsbereich des Sicherheitsministeriums fiel. Die

² НКВД-МВД СССР в борьбе с бандитизмом и вооруженным националистическим подпольем на Западной Украине, в Западной Белоруссии и Прибалтике (1939–1956): Сборник документов [NKVD-MVD UdSSR im Kampf mit Banditismus und dem bewaffneten nationalistischen Untergrund in der West-Ukraine, in West-Weißrussland und im Baltikum (1939–1956)], hrsg. von Н. И. Владимирцев und А. И. Кокурин, Москва 2008. Dieser Sammelband macht im Vergleich zu dem hier anzuzeigenden Sammelband einen weitaus professionelleren Eindruck, was vor allem dem eigentlichen Herausgeber Alexander Kokurin, einem Mitarbeiter des Staatsarchivs der Russischen Föderation, zu verdanken ist, der leider 2009 verstarb.

³ Внутренние войска в борьбе с буржуазным националистическим подпольем на заключительном этапе Великой Отечественной войны и в первые послевоенные годы, [Die inneren Truppen im Kampf mit dem bourgeoisen nationalistischen Untergrund in der Schlussphase des Großen Vaterländischen Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren], Москва 1985.

Dokumente dieser Behörde sind der Forschung gegenwärtig aber nicht zugänglich.

In geringerem Maße wurden für den Sammelband auch die Dokumente der inneren Truppen des NKVD aus der Nachkriegszeit herangezogen, die im Russischen Staatlichen Militärarchiv aufbewahrt werden. Die größte Anzahl publizierter Materialien betrifft Litauen und Lettland, eine kleinere Anzahl bezieht sich auf Estland – hauptsächlich die Berichte des *Rahva Omakaitse* (Selbstschutzverband) die im Jahre 1944 von den Sicherheitsorganen beschlagnahmt wurden. Es bleibt unverständlich, warum der Band, der sich seinem Titel zufolge mit den baltischen Staaten beschäftigt, auch Materialien zum „Banditismus“ in Weißrussland umfasst.

Diese Kritik bedeutet nicht, dass der Band völlig uninteressant für die Forschung ist, gerade auch, wenn man die Spreu vom Weizen zu trennen vermag. Von recht großer Bedeutung sind etwa die Dokumente über die Aktivitäten der inneren Truppen des sowjetischen Innenministeriums, die bislang nur sporadisch an die Öffentlichkeit gelangt sind. Als Beispiel sei ein Bericht über die Tätigkeit der Garnison in Pärnu aus dem Jahre 1949 genannt (S. 360–367). Interessante Informationen finden sich auch über die Wahlen in der Nachkriegszeit. Für den Rezensenten waren von größtem Interesse publizierte Auszüge aus dem Erlass des Sicherheitsministers der UdSSR vom 24. Januar 1953, worin den Sicherheitsministerien der Ukraine, Weißrusslands und der baltischen Sowjetrepubliken konkrete Richtlinien zur Niederschlagung der Widerstandsbewegung gegeben wurden (S. 393f.). Auf der Grundlage dieses Erlasses wurde die letzte durch Moskau koordinierte Operation zur gewaltsamen Unterdrückung der bewaffneten Widerstandsbewegung auf diesen Territorien eingeleitet. Ungefähr aus dieser Zeit stammt auch eine Weisung Moskaus an die Sowjetrepubliken mit Hinweisen darauf, auf welche Weise die „Banditen“ lebendig gefangengenommen werden könnten (S. 394–397). Je nach den persönlichen Interessen der Historiker sind diesem Band durchaus noch weitere informative Quellen zu entnehmen.

TÖNU TANNBERG

JĀNIS KERUSS, INETA LIPŠA, INESE RUNCE, KASPARS ZELLIS: *Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: personības, struktūras, idejas (1944–1991)* [Die Geschichte der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Lettlands in der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)]. Verlag LU Akadēmiskais apgāds. Rīga 2010. 352 S. ISBN 9789984451763.

Die 2010 erschienene Geschichte der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Lettlands (*Latvijas Universitāte*, LU) in der Sowjetzeit widmet sich „dem akademischen Leben und dem Alltagsleben“ an dieser Fakultät¹ und somit auch der bisher noch wenig erforschten Sozial- und Alltagsgeschichte Sowjet-Lettlands. Dabei stützen sich die Autoren nicht nur auf umfangreiche schriftliche Quellen, sondern auch auf Interviews mit Dozenten und ehemaligen Studenten der Fakultät und vertreten somit eine Forschungsrichtung, die unter den lettischen Historikern noch relativ wenig Verbreitung gefunden hat. Das Buch ist das Ergebnis eines von Prof. Ilgvars Mišāns geleiteten und 2008/2009 durchgeführten Forschungsprojekts, das die Universität Lettlands anlässlich ihres 90. Jubiläums gefördert hat.

Durch die verwendeten Fragmente von Interviews mit zwanzig Hochschullehrern, die zwischen 1944 und 1991 an der Historisch-Philosophischen Fakultät tätig gewesen sind, bildet der erste Teil einen der interessantesten des gesamten Buchs, worin die Zeitzeugen nicht nur über konkrete Ereignisse berichten, sondern in ihren Erzählungen auch individuelle Beweggründe, Wertvorstellungen und Verhaltensmuster offenbaren und die Atmosphäre der jeweiligen Zeit dokumentieren. Aus diesem Grund ist das Vorhaben der Autoren, die Befragung von Zeitzeugen an der LU fortzusetzen sowie ihre persönlichen Zeugnisse (Tagebücher, Erinnerungen, Briefe) zu sammeln, sehr zu begrüßen. Zugleich bleibt zu wünschen, dass die Zeitzeugenberichte dann auch ausführlicher ausgewertet und analysiert werden.

Der zweite Teil des Buchs, „Studium, Forschung, Sozialleben“, setzt sich aus fünf Beiträgen zusammen, von denen vier jeweils ein Jahrzehnt in der Geschichte der Fakultät behandeln; der fünfte beschäftigt sich mit dem studentischen Alltag von den 1950er bis zu den 1980er Jahren.

Jānis Keruss widmet sich in seinem Beitrag der Sowjetisierung (1944–1956) der Fakultät und stellt dar, dass diese vor allem mit Hilfe der „aus der Sowjetunion abkommandierten“ Lehrkräfte vollzogen wurde. Um die bis 1956 an der Fakultät tätigen Dozenten und deren wechselseitigen Beziehungen näher zu charakterisieren, teilt der Autor sie in zwei Gruppen – die

¹ 1944–1954 Historische Fakultät, 1954–1970 Historisch-Philologische Fakultät, seit 1970 Historisch-Philosophische Fakultät. In dieser Buchbesprechung wird durchgehend die heutige Bezeichnung Historisch-Philosophische Fakultät der Universität Lettlands verwendet.

„aus der Sowjetunion abkommandierten“ bzw. „zugewanderten“ Lehrkräfte und die Lehrkräfte aus dem „bürgerlichen“ Lettland. Doch die Kriterien, nach denen die Dozenten der ersten Gruppe zugerechnet werden, sind unscharf. Denn zu ihr zählen hier neben „Russlandletten“ und „Vertretern anderer Nationen der UdSSR, die nicht einmal Lettisch konnten“, auch Juden aus Lettland sowie Letten, die „sich im Jahr 1941 in die UdSSR evakuieren ließen“, wie z.B. Samuils Levitāns, Veronika Gudzuka und sogar Persijs Gurvičs, der während der deutschen Okkupationszeit in das Rigaer Ghetto eingewiesen wurde. Diese drei Personen waren aber lettische Staatsbürger und können somit kaum als „zugewanderte“ Lehrkräfte bezeichnet werden. Würde man hier eine andere Bezeichnung wählen, ließe sich der offensichtlich unzutreffende Eindruck vermeiden, die Fakultät sei ausschließlich von „Fremden“ bzw. „Zugewanderten“ sowjetisiert worden.

Das große Verdienst von Keruss besteht darin, dass er die professionelle Qualifikation und das soziale Verhalten der Dozenten der Fakultät analysiert, dadurch ihre fachlichen und menschlichen Stärken und Schwächen aufdeckt und damit verdeutlicht, wie heterogen die von ihm untersuchten Dozentengruppen waren. Unter den „abkommandierten“ Dozenten befanden sich Personen von unterschiedlicher Nationalität, fachlicher Kompetenz und menschlichem Anstand, die auch angesichts der starken Ideologisierung von Lehre und Forschung unterschiedliche Positionen bezogen, was am Beispiel der Dozenten Jānis Zutis und Jānis Svikke verdeutlicht wird. Die wenigen „bürgerlichen“ Dozenten an der Fakultät waren zwar alle Letten mit vergleichbarer Fachkompetenz, sie nahmen jedoch gegenüber dem sowjetischen Regime und dessen Ideologie unterschiedliche Positionen ein. Während Teodors Zeids und Mārgers Stepermanis sich schnell an das neue System anpassten, blieben andere, wie z.B. Gustavs Lukstiņš, auf Distanz. Auf diese Weise hebt Keruss auf der menschlichen Ebene die von ihm anfänglich unternommene Einteilung der Dozenten in zwei Gruppen im Prinzip wieder auf und macht deutlich, dass die Realität wesentlich facettenreicher war. Er belegt z.B., dass zwischen 1949 und 1951, als die LU von politisch und „sozial fremden“ Dozenten gesäubert wurde, die Verbindungen zum „bürgerlichen“ Lettland hatten, vor allem die Historisch-Philosophische Fakultät (an der es ja nur wenige „bürgerliche“ Lehrkräfte gab) von der stalinistischen antisemitischen Kampagne betroffen war, welche zu Verhaftungen und Entlassungen von mindestens vier jüdischen Dozenten und Mitarbeitern führte. Dabei zeigt Keruss, wie einige schlecht qualifizierte Dozenten diese Kampagne nutzten, um ihre jüdischen Kollegen zu denunzieren und sich so einiger Konkurrenten zu entledigen. Bis 1956 spielten sich diese und ähnliche Konflikte Keruss zufolge vor allem unter den „aus der Sowjetunion zugewanderten“ Lehrkräften ab. Denn er benennt keine vergleichbaren Auseinandersetzungen zwischen den „abkommandierten“ und den „bürgerlichen“ Dozenten, da

sich letztere offensichtlich in der Defensive befanden und daher wohl nicht als Konkurrenten betrachtet wurden.

Keruss ist der Meinung, dass seit der Mitte der 1950er Jahre die „immer lettischer werdende Umgebung“ der Fakultät² auch die dort tätigen russischen Lehrkräfte „zu verändern begann“ bzw. dafür sorgte, dass sie sich in „diese Umgebung integrierten“. Dies trifft auf das Erlernen der lettischen Sprache zwar zu. Gleichzeitig müsste aber auch geklärt werden, inwieweit sich diese Umgebung nicht nur „lettisierte“, sondern auch „sowjetisierte“ und somit die Integration der russischen Lehrkräfte erheblich erleichterte. Dafür spricht z.B. die Tatsache, dass 1962 zwei „bourgeoise“ Dozenten (Gustavs Lukstiņš und Arvīds Salmiņš) die Fakultät wegen ihrer Distanz zur sowjetischen Ideologie verlassen mussten. Einer der Hauptinitiatoren dieser ideologisch begründeten Entlassungen war, wie Ineta Lipša zeigt, der Absolvent der Fakultät Ojārs Niedre, der seine Tätigkeit dort 1957 aufgenommen hatte.

Der Beitrag von Lipša „In der Atmosphäre der Liberalisierung (1956–1969)“ lässt erkennen, dass die Arbeit der Fakultät in den 1960er Jahren stark ideologisiert und von der Partei, aber auch von den Organen der Staatssicherheit, kontrolliert wurde. Der kurzen Phase des Nationalkommunismus (1956–1959) folgten die Repressionen, denen die Autorin viel Aufmerksamkeit schenkt. So beschreibt sie z.B. ausführlich, wie zwischen 1958 und 1970 insgesamt zwölf Studenten der Fakultät aufgrund ihres „bourgeois nationalistischen“ Verhaltens oder ihrer Skepsis gegenüber der sowjetischen Ideologie exmatrikuliert wurden, und wie die Lehrkräfte auf diese Vorfälle reagierten. Dabei zeigt sich, dass es durchaus Unterschiede im Verhalten der Dozenten bzw. einen gewissen Handlungsspielraum bei der Ahndung des studentischen „Fehlverhaltens“ gab. Die Analyse dieser Repressionen lässt u.a. erkennen, dass sie eine abschreckende Wirkung auf andere Studenten ausübten, doch gleichzeitig macht sie deutlich, dass man in weiterführenden Arbeiten zur Geschichte der Fakultät zwischen 1960 und 1990 auch die Erfahrungen so genannter Durchschnittsstudenten berücksichtigen und auswerten müsste, die nicht unter den Repressionen des Staates litten, ein „normales“ sowjet-lettisches Leben führten und nach dem Studium als Lehrer oder Archivare beschäftigt waren oder sogar eine Karriere innerhalb von Partei, Ministerien oder lokalen Selbstverwaltungen machten. Lipša beschreibt in ihrem Beitrag auch die unterschiedlichen Formen der politisch-ideologischen Erziehung der Studenten sowie die Mittel, mit denen die „politische Qualifikation der Lehrkräfte“ verbessert werden sollte. Dabei stellt sie fest, dass es in den 1960er Jahren die zentrale Aufgabe der Fakultät war, ideologisch gefestigte Vollstrecker

² Nach 1954 konnte man sich an der Historisch-Philosophischen Fakultät nicht mehr für ein Geschichtsstudium auf Russisch einschreiben. Daher mussten alle Dozenten ihre Vorlesungen auf Lettisch halten bzw. Lettisch beherrschen.

der Parteilinie auszubilden, und dass es keinen Grund gibt, die Fakultät in dieser Zeit als eine Forschungseinrichtung anzusehen.

Dies änderte sich erst in den 1970er Jahren. Während in den vorangegangenen Jahrzehnten politische Treue über der Fachkompetenz rangierte und die ideologische Erziehung der Studenten im Mittelpunkt der Historikerausbildung stand, wurde nun Kaspars Zellis zufolge an der Historisch-Philosophischen Fakultät vor allem die Professionalisierung von Lehre und Forschung angestrebt. Der Autor stellt in seinem aufschlussreichen Beitrag „Die Zeit der Stagnation (1969–1979)“ fest, dass die Voraussetzung dafür sowohl die gestiegene Zahl von Lehrkräften mit einem Kandidaten- oder Doktorgrad als auch ihr Bestreben war, die fachliche Ausbildung der jungen Historiker zu verbessern. Wichtig war aber auch, dass am Anfang der 1970er Jahre das Zentralkomitee der KPdSU und der Ministerrat der UdSSR die Verbesserung der Hochschulbildung in der Sowjetunion anstrebten. Zellis schildert, wie in der ersten Hälfte der 1970er Jahre die Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens zuerst in unterschiedlichen Zirkeln des Studentischen Wissenschaftsvereins vermittelt wurden, in denen sich die Studenten freiwillig engagierten, und wie dann 1975 zum ersten Mal ein Programm zur Vermittlung dieser Grundlagen für alle Studenten der Geschichtswissenschaft ausgearbeitet wurde, das bis in die 1990er Jahre in Kraft blieb.

Der Spezialisierung und Verbesserung von Lehre und Forschung dienten auch einige Strukturreformen. So gingen z.B. 1976 aus dem Lehrstuhl für die Allgemeine Geschichte der Lehrstuhl für Neue und Neueste Geschichte und der Lehrstuhl für Alte und Mittelalterliche Geschichte hervor, an dem auch Archäologie, Volkskunde und Museologie untergebracht waren. Ebenso wie in den 1960er Jahren mussten die Dozenten der ideologischen Erziehung der Studenten große Aufmerksamkeit schenken. Doch die Einstellung gegenüber dieser Aufgabe hatte sich dem Autor zufolge gewandelt. Anhand mehrerer Beispiele belegt er, dass sie oft nur formal angegangen wurde und dass die Dozenten gelernt hatten, Maßnahmen, die für die fachliche Ausbildung der Historiker sinnvoll waren, „in der Soße der Ideologie der Kommunistischen Partei zu servieren“. Gleichzeitig steht Zellis den Behauptungen skeptisch gegenüber, die Dozenten hätten damals nicht an die von ihnen gehaltenen ideologisch korrekten Reden geglaubt bzw. seien dem sowjetischen Regime gegenüber nicht loyal gewesen. Er hebt aber hervor, dass „hinter diesen konformistischen Parolen reale Arbeit stand“. Angesichts dieser Skepsis wäre ein genauere Blick auf die in den 1970er Jahren an der Fakultät tätigen Lehrkräfte sehr spannend gewesen. Doch Zellis geht in seinem Beitrag, wie bereits dargestellt, anderen Fragen nach.

Trotz der Tatsache, dass Inese Runce weniger schriftliche Quellen und Zeitzeugenberichte als ihren Kollegen zur Verfügung standen, gelingt es ihr, einige wesentliche Tendenzen in der Entwicklung der Fakultät

darzustellen. So schildert sie in ihrem Beitrag „Die Zeit der Stagnation und der Veränderungen (1980–1991)“, wie am Anfang der 1980er Jahre junge, hoch qualifizierte Dozenten fehlten und es daher wenig Wettbewerb zwischen den Dozenten gab und auch wenig Forschung betrieben wurde. Die starke Ideologisierung des Studiums hatte, so die Autorin, dazu geführt, dass die Studenten (insbesondere die zukünftigen Philosophen) für ihre Jahresabschluss- und Diplomarbeiten ideologiefremde Themen wählten, den ideologisch belasteten Gesellschaftswissenschaften oft fernblieben und sich 1981 bei einer Befragung sogar offen für die Verringerung des gesellschaftswissenschaftlichen Anteils im Studienprogramm aussprachen. Der Staat, die Parteiführung der Universität und auch einige Dozenten der Fakultät wollten diese Probleme mit altbewährten Methoden lösen. Nach Überprüfung der Fakultät durch das Bildungsministerium der LSSR wurden in die Studienpläne zusätzliche ideologische Lehrveranstaltungen (z.B. „Die Methoden des aktuellen ideologischen Kampfes“) aufgenommen und 1983 die Philosophische Abteilung der Fakultät geschlossen, weil sie u.a. als ideologisch unzuverlässig galt. Die Entwicklung der Fakultät zwischen 1985 und 1991 streift der Runces Beitrag nur kurz. Es werden die wichtigsten Ereignisse sowie auch die Haltung skizziert, die die Dozenten der Fakultät sowohl den politisch-gesellschaftlichen Veränderungen als auch den neuen Methoden der Forschung gegenüber einnahmen.

Im Beitrag „Die Geschichte ‚von unten‘: das informelle Leben“ beschreibt Kaspars Zellis das aus der Sicht der Partei und des Staates „korrekte“ (Teilnahme an staatlich organisierten Theatergruppen, Ensembles u.ä.) und das „unkorrekte“ (Alkoholkonsum, Tanzabende, Jazzmusik) Benehmen der Studenten sowie die Räumlichkeiten der Fakultät und der Wohnheime, das Leben dort und die dort zu beachtenden Verhaltensregeln. Der Autor zeigt, wie der Staat versuchte, auch das private Leben der Studenten zu kontrollieren und ihre Freizeit in eine „positive Richtung“ zu lenken, und verdeutlicht, dass diese Bemühungen wegen des geringen Interesses der Studenten und der schlechten finanziellen Basis der staatlichen Angebote nur begrenzten Erfolg hatten.

Leider findet sich im besprochenen Buch, das einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Geschichte Lettlands in der Sowjetzeit leistet, keine Zusammenfassung, in der die wichtigsten Tendenzen in der Entwicklung der Historisch-Philosophischen Fakultät zwischen 1944 und 1991 dargestellt und in einen größeren gesellschaftsgeschichtlichen Zusammenhang hätten eingeordnet werden können. Auf diese Weise bleiben auch einige interessante Fragen unbeantwortet, die in den einzelnen Beiträgen angesprochen werden, wie etwa die Frage, ob die an der Fakultät tätigen Vertreter der gebildeten Elite Sowjet-Lettlands den Fall des sowjetischen Systems förderten (Jānis Keruss) oder, im Gegenteil, dieses System eher stabilisierten.

KRISTINE WOHLFART

Soldiers of Memory: World War II and Its Aftermath in Estonian Post-Soviet Life Stories. Ed. by ENE KÕRESAAR. Rodopi. Amsterdam and New York 2011. 441 pp. ISBN 9789042032439.

“Soldiers of Memory” is a fascinating combination of focused scholarly analysis and World War II participants’ memories in the first voice. The editor of the volume is Ene Kõresaar, who has long participated in the field of Estonian memory studies and currently works as a researcher at Tartu University (Institute of Journalism and Communication). The book contains eight life stories and the same number of articles by leading Estonian scholars from the diverse fields of literary studies, anthropology, sociology, and history. Each biography in the book is paired with a scholarly analysis. In addition, the editor offers a comprehensive introductory article to the volume. Central, however, remain the stories of eight Estonian men, born 1914–26. These are men from rather “ordinary” but often comparable backgrounds, of whom five are to fight in the German and four in the Soviet Army, one escapes to the Finnish ranks, three serve in the Estonian army prior to the war, and two are sent to Gulags after the war. Some of them switched sides or avoided conscription, some tried actively to make the best out of a bad situation, whereas others were content with the hand that fate dealt them. Everyone, however, both then and now, needs to explain what was happening to them in the face of radical social changes; and regardless of all the hazards, they are all survivors. They were also all to live in the Soviet Union and it is only after the collapse of the Soviet Union that the men were able to tell their stories.

These eight life-stories have been written in the atmosphere of the Eastern European “memory boom” of the 1990s. That period was “heavy with remembering, collecting memoirs and revising history.”¹ It was a time for telling the previously hidden, untold, or forbidden stories about the past. Building on this momentum, the Estonian Literary Museum organised various autobiography competitions; out of these, “My Destiny and the Destiny of Those Close to Me in the Labyrinths of History” (1997) and “One Hundred Lives of a Century” (1999) were perhaps the ones that gained the widest publicity and resulted in several published volumes in Estonian.² “Soldiers of Memory” draws on these traditions of writing and collecting autobiographies – seven life-stories in the book were principally gathered in such manner – but also on the network of scholars that has formed around

¹ RUTT HINRIKUS: Eesti elulugude kogu ja selle uurimise perspektiive [The collection of Estonian life stories and their research perspectives], in: *Võim ja kultuur*, ed. by ARVO KRIKMAN and SIRJE OLESK, Tartu 2003, pp. 171–214.

² *Eesti rahva elulood: sajandi sada elulugu* [Estonian life stories: hundred life stories of the century], Vol. 1–2, ed. by RUTT HINRIKUS, Tallinn 2000; *Eesti rahva elulood: elu Eesti ENSV-s* [Estonian life stories: life in the ESSR], Vol. 3, ed. by RUTT HINRIKUS, Tallinn 2003.

the Estonian Life Stories Association.³ It should be noted that the book under review is not the first collection of Estonian life-stories in English. One focusing on traumatic events entitled “Soviet Deportations in Estonia” appeared in 2007.⁴ Two others, “She Who Remembers Survives” (2004) and “Carrying Linda’s Stones” (2006) explicitly centred on the experiences of women.⁵ Another large collection of 25 “Estonian Life Stories” (2009) was compellingly introduced, translated and edited by Tiina Kirss;⁶ it scrutinized mostly the memories of the “interwar generation” (born 1915–40) as does the collection under review here. The current collection stands out, however, with its thematic focus on the war experiences and with a strong emphasis on scholarly interpretation of the materials at hand.⁷

After the annexation of independent Estonia to the Soviet Union in summer 1940, the 1941 German occupation was greeted as a kind of lesser evil by the majority in Estonia.⁸ The onslaught of the Red Army in 1944, conversely, was feared by many, so much so that every tenth inhabitant of Estonia escaped to the West and many more attempted to do so but were too late. Indeed, the Stalinist distrust of borderland populations continued to bring much suffering and culminated with the March 1949 deportations to Siberia. This is the basic context of historical “cogwheels” and “twists” on whose background the narrators tell of their personal “hopes”, “wonders”, and “lucky stars” (if one is to use some of the catchwords from the biography titles in the book).

³ See Estonian Life Stories Association web-page, URL: <http://www2.kirmus.ee/elulood/en/eng.html> (25.10.2011).

⁴ Soviet Deportations in Estonia: Impact and Legacy, ed. by KRISTI KUKK and TOIVO RAUN, Tartu 2007.

⁵ She Who Remembers Survives: Interpreting Estonian Women’s Post-Soviet Life Stories, ed. by TIINA KIRSS, ENE KÕRESAAR and MARJU LAURISTIN, Tartu 2004; Carrying Linda’s Stones: An Anthology of Estonian Women’s Life Stories, ed. by SUZANNE STIVER LIE, LYNDA MALIK, ILVI JÕE-CANNON and RUTT HINRIKUS, Tallinn 2006–2009.

⁶ Estonian Life Stories, ed. by TIINA KIRSS, Budapest and New York 2009.

⁷ It should be noted that two Estonian language collections of autobiographies have appeared with an explicit focus on the German occupation and WW II in Estonia. These books deal with the stories of similar age cohort as “Soldiers of Memory,” there are yet no overlapping autobiographies. See for reference: Sõja ajal kasvanud tüdrukud. Eesti naiste mälestused Saksa okupatsioonist [Girls who grew up in wartime. Estonian women’ memories of German occupation], ed. by RUTT HINRIKUS, Tallinn 2006; Sõjas kasvanud poisid. Eesti meeste mälestused sõjast ja Saksa okupatsioonist [Boys who grew up in wartime. Estonian men’ memories of war and German occupation], ed. by RUTT HINRIKUS, Tallinn 2011.

⁸ OLAF MERTELSMANN: How the Russians Turned into the Image of the “National Enemy” of the Estonians, in: Pro Ethnologia 19 (2005), pp. 43–58. In addition to Soviet repressions of 1940–41, strong historical ties to the former German *Kulturträger* as well as the minuscule Jewish population of Estonia make this idea both more understandable and “digestible”. Out of approx. 4,500 Estonian Jews 1.000 were murdered in the Holocaust, around 500 repressed by the Soviets before Nazi occupation, and slightly less than 3,000 escaped to the Soviet rear, on time.

Returning to the central theme of the collection, it is worthwhile to pay attention to the cover picture of “Soldiers of Memory”. It depicts two Estonian conscripts, probably friends from neighbouring villages, posing together for a photograph somewhere in Estonia in 1944: one wearing a Soviet uniform, the other in a *Waffen-SS* uniform. Indeed, in these years, neighbours and classmates often set out on radically differing paths that potentially “reunited” them again on opposite sides of the front line. This image, therefore, carries the central theme of the book as representative of young men’s social situation at the time; it is about the intermingling of rapidly changing historical conditions, limits to individual agency, and the often life-saving nature of circumstantial effects, such as luck. But this photo is also exceptional as there was almost no way to meet each other in peace at the end of the war; that is the picture of what never took place, when Estonia was annexed to the Stalinist Empire where right and wrong were retroactively established both by discourse and coercion. Further in time, from the present-day perspective, the forty years of Soviet dichotomy of truth and silence laid down much mnemonic dust that the autobiographers need to work through to tell their life-story in the conditions of the “memory-boom” of the restored Estonian republic.

In summary, two problem sets prevail in the book: first, the one of complex links between the individual and the “big structures and large processes” (in wartime Estonia); second, biographical construction of the self and collective-personal memories (in contemporary Estonia). The theoretical frames of memory studies help scholars to place individuals in the “social framework of remembrance,” to handle “how subjectivity is constituted,” to be sensitive both to “personal experience and to pre-existing narratives” as well as to “post-factum” memory-politics.⁹ The autobiographies are compared to unpublished parts of texts, sometimes to archival documents, to the interviews with narrators’ relatives or to other sources.

As for specific contributions by scholars, Aili Aarelaid revisits her former idea of “double mental standards” of the interwar generation (b. ~1910–30). She describes it as a mechanism that allowed the people to deal with the “cultural trauma” caused by the establishment of radically different Soviet order and actually to achieve relative success within these new frames. How much of a post-factum construct – here meaning post-Soviet – such standards are remains an open question. Ene Kõresaar uses her earlier concept of a prolonged “rupture” to focus on the conditions of memory boom in the 1990s. She argues that “rupture” becomes a discursive mode with which that same interwar generation marks the 40–45 Soviet years in their autobiographies reorienting one’s self according to the rhythm of rise fall and rise of the Estonian Republic. Olaf Mertelmann takes a

⁹ ENE KÕRESAAR: Introduction: Remembrance Cultures of World War II and the Politics of Recognition in Post-Soviet Estonia: Biographical Perspectives, in: *Soldiers of Memory*, pp. 1–34, here: p. 17.

colourful narrative of a Soviet army deserter (not the only one in the book!) and lucky wartime adventurer as an illustration of “Homo Sovieticus” in the making. Aigi Ra hi-Tamm rebuilds historical context of an autobiography by comparing her informant’s story to the initially “similar” biographies (all are German Army conscripts) and to their randomly different post-War outcomes. Ra hi-Tamm is rather empathic towards the protagonist, while at the same time revealing from the archive that the autobiographer had concealed his service in the Estonian SS battalion. There is yet another story in the book, whose author hid Home Guard service during the Nazi occupation both from his narrative and also from his daughter as shown by Terje Anepaio, who conducted several interviews with the biographer’s descendants. Tiiu Ja ago makes extensive use of other texts and interviews, as well, discussing the narrative moments of sense of individual agency and sense of “things happening around.” Rutt Hinrikus brings in an interesting dimension by discussing Soviet Estonian public texts regarding WW II from the 1960s and 1970s; even if pushed aside in the 1990s, their motives find their way into contemporary memory culture. Hinrikus shows how then the tropes of Red Army veteran heroism, Soviet labour battalion dark reality, and sceptical Estonian nationalism diffuse in a life-story. Tiina Kirss outlines a specific micro-cohort of the Estonian German army conscripts – the “Czech Hell” survivors. Consequently, she brings a reader close to retaliatory brutality unfolding on Czech lands in May 1945, where all the wearers of a Nazi uniform were potentially subject to revenge by the local partisans. Somewhat ironically for the general frames of the book, the 18-year old narrator escapes death due to an intervention by the Soviet Army officer.

War experiences and remembrances are naturally connected. As Ene Kõresaar explains in her introduction, the WW II veterans’ roles have primarily been evaluated in Estonia today by the contribution to the mythical “battle for Estonian national independence.”¹⁰ With this approach, the assigned labels are the following: the German Army conscripts chose “between two evils” while fighting the Soviets, the Soviet Army veterans claim to be “equal victims” of rough circumstances, and the so-called Finnish Boys who escape to fight the Soviets from Finland, who are in search of a “third way.”¹¹ One can notice a certain tendency for appreciating a German rather than a Soviet “path” both in some veterans’ stories and scholars’ historical contextualisations. This might be explained by the mentioned Estonian wartime realities and by the conditions of remembering after the collapse of the USSR and its legitimising myths. Therefore, Nazis are the “lesser evil,” and even if seeking the “third way,” people would rather end up fighting for or supporting Germans over the Soviets. In a problematic

¹⁰ Ibid., p. 14. Kõresaar refers here to JAAK VALGE: Eesti meeste valikud 1941–1944 [The choices of Estonian men, 1941–1944], in: Sirp, 2.11.2007.

¹¹ KÕRESAAR, Introduction, p. 15.

way, it transpires that siding with the Nazis was not a good idea, mostly because they would not *actually* support the “battle for Estonian national independence”; but what if they had supported this “battle”? “Soldiers of Memory” is agent-centred, largely emic and empathic in interpretation – helping the reader to understand actors’ circumstantial difficulties, even as these created certain “moral blinders.”¹² However, while reading the articles in the second half of the book, one sometimes misses clearer scholarly framing within grand debates, this would help to avoid biographers dispositions “spilling over” into the analytical parts of the book.

As for the selection of biographies in the book, it is a little surprising that there are no stories from more “extreme” sides: by people who either escaped from Estonia in 1944 or by people who had more successful Soviet lives. The first cohort could add to our understanding of how “small” wartime decisions radically altered individuals’ post-war paths. The second cohort might help to clarify how the Soviet collective memory project functioned, under which the Estonian public sphere was subsumed for 40 years.

Although the book offers a well edited and balanced analyses there are some minor issues with its presentation that should perhaps be mentioned. First, the time frames of the life-stories and some articles demonstrate a certain disconnect. For example, Mertelsmann focuses on the idea of “Homo Sovieticus,” whereas his informant tells the reader strictly of the wartime struggles. Kõresaar deals with the narrative rupture in depictions of the Soviet period and Kirss focuses on the war events; the autobiographies their analyses refer to, however, deal conversely either with the war or offer interesting accounts on post-war Soviet life. At times, this leaves the reader wanting more background knowledge that the scholar obviously has from other materials. At times, however, it is hard to understand the link between the life-story frames and the analytic concepts used (e.g. how the wartime survival techniques relate to being “Homo Sovieticus”). Second, the book includes a life-story that is not an autobiography, but is born out of a dialogue between the informant and the scholar and, therefore, represents a different genre. This variety potentially enriches the book, but it also poses questions of authorship, voice, and the nature of remembering. Third, it is sad that the publisher has decided for endnotes over footnotes, moreover, some endnotes refer to the others as “see note X after author Y essay” without a page number. As the editor has thoughtfully commented

¹² “Moral blinders” depict selective interpretation schemes by which the actors choose their larger frame of reference in a manner that does not hurt their sense of “right and wrong”. Such “blinders” are often part of the contemporary grand historical narrative of Estonia that circles around the mentioned leitmotif of the “battle for Estonian national independence” and thereby pays little attention to, for example, contextualising WW II battles in Estonia within the frames of liberating Nazi extermination camps. For more on the “battle for Estonian national independence” see: MAREK TAMM: History as Cultural Memory: Mnemohistory and the Construction of the Estonian Nation, in: Journal of Baltic Studies 39 (2008), pp. 499-516.

on terms and context in endnotes, the potential of making the distant world of war veterans more accessible to readers is partially lost by the cumbersome nature of consulting the notes. Fourth, the book has several translators, consequently the styles vary, sometimes towards rather technical and non-colloquial English, even if the original Estonian language biographies read smoothly.

In summary, “Soldiers of Memory” is a result of an interesting collaborative project by the leading Estonian scholars united by their interests in biographical studies. It is a comprehensive account that balances well between different disciplinary perspectives and historical actors’ voices. Life-stories in the book are captivating and their analyses well founded, they raise challenging, if not omnipresent, questions about historical agency and ethics of decision-making. All in all, “Soldiers of Memory” is a valuable contribution to the field of memory studies and to the debates surrounding World War II and its legacy in Eastern Europe.

UKU LEMBER

Pēdējais karš: Atmiņa un traumas komunikācija [Der letzte Krieg: Erinnerung und Kommunikation eines Traumas]. Hrsg. von MĀRTIŅŠ KAPRĀNS und VĪTA ZELČE. Latvijas Universitāte – Sociālo zinātņu fakultāte – Sociālo un politisko pētījumu institūts. [Riga] 2010. 299 S. ISBN 9789934819407.

Der vorliegende Sammelband ist der erste in einer Reihe von Publikationen, die im Rahmen eines multi-disziplinären Projekts zu „sozialem Gedächtnis und Identität“ entstehen. Das Projekt ist Teil eines staatlich geförderten Forschungsprogramms „nationale Identität“, in dem überwiegend Wissenschaftler verschiedener lettischer Forschungseinrichtungen zu Aspekten lettischer nationaler Identität, Kultur und Geschichte forschen. Dieser Band nun befasst sich mit dem Thema des kulturellen Traumas und seiner Kommunikation im öffentlichen Raum und präsentiert die Forschungsarbeiten von überwiegend jüngeren lettischen Wissenschaftlern der Geschichts- und Kommunikationswissenschaften. Die Arbeiten beziehen sich auf die Ereignisse der Jahre 1939–1949, die in der heutigen lettischen Wahrnehmung von besonderer Bedeutung sind: der Verlust der Eigenstaatlichkeit 1940, die deutsche Besatzung, der Widerstand, die Partisanenkämpfe und die Massendeportationen von 1941 und 1949. Gemeinsames, durchaus praxisorientiertes Anliegen der Autoren ist es, so die

Herausgeber, die Menschen in ihren historischen Zusammenhängen zu begreifen und die in der Vergangenheit wurzelnden kulturellen Traumata zu identifizieren, „um jene möglichen Heilprozesse zu fördern, die für die heutige soziale, menschliche und moralische Gesundheit der Gesellschaft von Bedeutung sind“ (S. 26).

Einen grundsätzlich konstruktivistischen Ansatz verfolgend, entwickeln Vita Zelče und Mārtiņš Kaprāns zunächst den analytischen Rahmen für die diversen Studien. Zentral hierbei ist das Konzept des kulturellen Traumas. Hierbei handelt es sich um ein relativ neues Konzept der Kultur- und Gedächtnisforschung, das nach den Spuren vergangener traumatischer Erfahrungen und ihrer Repräsentation im öffentlichen Raum fragt – in „Werten, Normen, Ansichten, Überzeugungen, Wissen und empirischen Behauptungen“ von Gesellschaften (S. 22). Wenngleich ein Trauma zunächst immer in konkreten und individuell erlebten vergangenen Ereignissen verankert ist, so die Annahme, so kann es doch als nicht nur gesamtgesellschaftliches, sondern auch zeitübergreifendes Phänomen betrachtet werden. Die Erfahrung und Erinnerung an Gewalt, Verlust und Ohnmacht wird auf kommunikativem Wege, d.h. durch verschiedene Formen der „Repräsentation“ in Familien, Medien, Politik sowie wissenschaftlichen Arbeiten stets aufs Neue reproduziert. Ein solchermaßen kollektiv verankertes Trauma tritt somit in den kulturellen Raum ein, informiert und beeinflusst das Verhalten und die Ansichten späterer Generationen.

So einleuchtend diese Ausführungen der Herausgeber auch sind, so viel Zeit verschwenden sie nach meiner Ansicht auf die Darlegung der in ihren Augen bedenklichen Lage lettischer „nationaler Identitätsentwicklung“ und „nationaler Psyche“. Die Autoren stützen sich dabei auf zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen der letzten zwanzig Jahre, die den schon legendären „lettischen Minderwertigkeitskomplex“ belegen. Doch führt diese Nabelschau wenig weiter, und es wäre besser gewesen, hätten die Autoren stattdessen mehr Raum für die theoretische Diskussion ihres zentralen Analysekonzepts verwendet. So bleibt etwa das Verhältnis von kulturellem Trauma zu den verschiedenen Ausdrucksformen kollektiven Gedächtnisses undeutlich und auch die beigefügte Graphik (S. 25) ist in diesem Zusammenhang wenig aussagekräftig.

Im ersten von insgesamt drei, im Umfang sehr unterschiedlichen Teilen des Bandes sind sechs Forschungsaufsätze versammelt, die sich – zum Teil mit farbigen Bildern illustriert – mit „neu/geladenen Erinnerungen“ (*[pār] lādētās atmiņas*) befassen, d.h. mit verschiedenen historischen Ereignissen und Erfahrungen und deren Erinnerung und Widerspiegelung im öffentlichen Raum im heutigen Lettland. Zunächst analysiert Vita Zelče die Ereignisse des Jahres 1939/40, speziell den Verlust der nationalen Eigenstaatlichkeit und deren Wahrnehmung damals und heute. Ihr Hauptanliegen dabei ist es zu zeigen, wie die damalige Propaganda, die positive Darstellung des Besatzungsereignisses durch sowjetische Medien und

öffentliche Inszenierungen, in die Entstehung einer kollektiven Erinnerung an die Ereignisse einwirkte und bis heute eine klare historische Aufarbeitung erschwert. Zelče kombiniert auf instruktive Weise sozial- und kulturhistorische Darstellung mit kommunikationswissenschaftlicher Analyse der Erinnerungsinzenierungen. Vor allem letztere hinterließen, so konstatiert sie, deutliche Spuren in der recht unterschiedlichen Wahrnehmung der damaligen Ereignisse durch verschiedene Bevölkerungsgruppen heute.

Didzis Bērziņš' Untersuchung widmet sich dem „Holocaust im sozialen Gedächtnis“. Wer hier allerdings eine Analyse der lettischen Verhältnisse erwartet, wird enttäuscht. Vielmehr betrachtet Bērziņš die Holocaustrezeption und -erinnerung in westlichen Gesellschaften und zeichnet die Entwicklung nach, durch die die Vernichtung der europäischen Juden zum zentralen Ereignis, zum „kulturellen Phänomen“ im kulturellen Gedächtnis selbst jener Länder wurde, in denen der Massenmord kaum oder gar nicht stattfand. So einleuchtend und theoretisch fundiert diese Analyse ist, so sehr vermisst man doch, angesichts der Zielrichtung und der Leserschaft dieses Buches, die Bezugnahme auf den lettischen Kontext.

Einen etwas anderen Ansatz verfolgt Kaspars Zellis in seinem Aufsatz über die „Rekonstruktion des Verständnisses lettischer Historizität in der Zeit nationalsozialistischer Besatzung“. Als Historiker meidet er ganz offensichtlich die Terminologie von kollektivem oder sozialem Gedächtnis und fragt vielmehr nach Spuren nationalsozialistischer „Geschichtspolitik“ in der „gesellschaftlichen Kommunikation“ und im „historischen Bewusstsein“ heute (S. 80). Doch abgesehen von diesen terminologischen Abweichungen, die er nicht näher erläutert, bietet er interessante Einblicke in die deutschen Maßnahmen zur Veränderung des lettischen Geschichtsverständnisses (man könnte auch sagen des kollektiven [politischen] Gedächtnisses) durch die Veränderung schulischer Lehrpläne, gezielter Installation ideologie-konformer Historiker und durch die Medien. Zellis kommt zu dem Ergebnis, dass der deutsche Versuch, lettische Abhängigkeit als fundamentales Paradigma lettischer Geschichtlichkeit („Historizität“) zu verankern, letztendlich scheiterte, und begründet dies mit dem in der national-autoritären Zeit Ulmanis' stark ausgeprägten historischen Bewusstsein nationaler Eigenstaatlichkeit sowie der kurzen Naziherrschaft. Er fügt jedoch hinzu, dass einige der im Zuge nationalsozialistischer Geschichtspolitik entstandenen Mythen und Geschichtsbilder im historischen Bewusstsein der Letten überlebten (nicht zuletzt in Reaktion auf sowjetische Mythen). Leider führt er dies zu wenig aus und beschränkt sich zur Illustration dieser These allein auf die Erwähnung einiger jüngerer Filme, in denen deutlich anti-jüdische Propaganda mitschwingt.

Ebenfalls als Historiker nähert sich Uldis Neiburgs dem Thema „Widerstand in der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung im sozialen Gedächtnis und Identität der Gesellschaft Lettlands“. Seine zentrale Frage ist, warum der lettische Widerstand gegen die Nazis nicht zu einer

„Heldenerzählung“ wurde, sondern vielmehr ein „Stiefkind“-Dasein in der lettischen Geschichtsschreibung führt. Er erklärt dies sowohl mit den speziellen historischen Umständen der wechselnden Besetzungen als auch mit späteren ideologischen und propagandistischen Rahmensetzungen sowie mit den unterschiedlichen, am Rezeptionsprozess beteiligten sozialen Interessengruppen. Heraus kommt eine interessante Studie vergangener und heutiger wissenschaftlicher und öffentlicher Widerstandsrezeption, die neben wissenschaftlichen Arbeiten auch Symbole öffentlichen Gedenkens mit in die Analyse einbezieht und nach neuen Unschärfen in der noch immer eher schwachen Auseinandersetzung mit diesem Thema fragt.

Basierten die bisherigen Analysen vornehmlich auf gedrucktem Material – unter Einbezug von filmischen und graphischen Darstellungen –, so verfolgt die Untersuchung von Klīta Lociemele über „Vertriebene Erinnerungen: die nationalen Partisanen im kollektiven Gedächtnis der Einwohner Lettgallens“ einen eher soziologischen Ansatz der kollektiven Gedächtnisforschung. Dabei kombiniert sie die kommunikationswissenschaftliche Untersuchung öffentlicher Gedenkkultur in einer bestimmten Region Lettlands mit der Analyse von Umfragedaten unter Schülern und versucht so nachzuzeichnen, wie kollektives Gedächtnis entsteht und welches seine wesentlichen „Bezugspunkte, Quellen und Bedrohungen“ sind. Die Studie verdeutlicht, wie die jungen Menschen ihr Wissen und Geschichtsbewusstsein aus unterschiedlichen „kommunikativen Quellen“ speisen. Der spezielle Fall von Schülern aus Lettgallen zeigt eine interessante Schiefelage zwischen schulischer Bildung, die Wissen über die in der Gegend stattgefundenen Partisanenkämpfe vermittelt, familiärem Schweigen oder Unwissen über die Ereignisse und verwirrendem, da „wenig reguliertem“ öffentlichem Gedenken. Eingerahmt ist die Studie von einer Diskussion existierender Konzepte der verschiedenen kollektiven Gedächtnisformen und ihren Interaktionen. Einen Teil dieser konzeptionellen Debatten hätte man sich für die gesamte Studie und ihre theoretische Einordnung gewünscht.

Zuletzt untersuchen Mārtiņš Kaprāns, Olga Procevska und Laura Uzule die Darstellung von Gedenkveranstaltungen zu den beiden Massendeportationen 1941 und 1949 in lettischen Printmedien während der Unabhängigkeitsbestrebungen. Ziel ist es, „die Entwicklung der traumatischen Identität im öffentlichen Raum“ zu verstehen sowie bislang weniger bekannte Details über öffentliche Diskursentwicklungen in diesen Jahren zu zeigen. Tatsächlich werten die Autoren eine beeindruckende Zahl kaum systematisch untersuchter lokaler Printmedien aus und können durch ihre systematische Inhaltsanalyse Tendenzen und Themen identifizieren, die dann in den 1990er Jahren zunehmend gewichtig wurden, wie etwa die geschichtsbezogene Tendenz zur Konfrontation zwischen lettischen und russischen Medienorganen.

Der zweite Teil des Bandes, der an dieser Stelle nicht näher besprochen werden kann, ist mit „Kulturkämpfe“ (*Kultūrkaujas*) betitelt und

umfasst drei Beiträge, die sich mit kulturellen Trägern und kulturpolitischen Aspekten des sozialen Gedächtnisses befassen. Aigars Lazdiņš untersucht das 1994 erschienene Buch „Als ich Ulmanis traf...“, in dem Anekdoten und Erinnerungsstücke über Kārlis Ulmanis versammelt sind, und fragt nach der Rolle Ulmanis' im lettischen sozialen Gedächtnis der frühen 1990er Jahre. Aija Rozenšteina analysiert die Entstehungsgeschichte des Spielfilms „Akmens un šķembas“ / „Es visu atceros, Ričard!“ (Stein und Splitter / Ich erinnere mich an alles, Richard!) von 1966 als politischen und sozialen Prozess, an dem verschiedene Akteure und Institutionen beteiligt waren. Laura Arvada, Aija Rozenšteina und Gita Siliņa schließlich untersuchen das 2008 uraufgeführte Drama „Strudel“ (*Atvari*) von Alvis Lapiņš, in dem das Jahr 1949 im Zentrum steht, und versuchen seine Bedeutung im Gedächtnisdiskurs nachzuzeichnen.

Der letzte Teil schließlich wird als „Plattform“ bezeichnet und präsentiert eine Auseinandersetzung mit den Texten von Vilis Lācis, einem der schillerndsten Literaten der Zwischenkriegszeit sowie Vorzeigeschriftsteller und Politiker der sowjet-lettischen Nachkriegszeit. Anta Rūgata stellt in ihrer Analyse vor allem das zwischen 1949 und 1952 entstandene Drama „Verlorene Heimat“ (*Pazudusī dzimtene*) die These auf, dass Lācis hier vergangene Traumata und kollektive Ängste zum Ausdruck brachte, die sonst nicht zu äußern möglich waren – nicht einmal wenn man, wie der Autor, selbst Teil des sowjetischen Unterdrückungsapparats war.

Insgesamt hätte der Sammelband von einer theoretisch und konzeptionell rigoroseren Rahmensetzung profitiert, die nicht nur das Konzept des kulturellen Traumas darlegt, sondern vor allem auch einen Einblick in die sehr verschiedenen Ansätze der kollektiven Gedächtnisforschung gegeben hätte. Die signifikanten konzeptionellen und, daraus resultierend, methodischen Unterschiede vor allem zwischen dem auf gelebten Erfahrungen basierenden, kommunikativen und sozialen Gedächtnis und dem auf äußeren „Trägern“ basierenden politisch institutionalisierten oder kulturellen Gedächtnis hätte die Einordnung der einzelnen in diesem Band versammelten Studien deutlich erleichtert. Dennoch zeigt der vorliegende Band einmal mehr eindrucksvoll, wie fruchtbar es ist, wenn sich Vertreter unterschiedlicher Disziplinen gemeinsam mit der Erforschung von historischen Erfahrungen und ihrer Umwandlung in kollektive Gedächtnisformen und nationale Geschichtsdiskurse befassen.

EVA-CLARITA PETTAI

Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen.
Hrsg. von MARTIN SCHULZE WESSEL, IRENE GÖTZ und EKATERINA
MAKHOTINA. Campus Verlag, Frankfurt am Main und New York
2010. 248 S., 86 Abb. ISBN 9783593393087.

Vilnius ist zweifellos eine multikulturelle und historisch gesehen auch eine multiethnische Stadt. Ihre Geschichte ist lang und kompliziert und im ständigen Wandel; als Ort unterscheidet sich das heutige Vilnius erheblich von der Stadt aus der Zwischenkriegszeit. Somit ist allein schon der Versuch, die Geschichte der Stadt sowie das Problem der mit dieser Geschichte verbundenen Erinnerungen auf knapp 250 Seiten zusammenzufassen, ein äußerst mutiges Unterfangen.

Das Buch besteht aus fünf größeren Abschnitten. Der erste von ihnen („Nationalisierte Stadtlandschaften: Das litauische Erbe im heutigen Vilnius“) beschäftigt sich anhand des Beispiels Vilnius mit der Analyse der Gestaltung der heutigen offiziellen litauischen Geschichtsauffassung. Die Verfasser gehen davon aus, dass die bewusste politische Gestaltung der nationalen Geschichte auf den so genannten „goldenen Zeiten“ in der Vergangenheit des Landes beruht. Daneben wird eine der vielen schmerzlichen Episoden der litauischen jüngeren Geschichte behandelt – die sowjetische Okkupation. Die Erinnerung daran sowie die Gestaltung dieses Erinnerens werden vor allem anhand des Vilniuser Museums für die Opfer des Genozids untersucht. Den Abschluss des Kapitels bildet das Thema des Gedenkens an die Ereignisse von 1991 und die Wiedererlangung der litauischen Unabhängigkeit.

Der zweite Teil („Jerusalem des Nordens: das jüdische Vilnius in Geschichte und Erinnerung“) ist einem der bekanntesten und ohne Zweifel einem der wichtigsten Kapitel der Geschichte der litauischen Hauptstadt gewidmet – ihrem jüdischen Erbe. Hier wird mit dem während der NS-Besatzung gegründeten Ghettotheater ein Symbol des Leidens und des geistigen Widerstands vorgestellt. Daneben behandelt dieser Abschnitt im Kontext der Erinnerungskultur die ehemalige Hinrichtungsstätte Paneriai. Schließlich erfahren wir etwas über das jüdische Museum von Vilnius, das eigentlich aus zwei unterschiedlichen Museen besteht, die sich der Aufgabe widmen, die jüdische Kultur und die jüdischen Traditionen am Leben zu halten – und dies in einem heutigen Vilnius, das kaum noch an das einstige „Jerusalem des Nordens“ erinnert.

Der dritte Abschnitt des Buches („Topographie der Sehnsucht: Das polnische Wilno als Projektionsfläche für Patriotismus und Nostalgie“) untersucht den Umgang mit dem polnischen Erbe der Stadt. Hier wird der Versuch unternommen, durch Vorstellung und Analyse der zentralen Denkmäler die polnische Tradition im städtischen Kontext zu erschließen. Zu diesem Zweck werden die polnischen Friedhöfe sowie der „Kult“ um Marschall Józef Piłsudski in Vilnius beschrieben. Daran knüpft sich

eine Analyse über Vilnius als Pilgerstätte und national-religiöses Reiseziel der Polen. Abschließend folgen die Autoren den Spuren des Poeten Adam Mickiewicz in Vilnius, die sowohl aus der litauischen als auch aus der polnischen Perspektive in den Kontext der heutigen Stadt gestellt werden.

Im vierten Abschnitt („Spuren und Leerstellen der sowjetischen Ära in Vilnius“) wird das sowjetische Erbe in Vilnius unter die Lupe genommen. Eingangs wird der „Disneyland des Stalinismus“ genannte *Grūto parkas* mit seinen sowjetischen Denkmälern recht ausführlich untersucht, wobei seine Gründung und seine Konzeption sowie sein Einfluss auf die Erinnerung und das Gedenken an die sowjetische Periode zur Sprache kommen. In diesem Abschnitt wird auch die Tragödie von Pirčiupiai angesprochen, die zwar mit der Zeit der NS-Besetzung in Verbindung steht – Wehrmachtssoldaten verbrannten das Dorf und 119 Einwohner im Juni 1944 –, jedoch eine wichtige Rolle in der litauischen Erinnerungskultur an die Sowjetzeit spielte.

Schließlich wird am Ende des Buchs („Vom Europa ‚en miniature‘ zu gegenwärtigen Neuverortungen“) ein Blick auf das Vilnius der Gegenwart geworfen. Zu diesem Zweck wird ein Überblick über die akademische Bildungslandschaft der heutigen Stadt sowie deren wichtige Rolle bei der Anbindung der Stadt an Europa gegeben. Danach folgt ein Blick auf das Jahr 2009, in dem Vilnius Kulturhauptstadt Europas war, wobei sowohl das Veranstaltungsprogramm als auch die wirtschaftlichen und politischen Probleme analysiert werden, die im Zusammenhang mit dieser Veranstaltung aufgetreten sind. Zum Schluss wird versucht, eine zentrale Komponente der „neuen Identität“ von Vilnius zu definieren – die Idee der Stadt als (geografischer) Mittelpunkt Europas. Letzteres wird ergänzt durch die Vorstellung des von Vilnius einige Dutzend Kilometer entfernt errichteten Europa-Parks, der ebenso direkt auf das geografische Zentrum Europas anspielt, aber zudem auch einen deutlichen künstlerischen Anspruch vertritt.

Wie schon erwähnt, stellt ein solches Buch an sich schon ein mutiges und ambitioniertes Unterfangen dar. Mit dieser Ambition sind auch einige eher grundlegende Probleme und Schwächen des Buches verbunden. Schon in der Einleitung (Martin Schulze Wessel, Ekaterina Makhotina) wird erläutert, dass das Anliegen des Werkes „nicht die Darstellung der Geschichte einer Stadt aus unterschiedlichen ethnischen oder nationalen Perspektiven“ sei; stattdessen wird der Wunsch unterstrichen, Vilnius „in seiner ganzen Komplexität als historischen Erinnerungsraum“ zu beschreiben. Um dieses Ziel zu erreichen, werden vor allem die Erinnerungsorte (Pierre Nora's *lieux de mémoire*) behandelt und diese in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung gesucht (S. 22).

Dabei scheint die Auswahl dieser Erinnerungsorte von einer gewissen Orientierung am politischen Mainstream in Bezug auf verschiedene Perioden und ethnische Gruppen ausgegangen zu sein, womit allerdings

eine Erinnerungskultur bekräftigt wird, der gegenüber die Autoren selbst mit erheblicher Kritik nicht sparen. So wirkt es äußerst widersprüchlich, wenn die Kritik an der Ausstellung des Genozidmuseums wiederholt die übertriebene Emotionalität und Einseitigkeit der Exposition betont – die ohne Zweifel deren wesentliche Mängel darstellen –, doch zugleich in einer zu Tränen rührenden Emotionalität über das jüdische Museum berichtet wird. Hier wird unterstrichen, dass die Vertreterin der Vilniuser jüdischen Gemeinde Rachel Kostanian „mit Trauer in der Stimme“ (S. 88) bzw. „mit Traurigkeit in der Stimme“ (S. 113) über jüdische Schicksale berichtet habe. Interessant und fragwürdig zugleich ist dabei, dass der litauische Patriotismus (um nicht von Nationalismus zu sprechen) von den Autoren stets kritischer bewertet wird als der polnische Patriotismus, der sich ja durch die ganze Thematik der Vergangenheit von Vilnius zieht. Es sind solche Details in den Schilderungen, die das Buch insgesamt recht voreingenommen und zuweilen sogar tendenziös erscheinen lassen.

Die Texte wirken außerdem zuweilen etwas gezwungen, und es stellt sich immer wieder die Frage, ob überhaupt jemand von den Trägern der diversen hier behandelten Erinnerungskulturen diese Erinnerungsorte tatsächlich auch auf die hier geschilderte Weise wahrnimmt. Zwar gibt es den analytischen Rahmen der hier benutzten Begriffe und Konzepte von Theoretikern wie Pierre Nora oder Jan und Aleida Assmann, doch darf dabei nicht übersehen werden, dass die Autoren selbst neue Bedeutungen schaffen, indem sie Verbindungen zwischen Objekten finden, die selbst den Trägern der Erinnerungskultur nicht bewusst sind. So wird in Bezug auf die Heiliggeistkirche festgestellt, sie gelte als „religiöses Zentrum der polnischen Minderheit in Vilnius“. Zugleich wird indes erklärt, dass „viele Polen in Vilnius erst beim zweiten oder dritten Nachfragen“ diese Kirche als polnische Kirche bezeichnen. (S. 124). Soll hier auf Nachfragen ein Erinnerungsort konstruiert werden?

Ganz allgemein muss leider angemerkt werden, dass die Autoren des Buches sich nicht immer in der Geschichte der Stadt und vor allem der weiteren Region auskennen. So muss der Leser mit einer gewissen Überraschung erfahren, dass die 1579 gegründete Universität von Vilnius bis zur Gründung der Moskauer Lomonosov-Universität 1755 die am weitesten östlich gelegene Universität Europas gewesen sei (S. 204). Man fragt sich unwillkürlich, warum die Autoren hier übersehen, dass derartige höhere Bildungsanstalten nicht nur in der neuen Hauptstadt des Russländischen Imperiums St. Petersburg (1724), sondern sogar noch früher unter schwedischer Herrschaft in Dorpat (1632) gegründet worden sind.

Etwas fragwürdig erscheint es auch, den *Grūto parkas* in ein Buch über Vilnius einzubeziehen. Einerseits ist es verständlich, denn diese Anlage bietet ein spannendes Thema und als Erinnerungsort und Ergebnis des modernen Ikonoklasmus (S. 164) auch interessante Analysemöglichkeiten; aber wo liegt denn andererseits die konkrete Verbindung des Parks mit der

Stadt? Auch im Zusammenhang mit der Tragödie von Pirčiupiai, die im Buch ziemlich ausführlich behandelt wird, ist es schwer, eine Beziehung mit Vilnius herzustellen. Somit fällt wiederholt der Wunsch der Autoren auf, etwas unbedingt beschreiben, analysieren und kritisieren zu wollen, ohne dass ein erkennbarer Grund erkennbar wird, warum dies zu geschehen hat.

Was der Leser während der ganzen Lektüre des Buches vermisst, ist ein Überblick über die ältere Geschichte Litauens. Da viele der heute wichtigen Erinnerungsorte vor allem unter den Vorzeichen des Großfürstentums Litauen stehen, wäre es hilfreich gewesen, gleich am Anfang des Bandes ein paar Informationen darüber zu bieten, die der litauischen Geschichte einen im vorliegenden Kontext ausreichenden Rahmen gegeben hätten. Leider finden sich solche Angaben summarisch erst im letzten Kapitel. Zudem fallen auch einige technische Fehler und Wiederholungen von Illustrationen (S. 28, 42) sowie sprachliche Widersprüche (S. 227) ins Auge. Bemerkbar macht sich auch das unterschiedliche Niveau der einzelnen Texte und Abschnitte. Allerdings erklärt das Nachwort diesen – uneingestanden – Umstand ansatzweise damit, dass es sich zum größten Teil um Texte handelte, die von Studenten des Fachs Osteuropastudien im Resultat einer Exkursion verfasst worden sind.

Insgesamt offeriert dieses Buch durchaus einige wesentliche Erkenntnisse über Vilnius und seine Erinnerungskultur. Es macht deutlich, dass der Zweite Weltkrieg bis heute zumindest in Osteuropa ein wunder Punkt ist, der größtenteils bestimmt, wovon und vor allem wie im historischen Diskurs gesprochen sowie an wen und an was konkret erinnert wird. Trotzdem stellt sich die Frage, ob es wirklich Sinn macht, studentische Projektarbeiten in der gegebenen Form zu veröffentlichen. Fraglich bleibt zudem, wie diese Texte konkret einen Beitrag zur Erforschung der historischen Vergangenheit von Vilnius oder im weiteren Sinne der litauischen, polnischen, weißrussischen oder jüdischen Geschichte leisten sollen.

LINDA LAINVOO

Uue Maailma lood [Geschichten aus der *Uus Maailm* (Neue Welt)]. Hrsg. von KARIN LIPPUS, PEETER VIHMA und MERIT KASK. Verlag Uue Maailma Selts. Tallinn 2011. 216 S. ISBN 9789949301591.

Das hier anzuzeigende Buch versteht der Rezensent in erster Linie als eine Art Gedächtnisbuch, das den Zweck verfolgt, zur Präsentation und Stärkung der historischen Identität eines Tallinner Ortsteils beizutragen.

Es handelt sich um einen Teil des städtischen Raums, der einen ausgefallenen Namen – die Neue Welt (estn. *Uus Maailm*) – trägt. Dieser Name ist allerdings in den allgemeinen Darstellungen der Geschichte Revals bzw. Tallinns nicht anzutreffen und es steht zu befürchten, dass es im deutschsprachigen Kulturraum nicht allzu viele Menschen geben dürfte, die in der Lage wären, dieses Stadtviertel auf einer Karte ausfindig zu machen. Doch kann man eine Wette abschließen, dass auch die Tallinner selbst die Achseln zucken würden, wenn ihr Gesprächspartner etwa behauptet, dass er in *Uus Maailm* wohne. Womit lässt sich also erklären, dass im vergangenen Jahr ein Buch herausgegeben wurde, das auf etwas mehr als zweihundert Seiten mit Selbstverständlichkeit von einem klar begrenzten Ortsteil der Hauptstadt der Republik Estland spricht, wobei erst einmal daran erinnert werden muss, dass die betreffende Gegend unter dem Namen *Uus Maailm* als eine Einheit zu betrachten und diese Vorstellung immer wieder zu wiederholen und einzuprägen sei? Die Antwort ist einfach: In unserem historischen Gedächtnis gibt es Lücken und Unterbrechungen, für deren Entstehung fast ein halbes Jahrhundert lang gesorgt wurde. Es war zwar nicht so, dass jemand für die Erwähnung der *Uus Maailm* hart bestraft worden wäre. Doch wurden die Grenzen der historischen Stadtteile in Tallinn in der sowjetischen Zeit verschoben und die Stadtbezirke umbenannt.

Es ist schwer zu beurteilen, inwieweit sich die Einwohnerschaft der *Uus Maailm* vor dem Zweiten Weltkrieg mit ihrem Stadtbezirk identifiziert haben mag. Die heutigen Protagonisten des auf eine eigene Identität Anspruch erhebenden Stadtteils *Uus Maailm* stützen sich auf das Milieubewusstsein sowie die feste Überzeugung, dass dieser Bezirk durch seine Eigenart besticht und sich vom übrigen Tallinn unterscheidet. Die Eigentümlichkeit der *Uus Maailm* kommt insbesondere darin zum Ausdruck, dass sich ihr Straßennetz und ihre Architektur historisch herausgebildet und bis heute verhältnismäßig gut erhalten haben.

Wie kam ein Tallinner Stadtteil zu solch einem exotischen und auffallenden Namen? Im Jahre 1878 machte sich der Großgrundbesitzer Adolf Johann Rulcovius zielstrebig daran, seinen Grundbesitz in Grundstücke aufzuteilen. Das infolge der Parzellierung entstandene Straßennetz hat sich zum größten Teil bis heute erhalten. Die Aufteilung des Grundbesitzes war auf pragmatische Überlegungen zurückzuführen. Acht Jahre zuvor war Reval zu einem Eisenbahnknotenpunkt samt Zweigbahnen ausgebaut worden, was den Anstoß zu seiner raschen wirtschaftlichen Entwicklung gab. Die Nachfrage nach Mietwohnungen nahm rapide zu. Die von Rulcovius aufgeteilten Grundstücke wurden bebaut und der neu entstandene Ortsteil bekam den Namen Neue Welt. Östlich grenzte der neue Stadtteil an die Große Pernauer Straße und westlich an die Eisenbahn. Die parallel mit der Eisenbahn verlaufende Straße wurde Technische bzw. Techniker Straße genannt, da sie von der Pernauer Straße aus bis zu der

im Jahre 1880 gegründeten Technischen Schule der Eisenbahner führte. Einen weiteren Impuls zur Erweiterung der *Uus Maailm* und zur Errichtung der Gebäude gab die Gründung der Furnier- und Möbelfabrik Alexander Martin Luthers an der Pernauer Straße im Jahre 1883. Im Laufe von zehn Jahren nach der Gründung beschäftigte dieses Unternehmen Hunderte Menschen, die eine Unterkunft benötigten. Das jenseits der Pernauer Straße gelegene, fast völlig unbebaute Gelände war geradezu ideal als neues Wohngebiet geeignet. Als Kleinunternehmer tätige Kaufleute, Handwerker oder vermögende Bauern, die aus dem Lande in die Stadt gezogen waren, errichteten die Gebäude. Diese Investitionen in Immobilien machten sich schnell bezahlt, zumal große Nachfrage nach Wohnungen herrschte. Die Bedeutung des Stadtteils als eines Wohngebietes nahm in noch stärkerem Maße zu, nachdem am Ende des 19. Jahrhunderts nicht weit von der gerade im Entstehen begriffenen *Uus Maailm* Richard Mayers Chemiebetrieb seine Arbeit aufgenommen hatte.

Mit der Gründung der Republik Estland ging die Loslösung vom Zarenreich und die Umstrukturierung der Wirtschaft einher. Die Bautätigkeit, die in den ersten Jahren der Eigenstaatlichkeit abgeflaut war, kam in den 1930er Jahren erneut in Schwung. In der Periode von 1918 bis 1939 wurden im Stadtviertel 810 neue Wohngebäude errichtet. Dieser Zeitabschnitt kann als die Goldene Ära von *Uus Maailm* angesehen werden. Allerdings wurde die Gegend durch die Bombardierung im März 1944 stark beschädigt, und ein Teil der entstandenen Leerräume wurde mit Neubauten gefüllt. Dennoch kann man festhalten, dass *Uus Maailm* als Ganzes durchaus von einem glücklichen Geschick profitierte. Denn dieser historische Bezirk blieb wohl lediglich deshalb erhalten, weil es in der Umgebung von Tallinn genug freien Raum gab, wo die Stadt große Neubaugebiete errichten konnte. Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit änderte sich auch die Einstellung der Behörden zu den Gebieten, die einen hohen Milieuwert aufzuweisen haben. Gültigkeit erlangten die Regeln der zivilisierten Welt, wo das Verhältnis zwischen Alt und Neu nicht immer in Geld gemessen wird. Zum Maßstab des Lebensumfeldes wurden eher solche Werte wie Menschenfreundlichkeit und ein gewisses Zuhause-Gefühl.

Die „Geschichten aus der Neuen Welt“ stellen ein interessantes und eigenartiges Geschichtsbuch dar. Dessen größter Wert liegt darin, dass schon sein Aufbau am Menschen orientiert ist. In vier von insgesamt fünf Kapiteln wird Einblick in einen historischen Tallinner Stadtteil geboten, indem einfach Geschichten über ihn erzählt werden. Diese Komposition verleiht dem Verständnis des Ortsteiles eine besondere emotionale Kraft. Zwischen den Buchdeckeln befinden sich 22 Geschichten, die unter verschiedenen Gesichtspunkten geschrieben wurden, je nach dem Verhältnis des jeweiligen Autors zur *Uus Maailm*. Dennoch findet man im Buch außer historischen Impressionen auch Erläuterungen aus der Feder von Sachverständigen. Diese Passagen wurden von einem der besten Experten auf dem

Gebiet der Tallinner Geschichte, Robert Nerman, von dem Architekturhistoriker Oliver Orro sowie von den Architekten Ingrid Ruudi und Jarmo Kauge verfasst. Diese erläuternden Teile sind von den Herausgebern entweder als „Abschweifungen“ oder als „Spaziergänge“ betitelt worden.

Leider kann dieser Rezension kein Bildmaterial beigegeben werden. Denn dieses unterstützt die ganze Komposition und die Texte der „Geschichten aus der Neuen Welt“, weshalb es einen Wert an sich darstellt. Die Suche nach Bildern und deren Auswahl hat den Herausgebern zweifellos viel Mühe gekostet. Allerdings bestechen die Abbildungen noch durch einen weiteren Aspekt, der nicht unterschlagen werden sollte: Es handelt sich bei ihnen nämlich zum Teil um Bilder aus den privaten Sammlungen der Autoren, weshalb sich einige von ihnen durch eine sehr persönliche Gefühlsnuance auszeichnen, die für gewöhnlich nicht mit Fremden geteilt wird. Dass die Autoren der Geschichten der Veröffentlichung dieser Privatfotos zugestimmt haben, zeigt den Respekt vor den eigenen Wurzeln, die in der *Uus Maailm* stecken.

PRIIT RAUDKIVI

